

Heft 2

# Denkströme

---

Journal der  
Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig  
herausgegeben von Pirmin Stekeler-Weithofer



Leipziger Universitätsverlag 2009

Gedruckt mit Unterstützung des Sächsischen Staatsministeriums  
für Wissenschaft und Kunst

Herausgeber: Pirmin Stekeler-Weithofer

Wissenschaftlicher Beirat: Ute Ecker, Dagmar Hülsenberg, Heiner Kaden, Hans-Joachim Knölker, Heiner Lück, Dieter Michel, Manfred Rudersdorf, Hartmut Worch

Redakteur: Hannes Meder-Wernicke

Redaktion Denkströme:

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Karl-Tauchnitz-Str. 1, 04107 Leipzig, denkstroeme@saw-leipzig.de

Die Online-Ausgabe ist über <http://www.denkstroeme.de> abrufbar.

Dort finden sich auch alle Informationen zur Manuskripteinreichung.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

[Der voranstehende Eintrag bezieht sich nur auf die beim Leipziger Universitätsverlag erschienene Druckauflage. Die PDF-Dateien der Online-Ausgabe stehen unter der Creative Commons BY-NC-ND-Lizenz <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>.

Für weitergehende Nutzungen setzen Sie sich bitte mit den jeweiligen Autoren in Verbindung.]

© 2009 Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Verlag: Leipziger Universitätsverlag

Gestaltung und Satz:

Barbara Gomon, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Druck: druckhaus köthen GmbH

Printed in Germany

ISSN: 1867-6413

# Inhaltsverzeichnis

Editorial	5
<b>Beiträge</b>	
Wolfram Högrebe Seher und Sensoren. Ursprünge der Orientierungstechniken	11
Olaf Breidbach und Pirmin Stekeler-Weithofer »Brainworks«. Über die Rolle von Philosophie und Geisteswissenschaft in der Strukturierung unserer Wissenschaftslandschaft	20
Wolfgang Prinz Wie das Bewusstsein erfunden wurde	49
Armin Grunwald Technikfolgenabschätzung als wissenschaftliche Politikberatung am Deutschen Bundestag	64
Brigitte Bulitta Philologische Grundlagenforschung am <i>Althochdeutschen Wörterbuch</i> der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig	83
Rudolf Große Bemerkungen anlässlich des Vortrages von Brigitte Bulitta »Philologische Grundlagenforschung am <i>Althochdeutschen Wörterbuch</i> «	99
Susanne Zeilfelder Indogermanistische Etymologie im Projekt <i>Deutsche Wortfeld-etymologie in europäischem Kontext</i>	102
Roland Schuhmann Die Bedeutung der frühesten germanischen Überlieferung für das Althochdeutsche	117
Almut Mikeleit-Winter Wörter(buch) und Sachen. Alltagswortschatz im Althochdeutschen	127

## Inhalt

Maria Kozianka	
›Herz‹ im Etymologischen Wörterbuch des Althochdeutschen	144
Andreas Herz	
Der edle Palmenbaum und die kritische Mühle. Die <i>Fruchtbringende Gesellschaft</i> als Netzwerk höfisch-adeliger Wissenskultur der frühen Neuzeit	152
Markus Kirchhoff	
Jüdische Kultur als europäische Tradition. Die <i>Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur</i> im Kontext	192
<b>Diskussionen</b>	
Georg Vobruba	
Die Struktur der Verantwortungsfreiheit. Thesen zur Hochschulpolitik	209
Martin Schlegel	
Neue Universitätsstruktur	215
<b>Berichte &amp; Notizen</b>	
Ulrich Stottmeister und Thomas Bley	
Forschung zur Technikbewertung und -gestaltung in der Sächsischen Akademie der Wissenschaften	219
Christian Schmidt	
Wissenschaftsbegründung und Interdisziplinarität. Zum Abschluss des Akademievorhabens »Rekonstruktion der wissenschaftsphilosophischen Diskurse in Wilhelm Ostwalds <i>Annalen der Naturphilosophie</i> «	277
Studien zu Carl Julius Fritzsche (1808–1871) und Il’ja Il’ič Mečnikov (1845–1916). Quellenarbeit in der Wissenschaftsgeschichte	234
Autoren	237

## Editorial

Das zweite Heft der *Denkströme* führt vor, dass sich Wissen aus vielen Zuflüssen speist und dass diverse Aufgaben der Kanalisierung auftreten, besonders wo es um die Einheit von Wissen und Wissenschaft geht, bei aller Anerkennung methodischer und thematischer Diversität. Zwar fließt das Wasser von sich aus bergab. Aber das Denken, und nur das Denken, kann dafür sorgen, dass es auch mal bergauf fließt, nämlich bei Einsatz von Pumpen. Entsprechend ist auch Wissenschaft in ihrer Entwicklung autonom zu steuern, wenigstens partiell, und nicht einfach den Wirkungen kontingenter externer Kraftfelder zu überlassen.

Dabei zeigt der erste Text, WOLFRAM HOGREBES »Seher und Sensoren. Ursprünge der Orientierungstechniken«, dass schon die Mantik, das vage Wissen der Weisheit der Seher und des Orakels, als eine Art frühe Denkpumpe zu betrachten ist und ohnehin viel eher als etwa die Religion protowissenschaftliche Züge trägt. In einer Zusammenarbeit, die sich aus unserem Akademieforum ergab, thematisieren OLAF BREIDBACH und PIRMIN STEKELER-WEITHOFER unter dem Titel »Brainworks« die orientierende und kritische Rolle von Philosophie und Geisteswissenschaft gerade auch für die Entwicklung einer auf Technologien abzielenden Wissenschaft. Dabei würde eine echte Wissensgesellschaft in ihrer Strukturierung höherer Bildung weit über die zurzeit leider dominante bloße Ausbildung in einer Informationsgesellschaft hinausgehen müssen. Im Unterschied zu diesem objektiven Geist, der im Sinne einer gemeinsamen Entwicklung der zentralen Institutionen gemeinsamen Lebens zu verstehen ist und dabei nicht etwa bloß des technischen Wissens und individuellen Könnens, rekonstruiert WOLFGANG PRINZ die scheinbar ›philosophische‹ Erfindung eines subjektiven Geistes im Sinne eines vermeintlich apriorisch gegebenen Bewusstseins, das angeblich auch die beobachtbaren Äußerungen mentalen Lebens im Verhalten transzendiere. Wie die Orientierungsaufgaben von Geisteswissenschaft und Philosophie in einer gerade auch ethisch geprägten Wissensgesellschaft praktisch zu institutionalisieren sind, führen ARMIN GRUNWALDS Überlegungen zur Technikfolgenabschätzung als wissenschaftliche Politikberatung am Deutschen Bundestag vor.

Ein zweiter Schwerpunkt in der Rubrik der Beiträge unseres Journals ist die Darstellung der Themen, Fragestellungen und Ergebnisse von Akademieprojekten, wie sie auch in unserem Akademiekolloquium diskutiert werden. Gerade in den Wörterbüchern wird Geisteswissenschaft material konkret. Das macht zunächst BRIGITTE BULITTA am Beispiel der philologischen Grundlagenforschung am *Althochdeutschen Wörterbuch* der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig klar. Auf die Bedeutung dieses Projekts für die internationale Sprachwissenschaft weist RUDOLF GROSSE hin. SUSANNE ZEILFELDER stellt die indogermanistische Etymologie im Projekt *Deutsche Wortfeldetymologie* in einen europäischen Kontext, und ROLAND SCHUHMANN führt die Bedeutung frühester germanischer Überlieferungen für das Althochdeutsche an konkreten Beispielen vor. ALMUT MIKELEITIS-WINTER erinnert in ihren Ausführungen zum Alltagswortschatz im Althochdeutschen daran, dass wir aus den Wörtern für die Zubereitung von Nahrungsmitteln unter vielem anderen auch auf die Geschichte der Ernährungstechnologie gewisse Rückschlüsse ziehen können. MARIA KOZIANKA zeigt am Beispiel des Lemmas »Herz« im *Etymologischen Wörterbuch des Althochdeutschen*, wie sich die (wohl schon immer auch metaphorischen) Vorstellungen über die leiblichen Zentren wandeln, welche die verschiedenen mentalen oder psychischen Reaktionen verursachen, wie z. B. die Leber, Milz oder das Herz. Das Zentrum für das Denken hat sich dabei sozusagen nach oben bewegt und ist heute im Kopf angekommen, so dass das Zwerchfell oder *phren* sozusagen denselben Namen trägt wie das Hirn oder *brain*, während der Sitz der Gefühle nach wie vor grob in der Mitte situiert ist.

Die *Fruchtbringende Gesellschaft* als Netzwerk höfisch-adeliger Wissenskultur der frühen Neuzeit wird von ANDREAS HERZ präsentiert. MARKUS KIRCHHOFF erläutert, wie die *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur* jüdische Kultur in den Kontext der europäischen Tradition stellt und dass sie, sozusagen auch umgekehrt, die europäischen Traditionen selbst an die Bedeutung jüdischer Kultur erinnert.

Die Diskussionen greifen Themen des ersten Heftes wieder auf, etwa GEORG VOBRUBAS Thesen zur Hochschulpolitik, in welchen ebenso ernst wie ironisch die administrative Struktur der Verantwortungsfreiheit in der Universität unter anderem darin gesehen wird, dass man von einer Herrschaft der Bürokratie allzu viel an Heil erwartet. MARTIN SCHLEGEL erläutert dazu kurz die neue Universitätsstruktur und nennt einige der anzupackenden Aufgaben.

ULRICH STOTTMEISTER und THOMAS BLEY schildern in der Rubrik Berichte & Notizen die Zielsetzungen des neuen Forschungsprojekts zur Technikbewertung und -gestaltung an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, während CHRISTIAN SCHMIDT über den Abschluss des Akademievorhabens

»Rekonstruktion der wissenschaftsphilosophischen Diskurse in Wilhelm Ostwalds *Annalen der Naturphilosophie*« berichtet. Am Ende steht ein Hinweis auf eine Quellenarbeit in der Wissenschaftsgeschichte, nämlich die Studien zu Carl Julius Fritzsche (1808–1871) und Il'ja Il'ič Mečnikov (1845–1916), herausgegeben von Ortrun Riha und Heiner Kaden.

*Pirmin Stekeler-Weithofer*





Beiträge



Wolfram Hogrebe

## Seher und Sensoren

Ursprünge der Orientierungstechniken

Orientierungstechniken sind im technischen Zeitalter z. B. Ortungssysteme per Radar oder Sonar. Beide Techniken haben im Laufe des 20. Jahrhunderts eine rasante Entwicklung genommen. Schrittmacher für diese Entwicklung waren zwar nicht nur, aber doch deutlich und schubweise militärische Erfordernisse. Unter den radarbasierten Ortungssystemen (*Radio Detection and Ranging*) finden sich solche für Bodenortungen, mit denen sich z. B. Metalle auffinden lassen. Diese Technik ist für Archäologen wie für Schatzsucher gleichermaßen interessant. Die heutige Generation solcher Ortungstechniken ist zumeist auch mit Zurichtungen für bildgebende Verfahren verbunden (*Imaging Radar*), die dem Nutzer Informationen über die Gestalt der gesuchten Gegenstände bieten. Radartechniken werden natürlich auch für Wettererkundungen eingesetzt, für die Ortung von Niederschlagsgebieten, von Gewitterfronten und Blitzeinschlägen. Die geläufigste und heute in der Regel satellitengestützte Verwendung des Radars ist aus dem Verkehrsbereich bekannt, aus dem Flug-, Schiffs- und Autoverkehr. Bei letzterem haben wir es zu unserem Leidwesen bisweilen mit Radarkontrollen der Polizei zu tun, zu unserer Orientierungsentlastung und damit zu unserem Freudwesen auch mit dem satellitengestützten Navigationssystem (*GPS*). Spektakulär ist darüber hinaus der Einsatz des *Galileo*-Systems in der von der Siemens Tochter *Toll Collect* verzögert funktionsfähig gestellten Technik zur Erhebung von Maut-Gebühren auf deutschen Autobahnen. Wie wichtig solche Navigationstechniken sind, lässt sich auch daran ermes sen, dass die Deutsche Gesellschaft für Ortung und Navigation (*DGON*) mit Sitz in Bonn vom 19. bis zum 22. Juli 2005 eine *European Navigation Conference* nach München einberufen hat, die unter Schirmherrschaft des Bayerischen Ministers Dr. Otto Wiesheu stand.

Technisch gesehen, und zwar elementartechnisch, basieren Radarsysteme auf zwei Phänomenen, die uns auch aus dem Alltag geläufig sind: auf dem Echoeffekt und dem sog. Dopplereffekt. Per Echo kann man messen, wie weit eine Instanz entfernt ist, die eine emittierte Welle zurückwirft. Dagegen sorgt der Dopplereffekt, d. h. musikalisch gesprochen, das *sonare Crescendo* und *Decrescendo* eines bewegten Körpers bezogen auf eine registrierende Instanz, dafür,

dass wir die Geschwindigkeit der Körper messen können. Eines der wichtigsten Publikationsorgane für Ortungstechniken ist die Zeitschrift *Journal of Navigation*, herausgegeben von dem *Royal Institute of Navigation*.

Unter Wasser wird auf der Basis derselben Prinzipien sozusagen ein Ton-Radar eingesetzt, der also nicht Gebrauch von Radiowellen oder neuerdings auch Laser, sondern von Tonwellen (sonus) macht. Bei dieser Technik spricht man in Anlehnung an das Wort *Radar* vom *Sonar*. Die unter Wasser emittierten Tonimpulse sind bisweilen so stark, dass sie wiederum das biologische Ortungssystem z. B. von Walen stören, ja zerstören können, worauf mit Recht Naturschützer hingewiesen haben. Sonarsysteme sind uns von U-Booten her geläufig, aber auch von Minensuchbooten und von Expeditionen für die Vermessung und Kartierung von Meeresböden. In der Sonartechnik ist Deutschland übrigens weltweit führend, und die am Kap Horn vor Afrika eingesetzten Minensuchboote der Bundesmarine haben auch dann zum Glück noch Minen ausfindig gemacht, als die Amerikaner entsprechende Schiffspassagen schon freigegeben hatten. Ferner werden Sonarsysteme auch eingesetzt für die Erkundung von Sedimenten unter dem Meeres- oder Gewässerboden. In diesem Segment, und das wird Naturschützer wieder freuen, hatte ich in meiner Zeit in Jena Gelegenheit, Dr. Klaus Storch kennenzulernen, dessen Firma SOSO-Sonderonar/Jena avancierte Techniken entwickelt hat, die sich, was ich vermitteln konnte, auch für Abfallbeseitigungsmaßnahmen in Gewässern von Berlin, und zwar im Auftrag des Berliner Senats, eigneten.

Ohne solche Navigations- und Ortungssysteme, ohne solche digitalisierten Orientierungstechniken ist die heutige Welt der bewegten Gesellschaften nicht denkbar. Aber natürlich standen sie nicht immer in dieser hochspezialisierten Technik zur Verfügung. Ältere Navigations- und Orientierungstechniken mussten mit Karte, Kompass, Sextant und Sternen vorlieb nehmen, noch ältere mit Sternen allein.

Und schon befinden wir uns in einer Zeit, in der wir die Flotte des griechischen Heeres an die Küsten Trojas navigieren müssen. Wem sollen wir dieses verantwortungsvolle Geschäft anvertrauen? Die griechische Generalität wusste es: Unser Admiral und Navigator kann nur Kalchas sein, der Seher, von dem es in der *Ilias* heißt, er sei der weiseste Vogeldeuter, der erkannte, was ist, was sein wird und was zuvor war.<sup>1</sup>

Machen wir uns nichts vor, diese Auskunft klingt befremdlich. Ausgerechnet einem Seher, einem  $\mu\alpha\nu\tau\iota\varsigma$ , soll die Navigation überlassen werden? Doch Homer duldet in dieser Frage keinen Zweifel. Sicher war Kalchas auch derjenige, der als Seher zu Rate gezogen wurde, als es galt, eine Erklärung für das

---

1 Vgl. *Il.* I, 70; vgl. auch Hesiod, *Theog.* 38.

Wüten der Pest im Heer der Griechen vor Troja zu liefern. Und er konnte es, da er eben als Seher mantischen Einblick in den Götterwillen hatte und den Ausbruch der Pest als Strafaktion von Apoll identifizieren konnte: Agamemnon hatte Apoll beleidigt und erzürnt, weil er die gefangene Tochter eines Priesters des Apoll nicht freigelassen hatte. Zuzufolge dieser Erklärung des Kalchas musste es Agamemnon wohl oder übel dann doch tun, und das machte ihn wütend, und er hielt sich an einer gefangenen Trojanerin, an der Achill sein Wohlgefallen gefunden hatte, schadlos. Aber genau das machte wiederum Achill wütend, und er verspürte nicht mehr die geringste Lust, am Kampf gegen die Trojaner teilzunehmen. Und eben deshalb kann die *Ilias* mit ihrem Musenanruf beginnen: »Singe Göttin, den Zorn des Peleiaden Achill [...]«.

Der Seher Kalchas ist also in der Lage, solche Erklärungen widriger natürlicher Ereignisse im Rückgang auf den strafenden Götterwillen zu liefern. Aber gleichwohl ist er auch derjenige, der die Flotte der Griechen an die Küste Trojas navigiert hatte (ἡγεσας'). Das sagt Homer ganz unzweideutig. Und er ergänzt noch, und da gibt es keinen Ausweg mehr: Er navigiert oder führt die Flotte der Griechen an die Küste Trojas ›kraft seiner Wahrsagekunst‹ (δια μαντοσύνην). Manche Übersetzungen geben das griechische Verb ἡγεσθαι mit ›begleiten‹ wieder, also im Sinne von ›Kalchas begleitete die griechische Flotte‹. Das ist gewiss falsch. ἡγεσθαι heißt nun einmal ›militärisch führen‹. Ein spätes Echo haben wir heute noch in dem Adjektiv ›hegemonial‹. Wenn es also so ist, dass Kalchas als Seher in der Lage ist, eine ganze Flotte zu navigieren, dann kann seine Sehergabe nicht so beschaffen gewesen sein, dass er als Kaffeesatzleser oder Spökenkieker auf der Brücke stand. Als Seher musste er offenbar über das seinerzeit verfügbare nautische und navigationstechnische Wissen verfügen, d. h. in Zeiten ohne Karte, Kompass und Sextant über das nötige Sternstandwissen. Die Seherkunst, die Mantik, wurde also damals ganz unzweideutig als Orientierungstechnik eingesetzt. Allerdings in einem differenzierten Sinne: einmal als avanciertes Wissen, das ein nautisches Können per Navigation in Orientierung am Sternenstand möglich macht und dann, wenn ein Können trotz dieses Wissens scheitert, als ein Wissen um den Bestrafungscharakter von Widerfahrnissen im Rückgang auf einen wirksamen Götterwillen. Die Flotte der Griechen hätte ja trotz der Navigation des Kalchas in schweres Wetter geraten können. Dann gibt es eben einen zusätzlichen Erklärungsbedarf. Ich möchte es hier als ein Prinzip formulieren: Menschliches Verhalten wird in dem Maße divinitorisch relevant, als es, für uns heute, in die Dimension des Zufälligen hineinragt. Und dies gilt auch für unser wissensbasiertes Können. Denn auch jedes Können mündet exerziert in ein Gelingen oder Misslingen. Jemand kann zwar navigieren und demzufolge wird eine Schifffahrt normalerweise auch gelingen, d. h. ungestört ihr Ziel erreichen; sie kann aber auch

misslingen, d. h. in schwere See geraten. Das Gelingen ist nicht ganz auf das Können zurückzuführen, die Umstände, z. B. das Wetter, müssen mitspielen. Wer reiten kann, dem kann es trotzdem widerfahren, dass er vom Pferd fällt. So ragt auch jedes Können in die Dimension des nach unserem Verständnis Zufälligen hinein. Ein solches Verständnis des Zufälligen gibt es aber bis spät ins 19. Jahrhundert, genau genommen bis zu Clausius und Boltzman nicht. Es gibt zwar das Zufällige im Sinne von *τυχη* und *fortuna*, aber via Zufall ist immer eine höhere Macht, ein schicksalhafteres oder göttliches Geschehen wirksam. Das besagt: Mündet ein Können im Gelingen, haftet ihm ebenso etwas Belohnendes und damit nur divinatorisch Zugängliches an wie einem Können, das in einem Misslingen endet, dem gewiss ein Bestrafendes und damit ebenso ein nur divinatorisch Zugängliches anhaftet. Insofern kann die im Gelingen endende Navigation der griechischen Flotte durch Kalchas durchaus seinen divinatorischen Fähigkeiten gutgeschrieben werden, obwohl sein Können vielleicht nur *fortune* hatte. Dass Kompetente auch *fortune* haben müssen, um Erfolg zu haben, ist dann die neuzeitliche *façon de parler* eines ehemals von Göttern begünstigten Handelns. Insofern fällt Homers Charakterisierung des Admirals Kalchas keineswegs aus dem Rationalitätsprofil heraus, sondern bestätigt es, weil die Verhältnisse damals anders gar nicht formulierbar waren. Kalchas würde heute Orientierungs- oder Ortungstechniken wie das Radar oder Sonar für seine Navigation ebenso benutzen wie seinerzeit sein alternativloses Sternstandwissen. Auf diesem Fuße ist Mantik als Orientierungstechnik jedenfalls nichts Irrationales.

Das erklärt sich daraus, dass die Mantik, und zwar je älter ihre Zeugnisse sind, desto deutlicher, durchaus eine epistemische Rendite erwirtschaften konnte. Im allgemeinen unterscheidet man eine ›intuitive‹ oder natürliche Mantik, die aus Traum, Rausch und Ekstase ihre Botschaften extrahiert, von einer ›interpretativen‹ oder künstlichen Mantik, die ihre Botschaften aus der rechten Deutung natürlicher Zeichen bezieht, aus Zeichen wie Vogelflug, Eingeweide, das Rauschen heiliger Haine und Quellen, aber auch Blitz und Donner, Mond, Sonne und Sterne und auffällige Naturereignisse oder Tierverhalten.<sup>2</sup> Beide Formen der Mantik finden sich bei allen alten Völkern der Erde, bei manchen Naturvölkern bis heute. Das Repertoire der mantischen Deutungskunst ist dabei stets auf das Milieu zugeschnitten, in dem es um Leben und Überleben ging. Wenn man annehmen darf, und man darf es, dass in sehr frühen Zeiten tiefergehende Kenntnisse über Kausalverhältnisse, die natürlichen Ereignissen zugrunde liegen, noch nicht zur Verfügung standen, konnte es nicht unnützlich sein, sich zunächst um die Kenntnis von Ereigniskorrespondenzen

---

2 Vgl. dazu ausgreifend Wolfram Hogrebe, *Metaphysik und Mantik*, Frankfurt/M. 1992.

zu bemühen. Wenn man weiß, welche Ereignisse im allgemeinen zusammen auftreten, ist das ein Erkenntnisgewinn. Wie immer die Kausalitäten dieser Ereignisse geknüpft sein mögen, die Korrespondenz ihres Auftretens gibt Anlass, mit dem Auftreten eines Ereignisses schon dann zu rechnen, wenn man nur Kenntnis von dem korrespondierenden hat. Der Ruf des Eichelhäfers verrät dem kundigen Jäger, dass ein Tier, das er nicht sehen kann, in der Nähe ist. Im Stile einer solchen ›Naturkunde‹ führt auch Cicero die Mantik im ersten Teil von *De divinatione* durch seinen Bruder Quintus positiv ein, selbst wenn er die Argumente im zweiten Teil wieder destruiert. Auch Ärzte, so Quintus, können ja häufig nicht sagen, *warum* gewisse Kräuter heilen, aber *dass* sie es tun, wissen sie. D. h., Nichtwissen um die zugrundeliegenden Kausalverhältnisse hindert nicht die erfolgreiche Prognose oder Therapie. »Non quaero cur, quoniam quid eveniat intelligo.«<sup>3</sup> Auf dieser durchaus fragilen induktiven Basis operiert in der Tat die frühe interpretative Mantik. Das bekundet auch Herodot von den Ägyptern: »Wenn nämlich etwas Merkwürdiges geschieht, geben sie acht und schreiben den Ausgang der Sache auf. Bei einem ähnlichen Vorfall in späterer Zeit glauben sie dann, es müssten wieder die gleichen Folgen eintreten.«<sup>4</sup> Trotz dieser Mitteilung hat man sich in der Literatur darüber mokiert, dass aus dem alten Ägypten keine Prodigiensammlungen, wie wir sie von den Babyloniern zuhauf kennen, erhalten sind. Die Gelehrten, die mit dieser Materie befasst waren, haben offenbar eine gesonderte Überlieferung von Prodigien erwartet. Diese stecken aber in den durchaus überlieferten Messungen des Wasserstandes des Nil, deren Ergebnisse für die Ägypter hauptsächlich prognostisch relevant waren. Man muss hier also immer mit den historischen und kulturellen Einbettungen des Existierens rechnen, die den Ausschnitt mantisch relevanter Prognosen definieren, der epistemisch effektiv gebraucht wurde. Nomadenkulturen in der Wüste sind auf andere deutungsrelevante Anzeichen spezialisiert als die Indianer am Amazonas. Besonders deutlich spricht in diese Richtung auch die chinesische Überlieferung der Mantik. Hier war es von alters her geboten, ganz so wie es Herodot von den Ägyptern behauptet hat, alle auffälligen Ereignisse zu registrieren und zu notieren, um warnende Anzeichen dafür zu erhaschen, dass, wie De Groot bemerkt, »... im Tao der Menschheit irgend etwas in Unordnung geraten ist und somit im Tao der Welt etwas aus den Fugen gebracht hat. Dieser Störung wäre dann ohne Verzug durch Beseitigung der Ursache abzuhelpen und so die aus ihr drohende Gefahr abzuwenden.«<sup>5</sup> Hier erkennt

---

3 Vgl. Cicero, *De div.* I, 15.

4 *Historien* lib. II, 82.

5 Johann Jakob Maria de Groot, *Universismus. Die Grundlagen der Religion und Ethik, des Staatswesens und der Wissenschaft Chinas*, Berlin 1918, S. 331.

man sehr deutlich, dass die Orientierungsfunktion der Mantik von Anfang an im Dienste des Sicherungsverhaltens der Menschen stand. Sie waren, hineingehalten in eine riskante Umgebung, seit Urzeiten einfach gezwungen, im Horizont ihres kausalen Unwissens auf Zeichen zu reagieren, die als anzeigende Instanzen für eine sinnlich noch nicht zugängliche, aber eventuell bedrohliche Realität standen. Wo der *homo sapiens* auftrat, registrierte er die Welt als ein anzeigendes Geflecht von Zeichen, weil er aus Sicherheitsgründen ständig gezwungen war, mit mehr zu rechnen, als ihm sinnlich präsent sein konnte. Aus diesem ›Mehr‹ ist im Prinzip der *homo sapiens* geboren, und um dieses ›Mehr‹ intellektuell zu verwalten, hat er die Metaphysik als Teil seiner Selbsterfindung erfunden. Das haben wohl Platon und Aristoteles, aber schon Denker wie Epikur und erst recht Lukrez nicht mehr verstanden. Damit begann die Periode der Selbstvergessenheit des *homo sapiens*, die heute, ob wir das wollen oder nicht, in die Phase seiner Selbstausslöschung getreten ist. Man benötigt nicht mit Heidegger Drohausdrücke wie ›Seinsvergessenheit‹, es genügt, und das ist der eigentliche Kern, die ›Selbstvergessenheit‹ des *homo sapiens*. Er erkennt sich heute als das, was er mehr als Physis ist, nicht mehr an. Das ist »Pisa« von oben. Es ist aber dennoch in geeigneter Umgebung, und das ist der performative Widerspruch zu dieser Nichtanerkennung, zweifellos nicht unnützlich, die Bewegung hoher Gräser als Anzeichen für eine sinnlich ansonsten noch nicht registrierbare Bestie zu deuten. Und wir tun das auch, ob wir wollen oder nicht. Die Angst vollzieht gewissermaßen automatisch, was Epikur und Lukrez nicht wahrhaben wollten. Und Lust macht erst auf diesem Hintergrund der Angst ihren vollen Sinn. Das ist auch die Botschaft des Gartens von Bomarzo. Wir dürfen solche Überlegungen in die Feststellung bündeln, dass die Mantik als Orientierungstechnik geboren wurde aus dem, was man bei Tieren die Witterung nennt. Wann immer in der Dämmerung ein Hirschrudel auf die Lichtung tritt, dann tun dies, und das wissen erfahrene Jäger, zuerst die weiblichen Alttiere des Rudels, nicht die Hirsche, um zunächst die Situation auf der Lichtung zu inspizieren, indem sie ›witternd‹ nach allen Seiten ›sichern‹. Aus dieser nützlichen Attitüde eines spezialisierten Sicherungsverhaltens unter Einsatz zugänglicher Orientierungstechniken ist später die *sapientia* des *homo sapiens* geboren.

Aus einiger Entfernung betrachtet handelt es sich in solchen Situationen aber auch stets darum, mit einem kontingenzdurchsetzten Milieu zurechtzukommen. Wer noch nicht viel weiß, muss vorsichtig sein. ›Vorsichtigkeit‹ gebiert die ›Vorsehung‹ und unsere semantische Sensibilität. Diese ist uns durchaus auch heute noch angeboren. Bloß regt sich diese Sensibilität erst dann, wenn die sinnliche Kulisse schwierig wird und wir dann das ›mulmig‹ genannte Gefühl haben, uns in einer riskanten Situation zu befinden, also z. B.



im Dunkeln in unbekannter Umgebung. Hier gewinnen auch für uns heute noch die kleinsten Geräusche eine ungewöhnliche Valenz, deren Registratur unser Sicherungsverhalten bis zur panischen Stimmung aktiviert. Mantik ist als Deutungskunst ursprünglich auf genau solche Situationen zugeschnitten. Sie war seit Urzeiten stets die Fertigkeit, mit einer Zufälligkeit umzugehen, die wir situativ noch gar nicht erkennen können. In solchen Situationen taten unsere Vorfahren besser daran, noch mit einer Gesetzmäßigkeit zu rechnen, die höherer Art ist, aber dafür steht, dass der Ereigniskontext epistemisch geschlossen bleibt. Mantik als Kunst des Fernwissens und Magie als Kunst des Fernwirkens sprengen nicht unsere Ratioanlität, sondern dehnen sie nur, wie wir heute sagen würden, unzulässig aus. Dafür steht aus dem Bereich der Magie auch ein schlagendes Beispiel, das wir Evans-Pritchard verdanken.<sup>6</sup> Im Land der Zande in Afrika stürzt bisweilen ein alter Getreidespeicher ein. Die Zande wissen auch, warum: Termiten haben im Laufe der Zeit die Stützbohlen zernagt. Genau das ist die Kausalerklärung für den Einsturz, die den Zande ebenso bekannt ist wie uns. Nun verhält es sich aber so, dass zur Zeit der größten Mittagshitze einige der Dorfbewohner häufig unter einem solchen Getreidespeicher sitzen und plaudern. So kann es passieren, dass beim Einsturz desselben tatsächlich einige von ihnen, die unter ihm vor der Mittagssonne Schutz gesucht hatten, verletzt werden. Nun stellen sich für die Zande weitergehende Fragen: Warum musste der Getreidespeicher gerade dann einstürzen, als Leute unter ihm saßen; und warum musste er einstürzen, als gerade diese Leute und keine anderen dort saßen? Solche Fragen sind für uns heute unzulässig, weil wir hier mit der kontingenten Kreuzung voneinander unabhängiger Kausalketten rechnen. Der Einsturz des Getreidespeichers hatte seine Ursachen, die Termiten. Dass Leute unter ihm sitzen hatte sicher auch Ursachen, z. B. die Mittagshitze. Sogar der Umstand, dass es heute gerade die sind oder morgen jene, hatte seine Ursachen. Aber diese Kausalreihen sind voneinander unabhängig, ihre Kreuzung gerade zu dem Punkt des Einsturzes ist für uns heute eine Sache des Zufalls. Nicht so für die Zande oder unsere Vorfahren. Ihnen steht ein ›inklusives Kausalverständnis‹ zur Verfügung, in das Verursachungen aller Art, also auch mantischer oder magischer Art integriert sind. Das mag für die Erklärung natürlicher Ereignisse im Wortsinne ›bezaubernd‹ sein. Im Falle von Schuldzuweisungen kann das allerdings verheerende Konsequenzen haben, wie es noch die Hexenprozesse eindrücklich belegen. Die Akzeptanz von Zufällen ist den Menschen immer schwergefallen. Bevor man vor zufälligen Ereignissen das Handtuch der Rationalität zu werfen bereit war, bemühte

---

6 Vgl. Edward E. Evans-Pritchard, *Hexerei, Orakel und Magie bei den Zande*, Frankfurt/M. 1978, S. 65.

man lieber höherstufige Gesetzmäßigkeiten, die hier ihre Hand im Spiel haben mussten, z. B. mythische Instanzen wie Götter oder sonstige, nur mantisch erreichbare Schicksalsmächte (Themis, Moira etc.). Diese sind also gerade kein Dementi der Rationalität, sondern ihre ultimative, ja überschwängliche Selbstbehauptung. Der Satz Albert Einsteins »Gott würfeln nicht!« ist noch ein spätes Echo dieses Rationalitätsverständnisses. Neuerdings hat sich der Zufall aber nicht nur in der Physik, sondern sogar in der Mathematik festgesetzt. So hat der Freund von Stephen Wolfram Gregory Chaitin unabhängig von Andrej N. Kolmogorov gezeigt, dass es in ihr in Form von kognitiv nicht penetrierbaren Komplexitätsschranken wahre, aber unbeweisbare, d. h. in diesem Sinne zufällig wahre Sätze gibt.<sup>7</sup> Eine erkenntnistheoretische Würdigung solcher Ergebnisse der mathematischen Komplexitätsforschung steht noch aus, aber hier verläuft die gegenwärtige Front. Es möchte sein, dass unsere Ausgriffe in solche Zonen vor allem in der gentechnischen und in der Hirn-Forschung auf solche Komplexitätsschranken stoßen, die kognitiv impenetrabel sind und die zu ignorieren einer neuen Form von epistemischer Hybris ähnelt, deren alte Varianten im Bestrafungsprofil der griechischen Tragödien zu studieren sind. Aber um hier zur Klarheit zu kommen, müssten wir die genetische und neuronale Komplexität überhaupt erst einmal in ihrer mathematischen Eigenart verstehen, und davon sind wir, worauf der Mathematiker Reinhard Olivier hingewiesen hat, noch weit entfernt.<sup>8</sup> Wir können die Natur heute jedenfalls für ihre Unberechenbarkeit nicht einfach mehr züchtigen, wie es in mantischen Zeiten vorgekommen ist. Unvergesslich der Befehl des Xerxes, der um 480 vor Chr. eine Brücke über den Hellespont von Abydos in Kleinasien nach Sestos auf dem griechischen Festland bauen ließ, die aber postwendend durch die aufgewühlte See zerstört wurde. Wie Herodot berichtet, gab der erzürnte Xerxes den Befehl, das Meer auspeitschen zu lassen. Und Herodot fügt noch hinzu: »Ich habe sogar gehört, dass er zugleich Henker mitschickte, um dem Hellespont Brandmale aufzudrücken.«<sup>9</sup> Größer ist der nicht beherrschbaren Komplexität der Elemente nie begegnet worden. Xerxes adelt die Elemente als personalen Gegner, den man für seine Launen auch abstrafen kann. Diese Möglichkeit steht einem Naturforscher heute natürlich nicht mehr zur Verfügung. Wir sind heute vielmehr immer zuerst vor die Aufgabe gestellt herauszubekommen, was

---

7 Vgl. Gregory Chaitin, »On the intelligibility of the universe and the notion of simplicity, complexity, and irreducibility«, in Wolfram Högrebe, Hg., *Grenzen und Grenzüberschreitungen*, Berlin 2004, S. 517–534.

8 Vgl. Reinhard Olivier, »Wonach sollen wir suchen? Hirnforscher tapen im Dunkel«, in *Franfurter Allgemeine Zeitung* vom 13. 11. 2003.

9 *Hist.* VII, 35.

wir beweisbar nicht wissen können. Xerxes ließ noch ein widerspenstiges Meer auspeitschen. Wir sollten heute umgekehrt nicht das Risiko eingehen, selbstverschuldet von der Natur ausgepeitscht zu werden. Auf eine *vis major* in den zu verantwortenden Forschungsfolgen kann sich heute keiner mehr berufen. Aber worauf kann man sich heute überhaupt noch berufen, wenn gilt, was die letzte Zeile des letzten Gedichtes von Stéphane Mallarmé behauptet: »Toute Pensée émet un Coup de Dés / Jeder Gedanke emittiert einen Würfelwurf.«<sup>10</sup>

---

10 Stéphane Mallarmé, *Sämtliche Gedichte*, hg. und übers. von Carl Fischer, Heidelberg 1957, S. 175/195. Fischer übersetzt mit »[...] ist ein Würfelwurf«. Im Original bei Mallarmé steht allerdings »émet« von »émettre«, »ausstrahlen«, »von sich geben«, »äußern«, »emittieren«; dafür ist »ist« zu schwach. Mallarmé will sagen, dass Gedanken einen »Würfelwurf« gleichsam »generieren«, d. h. zu einer wahr/falsch-Entscheidung gleichsam aufrufen, die zu vollziehen nicht in unserer Hand liegt, sondern zufällig ist, aber, wie in seinem Gedicht vom Siebengestirn des Großen Bären, manchmal *a parte mundi* getroffen wird, d. h. *per interventionem du surnaturel*.

## »Brainworks«

Über die Rolle von Philosophie und Geisteswissenschaft in der Strukturierung unserer Wissenschaftslandschaft<sup>1</sup>

### I.

Man spricht heute gern von einer Informations- und von einer Wissensgesellschaft. Informationen beziehen sich dabei aber zunächst immer bloß auf besondere Einzelereignisse, im Grunde auf das, was traditionell *historia* hieß. Des Weiteren gehört dann auch alles, was man auswendig lernen kann, zu dieser *historischen Information*, etwa auch der je gegenwärtige Stand der Wissenschaft, soweit diese bloß als das verbal bzw. aus Büchern lernbare theoretische Wissen aufgefasst wird. Wir können dabei heute immer nur das lernen, was gestern entwickelt wurde. Eine bloß gelernte Theorie ist daher selbst schon historisches Wissen. Erst recht aber gehören das Feuilleton ebenso wie das Konversationslexikon, die Realenzyklopädie und am Ende sogar das einführende Lehrbuch zum Bereich der Information. Während Schule und *Ausbildung* der *Informationsweitergabe* dienen, ist Bildung die Voraussetzung für jede aktive *Entwicklung von Wissen*. Wissenschaft beginnt, sozusagen, erst nach der Schule. Wir sollten daher Information nicht schon für Wissen halten, schulische Ausbildung nicht schon für Einführung in eine Wissenschaft. Und wir sollten die Universitäten nicht in Schulen verwandeln.<sup>2</sup>

Echtes und volles Wissen ist, dem Anspruch nach, allgemeine Kompetenz der Entwicklung und der freien, immer auch neuen, Anwendung von Information und Theorie. Es umfasst Können und Urteilskraft. Als solches ist Wissen praktische Expertise. Wissenschaft ist Wissensgenerierung. Sie verlangt, erstens, eine gute Ausbildung, also Information über den Stand des verbalisierten, verschriftlichten, auch mathematisierten Wissens. Aber das reicht bei Weitem nicht. Unabdingbar ist darüber hinaus, zweitens, was man im Deutschen »Bildung« nennt und was nicht etwa mit »*education*« (Ausbildung) oder auch »*erudition*« (Gelehrsamkeit) ins Englische zu übersetzen ist. Am ehesten passt

---

1 Die Autoren danken Frau Jasmin Engelbrecht, M. A., für die kritische Einrichtung des gemeinsamen Endtextes.

2 Olaf Breidbach: *Neue Wissensordnungen. Wie aus Informationen und Nachrichten kulturelles Wissen entsteht*. Reihe: edition unseld. Suhrkamp. Frankfurt/M. 2008

im Englischen das Wort »*formation*«. Nur personale Bildung schafft autonome Kompetenz. Nur diese wiederum schafft neues Wissen und neues Können.

Eine echte Wissensgesellschaft wäre daher eine Gesellschaft, die ihre Entscheidungen auf die Kompetenz und Exzellenz von Experten gründet. Sie reicht eben damit über eine bloße Informationsgesellschaft weit hinaus. Im Grunde meinen wir mit dieser Kompetenz und Exzellenz nichts anderes als die Idee der *Arete* und *Aristie* der alten Griechen. Am besten erkennen wir Kompetenz im Kontext eines technikförmigen Könnens. Information betrifft aber auch in diesem Bereich eher die Verbreitung, Wissen hingegen immer schon die Entwicklung von Kompetenz. Aber technologische Kompetenz ist bei Weitem nicht genug. Warum dem so ist, wird genauer zu zeigen sein.

Denn gerade zur Generierung von Wissen brauchen wir nicht bloß technisch-instrumentelle, sondern auch ethische Bildung. Es gibt keine Wissenschaft und keine Wissensgesellschaft ohne die Werte bzw. Ideale der Kooperativität, Solidarität und des gegenseitigen Vertrauens, samt der zugehörigen Vertrauenswürdigkeit. Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit sind die wohl wichtigsten, wenn auch schwierigsten Leitideen jeder Ethik, vor und über jeder Gleichheit und Gerechtigkeit, Pflicht und Nützlichkeit. Aber das gehört schon in ein anderes Kapitel. Zu unserer Frage gehört nur der Teilaspekt der notwendigen Rolle der Ethik für die Wissenschaft und eine Wissensgesellschaft. Da diese Frage noch kaum zureichend behandelt worden ist, ist noch ganz offen, ob wir wirklich wissen, was eine gut verfasste Wissensgesellschaft sein kann, ob wir über eine bloße Informationsgesellschaft schon hinausgekommen sind oder ob wir uns heute vielleicht gerade deswegen von einer Wissensgesellschaft weg bewegen, weil wir Wissen mit Information, Bildung mit Ausbildung, Universität mit einer höheren Schule verwechseln.

Auch in Bezug auf die Selbstzuschreibung von wissenschaftlicher Aufklärung weiß unsere Zeit offenbar nicht genau, was sie ist und was sie tut. Man meint zwar gemeinhin, einen religionsbasierten Aberglauben und bloß »mantische« Weisheitslehren<sup>3</sup> einer vermeintlich vor- oder proto-wissenschaftlichen »Philosophie« nach und nach durch echte Wissenschaft ersetzt zu haben. Doch dies ist selbst eine durchaus noch unaufgeklärte Meinung über das Verhältnis von Philosophie, Wissenschaft und Weisheit. Weder ist nämlich die Idee einer wissenschaftsbasierten Gesellschaft erst in der so genannten Neuzeit entstanden noch ist erst unsere Gegenwart bei der Umsetzung dieser Idee auf die Grundprobleme gestoßen, welche uns heute beschäftigen und in Zukunft beschäftigen werden. Dazu ist eine Erinnerung an die Entstehung und den Begriff

---

3 Cf. Wolfram Högbe, *Metaphysik und Mantik. Die Deutungsnatur des Menschen (Système orphique de Léna)*, Frankfurt/M. 1992.

der Philosophie als reflexives Begleitunternehmen zur Entstehung und zum Begriff der Wissenschaft wohl nötig. Denn es war Platons Protest sowohl gegen eine raunend-ahnende Weisheitsmantik, vom Orakel in Delphi bis zu bezahlten Wanderlehrern, als auch gegen selbsternannte Experten, welche zum Projekt einer Philosophie geführt hat, deren erste und vornehmste Aufgabe in der Kritik an Sophistik und damit auch an der notorischen Selbstüberschätzung von Experten besteht. Hier stoßen wir auf ein basales Problem des Begriffs bzw. der Idee einer Wissensgesellschaft. Es betrifft die Differenz zwischen wirklich kompetenten Experten und Scheinexperten, welche nicht zuletzt aufgrund der ihnen zu Gebote stehenden rhetorischen Kompetenz und Informationstechnologie von einer notwendigerweise bloß teilinformierten Öffentlichkeit für Experten auf ihrem Gebiet gehalten werden.<sup>4</sup> Wer aber ist ein echter Experte?

Philosophie ist von vornherein, nämlich seit Platons Zeiten, eine Unternehmung zur Unterscheidung zwischen zum Teil selbsternannten, zum Teil von Laien akklamierten Scheinexperten und echten Experten. Da jedoch echte Experten von Experten, nicht von Laien, zu kontrollieren und anzuerkennen sind, gibt es offenkundig immer auch die Gefahr der kollektiven Selbstgerechtigkeit, wenn sich die Experten bloß als esoterische Gruppe selbst bestätigen. Diese Gefahr ist seit der antiken Debatte um den Pythagoräismus und sein Sektenwesen im Grundsatz bekannt. Sie ist deswegen aber noch keineswegs schon angemessen begriffen.

Philosophie erweist sich dabei seit Sokrates gerade in ihrer Kritik sowohl an exoterischen Laienpredigern als auch an einem esoterischen Expertentum als kritisches Selbstbewusstsein einer sich auf ›echte‹ Experten gründenden Wissensgesellschaft. Hinzu kommt die Kritik an allzu feinsinnigen und eben damit wissensskeptischen Sophismen. Alle drei sokratischen Kritiklinien sind daher für Wissen und Wissenschaft notwendig: die Kritik an einer Wissensesoterik ohne echte Außenkontrolle, die Kritik an einem allzu groben Populärwissen und die Kritik an einer allzu feinen, wissensskeptischen Wissenskritik. Eine solche Wissensskepsis kann das relevante Allgemeine nicht unterscheiden vom unausschöpflich Einzelnen, das für sich, ohne Bezug auf das Allgemeine, keine Relevanz haben kann. Philosophie ist also, wenn man sie recht versteht, gerade

---

4 Cf. dazu auch P. Stekeler-Weithofer, »Philosophie und das Konzept der Öffentlichkeit«, in: *Dtsch. Zeitschrift für Philosophie*, Heft 2/1997 (45. Jahrg.), S. 197–214; ders., »Zum Ort der Philosophie in den Wissenschaften«, in: Richard Raatzsch (Hg.), *Philosophieren über Philosophie*. Leipziger Schriften zur Philosophie 10, Leipzig 1999, S. 177–202, ders., »Wissensmanagement statt Bildung? – Ein kulturphilosophischer Zwischenruf« (zus. m. Bettina Kremberg), in: Boris Wyssusek (Hg.): *Wissensmanagement komplex. Perspektiven und soziale Praxis*, Berlin 2004.

deshalb notwendig für die Wissenschaft und für eine Wissensgesellschaft, weil der bloß abstrakten Idee objektiv wahren Wissens immer die Subjektivität in jedem realen Wissensanspruch ambivalent gegenübersteht. Dabei ist seit Platon klar, dass diese Ambivalenz im Bereich der *Technikwissenschaften* insofern am geringsten ist, als sich hier der faktische Erfolg und Misserfolg des angestrebten oder behaupteten Wissens in der *techné*, im Können, nicht bloß im Reden oder in Texten zeigt. Die Technik als solche hat daher am Wenigsten Bedarf an Philosophie. Ja, sie dient seit Platon sogar der Philosophie als Muster für die reale Erfüllung von Wissensansprüchen.<sup>5</sup>

Soweit dann aber Wissen generell mit gegebener Technik identifiziert wird, erscheinen Philosophie und Geisteswissenschaft überflüssig. Man zählt sie gerade aus der Sicht der Technikwissenschaften leider oft nur zum Bereich einer Feierabendästhetik und Feiertagsethik. Übersehen wird dabei, dass die Wissensentwicklung gerade auch in der Technik selbst kein bloß technisches Problem ist. Verlangt ist dafür vielmehr eine gute Kooperation. In Wissensansprüchen über gute Kooperationen stehen dann aber schon, wie in den Geisteswissenschaften generell, die Kriterien des Richtigen selbst zur Diskussion. Denn das Gute und Richtige zeigt sich hier nicht unmittelbar im faktischen Erfolg, zumal auch in der Technik der bloß zufällige Erfolg oder der kontingente Misserfolg noch wenig besagt. Das nachhaltig und nicht bloß zufällig Gute und Richtige zeigt sich gerade im Falle von Institutionen nur im Vergleich zu einer möglicherweise besseren allgemeinen Erfolgsstrategie oder einer besseren allgemeinen Vermeidung von Misserfolg. Daher nützt uns ein bloßes Wissen *post hoc* noch wenig.

Ganz allgemein gilt: Echtes Wissen ist immer in einem gewissen Ausmaß situationstranszendent. Damit ist echtes Wissen immer auch ein *Vorherwissen*, ein Wissen über allgemeine Möglichkeiten und Notwendigkeiten. Dass dem so ist, zeigt sich in der Gegenwart nicht zuletzt im Zusammenbruch einer Ökonomie, die im Grunde ein bloßes »Immer-Weiter-So« gepredigt hatte, als könnte man induktiv aus dem, was bisher im Einzelnen und in diesem Sinn »bloß empirisch« oder bloß kontingenterweise geschah, auf das, was weiter geschehen wird, unmittelbar schließen. Der Glaube, die Häufigkeit des bisherigen Erfolgs einer Strategie rechtfertige schon probabilistische Erwartungen, erweist sich in der Krise nicht bloß als katastrophales Fehltriumph der Ökonomen, sondern auch als Fehler einer oberflächlichen Methodologie der Wirtschaftswissenschaften. Die bloße Mischung von empirischen Informationen *post hoc* und einer mathematischen Darstellungsmethode kann nicht ausreichen, wobei sich zudem

---

5 Cf. dazu P. Stekeler-Weithofer, »Plato and the Method of Science«, in: *Hist. of Philos. Quarterly*, 9, 1992, S. 359–378.

nicht nur auf dem Gebiet der Ökonometrie immer wieder große methodologische Probleme stellen, sondern auch die empirischen Informationen selbst zumeist unterbestimmt und vage bleiben. Die entsprechenden formalen Wahrscheinlichkeits-, Entscheidungs- und Spieltheorien stehen außerdem immer in der Gefahr, dass sie einen möglichen Schein von Kausalwissen und Expertentum vorspiegeln. Erst in einem qualitativen Wissen über institutionelle Entwicklungen jedoch käme eine Wirtschaftswissenschaft methodologisch zu sich selbst. Diese Einsicht von Karl Marx bleibt richtig, obgleich er die Schwierigkeiten bei ihrer konkreten Umsetzung maßlos unterschätzt hat. Mit der ökonomischen Krise ist daher durchaus auch die methodologische Krise der Wirtschaftswissenschaften und der Ratschläge ihrer Weisen im Prinzip sichtbar geworden. Logisch gesehen ist hier insbesondere das Folgende zu beachten: Bloß zufällige Vorhersagen, etwa des derzeitigen Zusammenbruchs des Bankenwesens und der Aktienmärkte, sind dringend von der Einsicht zu unterscheiden, dass sich eine wirtschaftliche Steuerung menschlicher Arbeitsteilung, welche sich in ihrer Ordnungspolitik und ihren Investitionen an den höchsten Renditeversprechen, dem ominösen ›share holder value‹, orientiert, in die Gefahr begibt, von monetären Wettspielen und Wettspielern abhängig zu werden. Nicht also die Globalisierung *per se*, und nicht die Finanzmärkte *per se*, sondern die einseitige Diät der Steuerung von Investitionen durch versprochene oder erwartete Verrentungsmargen und die Missachtung der einfachen Tatsache, dass jeder nicht bloß nominale Mehrwert am Ende real zu erwirtschaften ist, hat die Krise herbeigeführt. Dabei hat man auf die wenigen sachkundigen Warner, die es gab, nicht gehört. Aber eben diese Tatsache wird heute, in der Krise, auch gern und schnell wieder vergessen. Denn sonst gäbe es kein ›Weiter-So‹, oder es gäbe die Anerkennung der beschränkten Reichweite wirtschaftswissenschaftlicher Expertise.

Das Beispiel soll uns hier dazu dienen, analoge Fehler im Wissenschafts- und Bildungsbereich zu vermeiden. Auch in diesem Bereich kann es nämlich geschehen, dass eine unmittelbare, sich an bloß quantitativen Kennzahlen orientierende ›Leistungsbewertung‹ von Forschern, Lehrern und Studierenden im Widerspruch steht zu einer nachhaltigen, nicht bloß ephemeren, Leistung und dass sie die Entwicklung und Erhöhung von echter Leistung sogar verhindern kann.

Insgesamt sehen wir jetzt wohl auch die Bedeutung einer Struktur- und Institutionen-analytischen Geschichtsschreibung, als Kernbereich der Geisteswissenschaften. Eine sich ihrer eigenen Lage bewusste Gesellschaft ist eine Wissensgesellschaft, die ihre Strukturen, Chancen und Gefahren kennt. Was wir dazu über die historischen Erinnerungen hinaus brauchen, ist eine explizit artikulierte Übersicht über die allgemeinen Funktionsweisen kooperativer



Institutionen. Im Fall des Wissens ist dabei die Kontrollform von Wissensansprüchen von besonderer Bedeutung. Es reicht dazu nicht, mit immer neuen technischen und dann etwa auch historischen oder philologischen Details aufzuwarten. Es gilt, diese Details in einen Zusammenhang zu setzen und so im Gesamtzusammenhang des Wissens zu positionieren. Dabei ist ein Wissen, das uns zunächst über uns selbst orientiert und damit auch die Voraussetzungen unseres Wissens und unserer Urteilsbildungen mit abbildet, Vorbedingung dafür, die kooperative Form des Wissens und der Wissenskontrolle selbst und ihre konstitutive Rolle für eine gute, nicht bloß zufällige, Wissens- und Technikentwicklung zu begreifen und diese entsprechend zu steuern. Zugleich stellt ein solches Wissen die *conditio sine qua non* für die Generierung von sinnvollen und nicht bloß zufälligen Details in solchen Expertisen sowie für ein Verständnis ihrer möglichen Bedeutsamkeit dar.

In der Vielfalt der Kommunikations- und Kooperationsprozesse bei gleichzeitiger Ausdifferenzierung disziplinärer Fachkulturen in der wissenschaftlichen Arbeitsteilung ist eine solche Steuerung oder Orientierung dringend notwendig.<sup>6</sup> Dies zeigt sich insbesondere in der komplexen Interaktion zwischen den verschiedenen Disziplinen. Ohne eine stabile Orientierung, zunächst durch einen sicheren Umgang mit den Methoden der eigenen Disziplin, können interdisziplinäre Kommunikationsprozesse nicht sinnvoll sein. Denn auch wenn sich die Gegenstände nicht immer an die Disziplinengrenzen halten, so können sie doch gar nicht erst als solche identifiziert werden, wenn die jeweilige methodische und damit eben disziplinär-kanonische Perspektive auf den Gegenstand unreflektiert bleibt. Ohne Disziplinarität wird Forschung methodisch unsauber und bleibt unkontrolliert. Ohne Interdisziplinarität aber verlieren wir u. U. die Phänomene aus dem Blick. Die daher notwendige doppelte Positionierung, aus der kanonischen Sicht der etablierten Disziplinen und im Hinblick auf das möglicherweise sperrige reale Phänomen, schließt auch eine Reflexion auf die jeweilige Sprachpraxis ein. Denn die in den verschiedenen Einzeldisziplinen genutzten ›Fachsprachen‹ bringen insbesondere je verschiedene Sprachideale mit sich. Diese erlauben und gebieten Unterscheidungen, wie sie die Natur selbst nicht, jedenfalls nicht unmittelbar, anbietet oder erlaubt.

Es kommt also darauf an, das immer lokale Wissen und Können der Disziplinen nicht bloß aus der provinziellen und fragmentarischen Perspektive des (momentanen) Fachinteresses in einer bloß historisch gegebenen akademischen Tradition zu begreifen, sondern dieses in eine umfassende Perspektive stellen zu können. Nur in einer solchen globaleren Einordnung finden die Lo-

---

6 Geert Hofstede, *Cultures and Organizations: Software of the mind*, London 1991.

kalkulturen der Einzelwissenschaften ihren Halt und werden konkret anwendbar. Nur aus dem Globalprojekt der Entwicklung einer Wissensgesellschaft heraus können wir dann auch bewerten, was wir wie weiter machen sollten, und wovon wir besser die Finger zu lassen hätten.<sup>7</sup> Dies sind selbst schon institutionelle, wenn man so will, wissenschafts- und technikpolitische Fragen, die sich wieder nicht rein technisch beantworten lassen können. Um sie zu beantworten, müssen wir vielmehr unsere Position in der Gesellschaft und der ›Natur‹ begreifen. Hinzu kommt das Wissen über die Grenzen unseres Wissens sowohl über die Natur als auch über technische Möglichkeiten.<sup>8</sup>

## II.

Jetzt wird wohl auch klar, warum das Wissen über uns selbst, den menschlichen Geist, von anderem Typ ist als das technische Wissen. Wissen über uns darf nicht im Sinne einer Individualpsychologie missverstanden werden. Diese interessiert sich etwa für angeborene Vorbedingungen des Lernens oder für Ausfälle gewisser normaler Kompetenzen, von der Aphasie bis zum Gedächtnisverlust von Einzelwesen oder für automatisiertes Verhalten. Thema der Geisteswissenschaften als Wissen vom menschlichen Geist sind dagegen kulturelle Institutionen in ihrer Ausdifferenzierung, geschichtlichen Entwicklung und ihrer Bedeutung für unsere gegenwärtigen Möglichkeiten, ein personales menschliches Leben zu führen. Zu diesen Institutionen gehören *erstens* das Rechtswesen, und damit der gesamte Rechtsstaat mit seinen Substitutionen und der entsprechenden teils ›republikanischen‹, teils bürokratischen, teils mitbestimmungsrelevanten (›demokratischen‹) Teilung von Macht, Verantwortung und Kontrolle, *zweitens* das ökonomische System der Aufteilung von Arbeitsleistungen und Gütern. Die Wirtschaft wird dabei nicht bloß durch Technik und durch zielgerichtete Organisation bestimmt, sondern ist selbst als System von Kooperation, Solidarität und Vertrauen zu begreifen. Fehlt letzteres, können Krisen gar nicht ausbleiben. Diese Einsicht aber wird in der gegenwärtigen Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaft systematisch unterschätzt, was die Krisenanfälligkeit des Systems wiederum verstärkt.

*Drittens* ist die Institution Wissenschaft zu betrachten. Zu dieser gehört nicht etwa bloß eine wissensbasierte Technikentwicklung, sondern das ge-

---

7 Olaf Breidbach: »Brauchen die Naturwissenschaften die Geisteswissenschaften?«, in: Jörg-Dieter Gauger und Günther Rüter (Hg.): *Warum die Geisteswissenschaften Zukunft haben!* Freiburg i. Br. 2007, S. 136–178

8 Cf. Jürgen Habermas, *Zur Logik der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M. 1982.

samte Bildungswesen. Es kommen dann noch die Institutionen eines vielleicht mit dem Wort »frei« zu versehenen Kulturbereichs hinzu, nämlich erstens die allgemeine Institution oder Kultur der Sprache, Literatur und der Kunst, zweitens die Zivilisation oder Kultur freier Sittlichkeit mit ihrem Ethos der Familie, der Liebe und Freundschaft, und schließlich, drittens, der Kulturbereich der Religion mit ihrer zumeist öffentlichen Liturgie von Feiern und Festen, zu denen wir auch alle Zeremonien einer Zivilreligion zählen sollten. Gerade was die äußeren Ausprägungen dieses freien Kulturbereichs angeht, gibt es eine große Variabilität und Pluralität äußerlicher und besonderer Lebensformen. Diese sind nicht etwa bloß zu *tolerieren*, sondern gerade auch in ihrer freien Ästhetik als etwas Gutes und Schönes zu begreifen und zu *kultivieren*. Sie sind also nicht als Gefahr für die Einheit der Menschheit anzusehen, sondern stehen der allgemeinen Humanität als innerer, allgemeiner und wesentlicher Lebensform des Menschen ebenso wenig antagonistisch gegenüber wie die Ausdrucksweisen verschiedener Sprachen einem gemeinsamen Inhalt. Doch wie dem auch sei: Wir brauchen die Einsicht in die verschiedenen institutionellen Themen- und Arbeitsteilungen von Natur-, Technik- und Geisteswissenschaften. Wir brauchen die Einsicht, dass die geschichtliche, institutionelle, ethische, methodologische und, was die Darstellungsformen und Argumente angeht, logische Verfassung aller dieser Wissenschaftsbereiche Themen der Philosophie sind. Nur dann wird es möglich, die Verankerung unseres Wissens und dessen Geltung in einer gemeinsamen Kultur der Vernunft zu bestimmen. Dabei sind die Vernetzungen zwischen ausdifferenzierten Handlungspraktiken und Perspektiven in unserem Fragen und Antworten zu erfassen. Jede Aussage über die Natur und unser Verhalten in ihr findet selbst schon in diesem Rahmen statt. Sie ist daher nicht bloß in ihrer empirischen Passung im Hinblick auf faktische Beobachtungen zu bewerten. Sie ist in ihrer Relevanz für eine gute Handlungsorientierung und eine gute Entwicklung des Wissens und der Wissenschaften selbst zu begreifen. Dazu sind die damit verbundenen Effekte gerade auch als Folgen unserer eigenen Erwartungen und Handlungsorientierungen zu bestimmen. Das wiederum geschieht (und das sollte jetzt ganz offensichtlich sein, obwohl es faktisch immer wieder vergessen wird) in einem anderen Möglichkeitsraum als dem einer von jedem technischen und politischen (kooperativen) Handeln freien Natur, die von selbst lebt, wo sie lebt, und in welcher Ereignisse von selbst geschehen, wenn sie geschehen.

Eine solche Bestimmung der Geltungsansprüche, die für die Aussagen einer Disziplin in diesen Vernetzungen erwachsen, ist gerade für die jeweils in spezifische Methodiken eingegrenzten naturwissenschaftlichen Disziplinen notwendig, um den Anspruch der Aussagen der Disziplin *erstens* im Zusammenhang der verschiedenen Naturwissenschaften, *zweitens* im Zusammen-

hang des technischen Könnens und damit des menschlichen Handelns und *drittens* in ihrer ethischen, kooperativen und (bildungs)politischen Dimension bestimmen zu können. Um dies zu erreichen, ist es notwendig, ein metastufiges Wissen über unsere Art, Sachverhalte zu erforschen und sprachlich, auch mathematisch, darzustellen, auf kontrollierte Weise zu entwickeln und zu sichern.<sup>9</sup> Der jeweiligen Darstellungsart korrespondiert dabei oft auch der Abstraktionsgrad und Möglichkeitsraum einer Theorie, wie es etwa in der Atomphysik die Abkehr vom Kugelteilchen-Modell und die höhere Leistungsfähigkeit der nachfolgenden Modelle zeigt. Dies kann aber immer nur der spekulative Blick auf die Darstellung und nicht diese selbst aufzeigen.

Solch ein ›Sich Orientieren‹ über uns selbst mag zunächst nicht spektakulär erscheinen. Und es mögen sich solche globalen, also globus-artigen oder besser topischen, also sozusagen wissenschaftskartographischen Übersichten, Reflexionen und Selbstanalysen scheinbar viel weniger direkt durch Einzelbeobachtungen empirisch validieren lassen als z.B. ein typisches Verhalten oder regelmäßige physiologische (Hirn-)Reaktionen oder, um ein anderes Beispiel zu nennen, die Formenvielfalt tropischer Fische. Das liegt natürlich auch daran, dass die planartigen Darstellungen einer solchen ›Wissenschaftsgeographie‹, nicht anders als ein Streckenplan für U-Bahnen, eher auf ihre Leistungen in einer entsprechend guten allgemeinen Handlungsorientierung als auf ihre Abбилdeigenschaften hin als richtig oder wahr zu beurteilen sind. Das heißt, solche schematisierende Grobdarstellungen werden auf besondere Weise relevant, nämlich so, dass die Unübersichtlichkeit der Details durch angemessene Komplexitätsreduktion behandelbar wird. Das aber ist ein Verfahren, das auf die eine oder andere Weise in jeder Wissenschaft nötig ist und von dem auf verschiedenste Weise faktisch Gebrauch gemacht wird. Daher verlangt ja auch jede Wissenschaft in ihren Anwendungen gebildete Urteilskraft und nicht bloß eine schematische Umsetzung lernbarer Regeln.

Ohne eine zugehörige Relevanzbewertung ist eben daher auch eine bloße Detailkritik wertlos. Und ohne verallgemeinernde, generalisierende Schematisierungen ist gelehrtes Einzelwissen *per se* noch nicht brauchbar. Das gilt für philologisches und historisches Wissen ebenso wie für das Wissen der empirischen Naturwissenschaften.

Dabei ist unser Denken zunächst und vor allem geprägt durch die Sprache, in der wir uns artikulieren und unsere Fragen finden. Jene wiederum ist geprägt durch ein allgemeines, als selbstverständlich geltendes, insofern relativ

---

<sup>9</sup> Olaf Breidbach, *Deutungen. Zur philosophischen Dimension der internen Repräsentation*, Weilerswist 2001.

zu dem jeweils konkret Gesagten *a priori* unterstelltes Vorher-Wissen. Dieses bestimmt nämlich den Gehalt des Gesagten, also das, was wir aus ihm folgern können. Diese Folgerungen sind im Gesagten sozusagen als Inhalt implizit enthalten.<sup>10</sup> Insofern muss sich eine Bewertung unseres Wissens nicht nur um die im Wissenszusammenhang dargestellten Sachverhalte, sondern auch um die begrifflichen Voraussetzungen der Darstellungsformen, die Zuordnung von Sprache und Welt bzw. von einer qualitativen und erfahrungsnahen Normal-sprache und einer quantitativ-schematisierten und damit erfahrungsferneren mathematischen Theorie kümmern.<sup>11</sup>

Wenn wir daher nicht bloß, *objektstufig*, auf die Gegenstände und parzellierten Themen der Einzelwissenschaften fokussieren, sondern auch, *metastufig*, auf ihren Rahmen, ihre Voraussetzungen, Zielsetzungen und ihre Darstellungsformen, verzahnen sich scheinbar vollständig voneinander abgetrennte Wissenschaftsbereiche, also auch die Natur- und Technikwissenschaften auf der einen Seite, die Geistes- und Sozialwissenschaften unter Einschluss der Staatswissenschaften auf der anderen.

Hier manifestieren sich die Schwierigkeiten bei der Einteilung verschiedener Wissenschaftsbereiche in *Sciences* und *Humanities*. Sie lassen sich jetzt nämlich nicht mehr klar am jeweiligen Gegenstand festmachen, sondern hängen mit der Stufung unseres Wissens zusammen. Allein schon dann, wenn es um die Geschichte und Sprache des Wissens und der Wissenschaften geht, ist eine Trennung der Bereiche der *Sciences* von denen der *Humanities* kontraproduktiv. Sie führt zu einer gewissen Selbstprovinzialisierung der jeweiligen Horizonte. Daher ist ja auch eine allgemeine »Literacy«, die Lese- und Schreibfähigkeit auch über das jeweilige Fach weit hinaus, unabdingbare Voraussetzung für die Karriere jedes echten Wissenschaftlers. Diese bleibt in der Regel, und mit Recht, höchst begrenzt, wenn eine Person nur fachtechnische Fertigkeiten mitbringt. Daher lässt sich eine Ausbildung, in welcher die disziplinären Horizonte bestenfalls mit Surrogaten wie den so genannten Schlüsselqualifikationen der neuen Bachelor-Studiengänge überschritten werden, ganz im Gegensatz zu den politischen Ansprüchen, gerade als dramatische Weichenstellung in eine flächendeckende *Entbildung* und damit am Ende *Ent*professionalisierung unserer Gesellschaft erkennen.

Die übliche Abgrenzung der Bereiche der so genannten *Sciences* von denen der *Humanities* geht daher völlig an den Aufgaben und Problemen

---

10 Cf. Dazu insbesondere Robert B. Brandom, *Making It Explicit. Reasoning, Representing and Discursive Commitment*, Cambridge/Mass. 1994.

11 Cf. Pirmin Stekeler-Weithofer, *Formen der Anschauung. Eine Philosophie der Mathematik*, Berlin 2008.

einer höheren, universitären Bildung vorbei. Sie verkennt ihr Verhältnis. Denn die *Sciences* umfassen die disziplinär, thematisch, ausbildungs- und sprachtechnisch schon vorschematisierten, in einem gewissen Ausmaß oft schon teilmathematisierten Wissensbereiche. Daher, und nur daher, nicht weil sie eine ›Naturwissenschaft‹ wäre, zählt man die Mathematik zu den *Sciences*. Analoges gilt inzwischen auch für Teile einer quantitativen und empirischen Humanpsychologie. Die *Humanities* oder *verstehenden Wissenschaften* (unter Einschluss der Staats- und Sozialwissenschaften) haben dagegen weiterhin die Aufgabe einer freien Versprachlichung von diffusen Praxisformen, Institutionen und kooperativen Strukturen gemeinsamen Lebens, von der Geschichte des Wissens und der Literatur über die Philosophie und Ethik bis zur Entwicklung von Recht und Politik. In ihnen geht es immer auch darum, ein strukturelles Denken, das sich verschriftlichen und damit nachhaltig nachvollziehbar machen lässt, in nicht schon vorstrukturierten Bereichen allererst zu ermöglichen. Das nicht zu sehen geht an der grundsätzlichen Problemlage unserer Wissens- und Wissenschaftskultur vorbei.

Eine adäquate Selbstbestimmung ihrer Organisation muss freilich berücksichtigen, dass wir mit vielen Wissenschaften, auch wenn sie noch unter den Titel einer Naturwissenschaft gestellt sind, zu guten Teilen Technologien bedienen. Die Naturwissenschaft wird damit zur Grundlagenforschung für die Technikwissenschaft. Das wird methodisch schon dadurch einsichtig, dass jedes Können immer auch von einem Wissen darüber abhängt, was ohne unser weiteres Zutun mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit nach Erreichen eines Zustandes von selbst (weiter) geschieht, und nicht nur davon, welche Zustände wir tätig herstellen bzw. erzwingen können. Nicht zu vergessen aber ist, was Platon wohl als erster gesehen hat. Eine Wissensgesellschaft als Großform menschlicher Kooperation fußt nicht etwa einfach auf einer Zusammenarbeit von Naturwissenschaft und Technik. Eine solche Zusammenarbeit wird erst relativ spät möglich. Zunächst bedarf es nämlich der politischen und gesellschaftlichen Institutionen, welche eine hinreichend breite ›literarische‹ Bildung (*paideia*) allererst ermöglicht, die als solche weit über eine bloße Alphabetisierung hinausreicht. Diese Bildung wiederum verlangt einen gemeinsamen Kooperationsrahmen, eine Polis oder Republik, mit ihren Rahmengesetzen (*nomoi*), der (ethischen) Verfassung von Staat (*politeia*) und Bürger (der *psyche* und *arete* der Personen) und der Ökonomie, der wirtschaftlichen Ordnung der Haushalte (*oikos*) bzw. der Gesamtgesellschaft als Großhaushalt. Zentral für die Entwicklung von Naturwissenschaft und Technik ist daher, wie Platon klar sieht, die ›weiche‹ Infrastruktur des Bildungswesen. Die Vernachlässigung der Aufgaben der Geisteswissenschaften, durchaus auch durch ihre eigenen Vertreter, aber erst recht durch die Verkenning ihrer Rolle in einer bloß auf Tech-

nik und Ökonomik und damit die Ziele und nicht die Wege fokussierten Welt, führt gerade weg von einer Wissensgesellschaft oder höhlt diese aus.

Ziel der Ausbildung in einer hoch-»litalisierten« Gesellschaft mit ihren diversen »Wissenstechnologien« sollten daher auch nicht einfach Forscher sein, die sich in ihrer Neugier und ihrem Fokus auf ein vorparzelliertes Thema verlieren, sondern Leute, die ihren Kopf in der rechten Weise gebrauchen können. Wenn wir heute, dem Zeitgeist gemäß, so reden, steht natürlich das Wort »Kopf« oder sogar »Brain« metaphorisch für »Geist«. Dieser Geist wiederum wird in der Philosophie seit 2500 Jahren, nämlich seit Heraklit und Sokrates, als »Logos«, als Fähigkeit zur Teilnahme an einer in gemeinsamer Sprache und Schrift explizierten und eben damit gemeinsam kontrollierten Wissenschaft erkannt. In diesem Sinn den Kopf gebrauchen müssen wir schon dann, wenn wir mittels bestehender Technologien zu neuen Lösungen kommen wollen. »Brainwork« bedeutet dabei, Unstrukturiertes intelligent zu strukturieren, etwa neu zu versprachlichen. Es reicht dazu nicht, eine bereits vorhandene Technik, ein schematisch lernbares Handwerk zu beherrschen. Man kann, wenn auch in der Form einer Katachrese, von einem Bedarf an *Kopfwerkern* sprechen, um in Parallele zum *Handwerker* analogisch auf die Aufgabe der *Geisteswissenschaften* und Intellektuellen zu verweisen.

Wer in den modernen Technologien in der ersten Liga zu spielen gedenkt, wie der Zeitgeist den Wettbewerbscharakter der Wissensgesellschaft auszudrücken beliebt, muss daher in der Lage sein, nicht bloß komplizierte technische Verfahren umzustrukturieren und, bezogen auf eine bestimmte Problemstellung, weiter zu entwickeln. Er muss diese Verfahren menschlichen Kooperationsformen anpassen und Faktoren wie die Arbeitsteilung bedenken. Dies wird nirgends so klar wie im Bereich der IT-Branche: Man stellt sich auf naive Weise vor, der Einsatz von Rechnern, etwa in den diversen Verwaltungen, sei ein bloß technisches Problem. Er ist hingegen in erster Linie ein kooperationspraktisches Strukturproblem der Prozessorganisation. Solange das nicht begriffen ist, bleiben wir weit hinter unseren Möglichkeiten zurück. Um diesen Mangel zu beheben, brauchen wir »Kopfwerker«, die in der Lage sind, Organisationsprozesse schriftlich zu artikulieren und damit allererst gemeinsam diskutierbar und planbar, aber auch überhaupt verstehbar zu machen.

### III.

Das, was sich schon in einer so genannten »craftsman-and-scholar-thesis« abzeichnete, nämlich dass bereits der Beginn der modernen Wissenschaften gerade nicht in einer klaren Trennung zwischen Praxis und Theorie bestand,

sondern dass vielmehr die Konstituierung der modernen Wissenschaften aufs Engste mit der Hinwendung zu den Praktikern zusammenhing (z.B. in der Person Galileis), wird in den Notwendigkeiten, die sich durch die gegenwärtige informationstechnologische Überformung von Kooperationsprozessen stellen, im Grunde nur konsequent fortgeführt. Moderne Wissenschaftler müssen daher, vielleicht in einem gewissen Gegensatz zu den philologisch und historisch Gelehrten der Scholastik und der frühen Neuzeit, immer hybride Zwischentypen sein. Damit bleiben Technologien, ihre Entwicklung in den zugehörigen Wissenschaften und die dafür allererst notwendige soziokulturelle und sprachlich-intellektuelle Bildung des einzelnen Forschers eng verwoben. Schwierig wird es hingegen, wenn ein bloß affektives Staunen vor den neueren Technologien uns diese Kontinuität verkennen lässt.

Es ist daher wohl noch einmal darüber nachzudenken, wie unser Wissenschaftssystem umfassend zu strukturieren ist, wo es neu zu modellieren ist, welche guten und schlechten Erfahrungen der Vergangenheit erst noch zu rekonstruieren und welche zielgerichteten Formen autonomer Bildung und verantwortungsvoller Wissenschaft wieder zu restaurieren wären.

Der Typus bzw. das Selbstverständnis des bloß gut informierten bzw. technologisch orientierten Wissenschaftlers ähnelt nämlich (leider) immer noch in Vielem dem Gelehrten der philologischen Jahrhunderte. Damals stand die Wiedergewinnung in Texten schon vorhandenen Wissens im Zentrum der Forschung, und damit das hermeneutische Verstehen, nicht aber die Erfindung und gemeinsame Entwicklung. Diesem Typus und dieser Ideologie des verstehenden Entdeckens des »Buchs der Natur« gegenüber waren aber schon die Ideen, die wir traditionell mit dem Humboldtschen Bildungsideal verbinden, ausgesprochen modern. Bei Humboldt wird, wie später noch bei Harnack, Wissenschaft und Forschung als freie Tätigkeit von frei gebildeten, autonomen Personen gefasst. Denn nur von ihnen ist etwas Neues und die Souveränität im Umgang mit neuen Situationen zu erwarten. Humboldts Überlegungen fußen dabei auf den Denkschriften Fichtes und Schleiermachers zur Gründung der Berliner Universität. Diese Schriften wiederum bauen auf die Erfahrungen auf, welche die beiden Autoren an den damals fortschrittlichsten deutschen Universitäten gemacht hatten, nämlich in Jena und Halle. Auf dieser Grundlage skizziert Humboldt, wie der institutionelle Rahmen für die Möglichkeit einzurichten ist, die in Wissenschaft und Forschung notwendigen personalen Kompetenzen auszubilden und zu erhalten.<sup>12</sup>

---

12 Cf. z.B. Wilhelm von Humboldt, *Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen*, Stuttgart 1986, oder ders., *Bildung und Sprache*, Paderborn 1997<sup>5</sup>, sowie ders., *Schriften zur Politik und zum Bildungswesen*, Darmstadt 2002<sup>6</sup>.



Humboldt weist dabei nicht nur auf das Ziel hin, die Studierenden sich zu autonomen, selbstbestimmten Individuen entwickeln zu lassen, sondern er hält diese Autonomie auch für die Universität selbst als Institution für unabdingbar. Ohne Autonomie gibt es keinen wissenschaftlichen Fortschritt. Dieser generische Satz wird nur scheinbar widerlegt dadurch, dass es auch in einer Tyrannei lokale Autonomien gibt. Aber auch die Bürokratie, Politik und Ökonomie einer Republik kann sich am Ende als wissenschaftsfeindlich erweisen. In solchen Fällen lebt man am Ende, wie schon das spätere Rom, das Mittelalter oder die DDR, um ein gegenwartsnäheres Beispiel zu nehmen, in weiten Teilen bloß von fremdem, ererbtem oder geborgtem, Können und einem am Ende nur zufällig noch nicht vergessenen Wissen.

Hier liegt die Gefahr einer rein historisch, technisch oder ökonomisch-zweckgerichteten Ausbildung, wie sie seit dem Bologna-Prozess flächendeckend für ganz Europa eingeführt wird. Die oft unter der Fahne eines Hochschulfreiheitsgesetzes versteckte Ent-Autonomisierung der Universität, ihrer Forscher, Professoren und auch Studierenden, macht am Ende Forschung, Wissenschaft und Universität als Institution immer abhängiger von externen, auch ökonomischen Faktoren und unterminiert damit nicht bloß Humboldts Konzeption der Universität, sondern zugleich die Idee einer Wissensgesellschaft selbst.

Vielleicht hilft hier ein geschichtlich tieferer Blick zurück auf frühere Formationen einer Wissenslandschaft. Versetzen wir uns also in eine Zeit zurück, in welcher ein Handwerker einer Zunft, sagen wir im Nürnberg des 16. Jahrhunderts, eine Uhr verfertigte. Vielleicht ist es ein Meisterstück. Als solches könnte man es als historisches Pendant zu den Spitzenproduktionen gegenwärtiger Hochtechnologie, als eine Art angewandtes Wissen verstehen. Gefordert war und ist hier ein enormes praktisches Wissen. Es bedurfte und bedarf spezieller Kenntnisse der Konstruktionsverfahren des zu verwendenden Materials und damit auch immer etwas mathematischen Wissens. Auch wenn die Verfahren komplexer sind und die erforderlichen Grundkenntnisse weiter ausgreifen, werden in den modernen technologisch bestimmten Wissenschaften ähnliche Voraussetzungen geschaffen. Um die hier gewonnenen allgemeinen Kenntnisse in konkrete Verfahren umsetzen zu können, ist dann aber immer auch ein praktisches Wissen über die jeweiligen Strategien notwendig.

Unterschätzt wird nun oft nach wie vor das Organisationswissen, das Wissen um die Strukturierung von Kooperationsprozessen in freier Anerkennung der eigenständigen Rollen von Mit-Arbeitern, ohne das eine subsidiär strukturierte und nur als solche effiziente Arbeitsteilung gar nicht umgesetzt werden kann.

Je komplexer dabei die zu bewältigenden Problemstellungen werden, und zwar immer auch im Hinblick auf die Beherrschung interdisziplinärer Arbeits-

teilung oder Kooperation, desto kleinteiliger müssen die Entwicklungsschritte und explizit gemachten Planungen werden. Damit müssen sich Einzelleistungen immer mehr in eine Gruppe von Leistungsträgern einfügen, da nur durch die Kombination unterschiedlicher Begabungen und Kompetenzen, Vorkenntnisse und Partialexpertisen in einer solchen Gruppe der zunehmenden Komplexität von Verfahren und Theorien Rechnung getragen werden kann.

Dies hat zur Folge, dass sich auch neue Probleme der gesamtgesellschaftlichen Akzeptanz und der Organisation von Wissensvermittlung und Wissensarchivierung stellen, zumal die einzelnen Entwicklungsschritte für Außenstehende kaum mehr nachvollziehbar sein können. Daher werden auch zusehends Technologien der Wissensakkumulation, der Problembearbeitung und der Formation neuer Fragestellungen notwendig, mit deren Hilfe ein durch eine Gruppe getragenes Vorgehen allererst vermittelbar und steuerbar wird. An den einzelnen Forscher wird der Anspruch gestellt, sich in die so anzulegenden Strukturen einzuordnen und so das Gesamtgefüge der wissenschaftlichen Leistungsträger zu optimieren.

Können in dieser Skizze wissenschaftlicher Fortentwicklung, die derart durch ›Kopfarbeiter‹ im skizzierten Sinne getragen ist, dann aber die Vorstellungen einer ›heroischen‹ Wissenschaft von Einzelkämpfern noch Geltung haben? Ist es nicht bloß ein neuer Wissenschaftsmythus, den wir in die heroisierenden Biographien eines Einstein oder Darwin lesen, und den manche Physiker, etwa Feynman, und manche Philosophen, etwa Russell<sup>13</sup>, zu ebenso bravourösen wie sachlich problematischen Selbstdarstellungen auf ähnliche Weise nutzten wie Caesar die Form der Darstellungen der Alexanderzüge?<sup>14</sup> Physik, Biologie oder Mathematik waren immer schon ein Gemeinschaftswerk, in dem als Akteure neben Einstein und Feynman ein ganzes Heer von Mitstreitern steht, von Max Planck und Niels Bohr bis Max Born, von Arnold Sommerfeld bis Werner Heisenberg und die Curies, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Für die Biologie oder mathematische Logik gilt dasselbe. Die Stars der Fächer spielen dann eher die Rolle der historischen Vereinfachung, nicht anders als die Darstellung der Landnahme Attikas durch die Figur des Theseus, die Ausbreitung der Griechen im Mittelmeer durch die Figur des Herakles oder eben die extrem publikumswirksame Selbstmythisierung Caesars in seiner Darstellung der Eroberung Galliens.

---

13 Cf. Bertrand Russell, *My Philosophical Development*, London 1959, sowie ders., *The Autobiography of Bertrand Russell*, 3 vols., London 1967/68 (vol. 1/2), New York 1969 (vol. 3).

14 Cf. Christian Forstner, *Quantenmechanik im Kalten Krieg: David Bohm und Richard Feynman*, Diepholz 2008.

Ganz im Gegensatz zur landläufigen Meinung sind die mit der Organisation von Wissensentwicklung und Technikeinsatz beschäftigten »Kopfwerker« keineswegs *per se* die schlechteren Wissenschaftler. Vielmehr müssen sie zunächst fachlich sehr gut sein, aber zugleich weit mehr können und tun als es ein reiner Gelehrter traditionell können und tun musste. Man könnte daraus folgern, dass es Aufgabe der Gesellschaft ist, gerade diese Arbeit aufzuwerten, indem sie die Leistung in der Artikulierung und Planung von Wissenschaftsorganisation und Prozessen der Arbeitsteilung durch Sozialprestige und finanzielle Anreize stärker honoriert. Es müssten zudem Anreize geschaffen werden, gerade die besten Nachwuchskräfte für diese Aufgaben auszubilden. Sie wären nicht in der Mehrzahl an die rein technologischen Felder mit ihren direkten Pay-offs zu »verlieren«, selbst wenn die Ausbildung sowohl für die Nachwuchswissenschaftler selbst als auch für die Universitäten erst in einer späteren Berufsphase relevant werden kann. Dies müssen wir festhalten und nicht versuchen, die derzeit laufende Fehlentwicklung mit unpassenden Begriffen zu bemänteln.

Es sind also nicht die technisch lehrbaren *Sciences* und die freien Künste der *Humanities*, die hier einen Gegensatz bilden. Letztere umfassen dabei weit mehr als bloß literarische und ästhetische Bildung oder Kultur-Wissenschaft, also die so genannte Pflege des Geistes (*cultura animi*). Vielmehr steht das freie Denken der »Kopfwerker«, die Versprachlichung von kooperativen Prozessen, sowohl im Hinblick auf das, was geschichtlich hinter uns liegt, als auch auf Zukunftsprojekte, neben einem technischen Wissen. Jede konzeptionell orientierte Forschung hat sich in das skizzierte kooperationsorientierte Wissenschaftsgefüge einzubinden. Dabei wird es zusehends schwieriger, die vielleicht erst in mittelfristigen Zielstellungen greifbaren Ergebnisse so vorwegzunehmen, dass eine sinnvolle positive Bewertung und damit Rechtfertigung etwa der Finanzierung eines Projektes in der Gegenwart möglich wird.

#### IV.

Der damit aufscheinende Gegensatz zwischen einem immer langfristigeren Nachdenken über Kooperationsprozesse und einer eher am gegenwärtigen Objekt orientierten Forschung soll hier nun noch etwas weiter ausgeführt werden.

»Kopfwerker« sind in der so genannten Verwaltung längst schon Teil unserer Wissenschaft, Technik, Politik, Ökonomie und Industrie. Sie sind damit mittelbar oder unmittelbar fest eingebunden in die Arbeitsteilungen und Interessenvertretungen unserer leider immer kurzfristiger planenden Gesell-

schaft. Dabei werden sie aufgrund ihres Versprechens, mittelfristige Prozesse zielführend planen zu können, einerseits hofiert. Man betrachte dazu nur die Exzellenzinitiative und die sich dabei zeigende Honorierung gerade auch von ›Antragslyrik‹, wie der abschätzigste Ausdruck für eine eigentlich wichtige Textsorte lautet. Andererseits droht diesen ›Kopfwerkern‹ stets die Gefahr der Selbst- und Fremdüberschätzung. Die Gefahr der sophistischen Überredung durch leere Worte, die das eben gebrauchte Wort ›Lyrik‹ ja gerade vermitteln soll, wird durch ›empirische‹ und ›quantitative‹ *power-point*-Argumente nicht etwa gemildert, wie die US-amerikanischen Rechtfertigungen des zweiten Irakkrieges vor der UN gezeigt haben. Ohne Rhetorik-Kritik wird daher eine entsprechende Planung von Projekten und Prozessen ebenso oberflächlich und halbseiden wie die des Bankwesens der letzten Jahre. Und in der Tat: Die Probleme einer direkten ›ökonomischen‹, d.h. durch kurzfristige Renditen gesteuerten Ausrichtung sind dabei noch nicht einmal im Ansatz erkannt, von den praktischen Folgen gar nicht zu reden.

Hier wäre die Erinnerung an Humboldts Intentionen bei der Forderung nach einer Autonomie der Forscher wie auch der Universitäten von unmittelbaren ökonomischen und auch politischen Zwängen mehr als angebracht. Wissenschaftsbereiche, in denen der erwartbare Nutzen unmittelbar einleuchtet, entwickeln sich zwar gut. Andere aber, welche diffuse und langfristige, aber nicht weniger nachhaltige Folgen haben (können), nicht. Wir können eindeutig konstatieren, dass Forscher, die sich mit Chipdesign, der Optimierung von medizinischer Diagnostik, Nanotechnologien, Kristallisationsverfahren oder der Entwicklung von Psychopharmaka beschäftigen, ›von Natur aus‹ in einer ausstattungsmäßig besseren wissenschaftlichen Umwelt arbeiten als etwa Sprachwissenschaftler, Historiker oder Philosophen. Dass aber langfristig gerade auch die ›weichen‹ Vorbedingungen intelligenter Entwicklung ausschlaggebend werden, ist alles andere als erkannt, obwohl sich die Folgen ethischer Lokalkulturen durchaus klar zeigen, man denke etwa an die Unterschiede zwischen Süd- und Nordamerika oder zwischen Asien und Afrika.

Selbstreflexive Fragen, welche die bloße Bestimmung der Position des einzelnen Forschers oder eines Projekts in einem faktischen technologischen Fortschreiten transzendieren, scheinen in hochspezialisierten, anwendungsorientierten Forschungsfragen notwendigerweise vernachlässigt zu werden. Doch sobald die Frage nach der allgemeinen Qualität und dem allgemeinen Sinn oder Unsinn dieses Fortschreitens in einer globaleren Perspektive sowie die Frage nach den jeweiligen Rahmenbedingungen gestellt wird, gerät der Status dieser zunächst bloß faktischen und eben damit noch unreflektierten Wissensentwicklung in eine neue Perspektive. Er wird jetzt nämlich aus der Perspektive alternativer Möglichkeiten betrachtet, womit die kleinräumige

Dimension des bloß gegenwärtig Gegebenen transzendiert und entprovinzialisiert wird. Solch ein Fragen greift auch über die Abwägung der direkten Folgen einzelner Technologien weit hinaus.

In einem Sinn sollte daher eine reflektierende Wissenschaft an (sozusagen voll alphabetisierten) »Kopfwerkern« interessiert sein, welche mehrere Codes schriftlicher Darstellung beherrschen, und nicht zuletzt auch daher nicht bloß Auftragnehmer in einer scheinbar selbstgesteuerten Entwicklung von Techniken sind. Sie reflektieren zugleich auf die allererst zu schaffenden Bedingungen der Möglichkeit der Entstehung technischer und auch anderer Kenntnisse, indem es ihnen primär um die Entwicklung von Kooperationsprozessen und von praktischen Verständnissen der Rollen des Sozialen und Personalen für eine gemeinsame Entwicklung von Wissen und Können geht. Es geht dabei auch um die Frage nach der urteilskräftigen Umsetzung der allgemeinen und abstrakten Kondensate wissenschaftlicher Produktion, der Theorien und Texte »reiner« Grundlagenwissenschaft, in konkreten, praktischen Problemstellungen. Diese Umsetzung ohnehin nie unreflektiert und »direkt« erfolgen kann. Die Bewertung der verfügbaren Kondensate wissenschaftlicher Produktion und der in ihnen angelegten Potentiale erfolgt hier im Hinblick auf die Relevanz im Gesamtzusammenhang, also nicht bloß der momentan interessierenden Fragestellungen.

## V.

Damit gelangen wir langsam zu einer Diskussion, in der das Wahre oder Erfolgsrichtige, das Gute oder Nützliche und das Schöne oder frei Anerkannte nicht nur mehr in ihrem weiteren Effekt bewertet, sondern selbst zu Teilen der Gesamtvorgabe für die Ausgestaltung möglicher Praktiken werden. Wir könnten demnach so diverse Positionen in ein Gesamtbild integrieren wie etwa die Ästhetik und Geschichtsphilosophie eines Benedetto Croce, die Zivilisations- und Kulturtheorie eines Michel Foucault, und, sagen wir, die Mathematik und Physik eines Albert Einstein, der in dem von ihm wesentlich mitentworfenen mathematischen System den gesamten Kosmos einer Raumzeit darstellbar machte, welche die Formen der Anschauung von gegenwärtigen Dingbewegungen weit übersteigt. Vielleicht fände sich in der zu antizipierenden Synthese reflektierenden Weltverstehens ein Ansatz, über den eine nur unter anderem auch technologisch geleitete Perspektivierung des Wissens in den Gesamttraum einer Kultur zu übermitteln wäre. Ohne Gegenwartsbezug und Zukunftsvision wäre freilich solch eine Darstellung immer nur historisch, als Rückblick, geformt.

Das, was uns zu denken möglich ist, kann und muss dabei immer erst in seinem Ausdruck dingfest gemacht werden. Das reflektierende Textwissen ist ohnehin immer zuerst und zuvörderst Wissen des Denkbaren, des Denkmöglichen. Die ›Kopferwerke‹ oder Intellektuellen der Geisteswissenschaften entwerfen ein solches Wissen der Möglichkeiten vor dem Hintergrund ihrer Kenntnis historischer Struktur-Entwicklungen und Erfahrungen mit den Institutionen. Dieses Gehäuse der Institutionen als kollektive Form unserer Lebensführung wurde von Hegel ›objektiver Geist‹ genannt.<sup>15</sup> Es handelt sich um die gemeinsame zivilisatorische Kultur, welche uns jeweils in dem Ausmaß zu autonomen Personen macht, wie wir gebildet sind. Indem der gebildete Intellektuelle aber seine Ausbildung überschreitet, überschreitet er auch eine bloß gegebene Wirklichkeit, in der es nur um technisches Können und historisches Einzelwissen im Sinne bloßer Information geht. Zugleich überschreitet er eine bloß technologisch orientierte Forschung.

Allerdings haben wir eben damit einen Perspektivenwechsel unternommen. Denn hier ist es das verbale Experimentieren, das sprachliche Vor- und Herantasten, und weniger das schon erprobte Produkt, das den Intellektuellen interessiert. Die Welt selbst wäre so zunächst als Produkt, als Kondensat eines Tuns zu begreifen, das für sich selbst zuerst als Entwurf von Möglichkeiten zu beschreiben ist. Dann erst, in einem zweiten Schritt, bewerten wir die erfolgreichen Möglichkeiten und erklären sie aufgrund unserer guten Erfahrungen zur Wirklichkeit oder setzen sie tätig in Wirklichkeit um. Die Theorien als Entwürfe von Möglichkeiten sind wie Netze, sagt Novalis, der romantische Dichter und zugleich realistische Montanwissenschaftler Friedrich von Hardenberg.<sup>16</sup> Nur wer sie in Form von hypothetischen Vorschlägen auswirft, wird Wissen und Wirklichkeit in der Welt der praktischen Erfahrungen einfangen können und zu neu artikuliertem, verschriftlichtem Wissen gelangen können.

Neben Sprache und Text als Möglichkeitsbeschreibung ist auch das Bild ein Möglichkeitsentwurf. Es präsentiert eine Möglichkeit der Weltsicht. Gerade für einen romantischen Maler wie Caspar David Friedrich gewinnt daher das Bild oder Gemälde in seiner besonderen Art des In-Blick-Nehmens seine Bedeutung. Diese Bedeutung transzendiert sowohl die bloße Abbildung als auch die Ikone oder das narrative Bild, von den mittelalterlichen Evangelistendarstellungen

---

15 Cf. u.a. G. W. F. Hegel, *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse*, Teil 3: Die Philosophie des Geistes (1830), in: E. Moldenhauer u. K. M. Michel (Hg.), *G. W. F. Hegel Werke*, Bd. 10, Frankfurt/M. 1986. (darin: Zweite Abteilung: Der objektive Geist).

16 Novalis, *Schriften*. Die Werke Friedrich von Hardenbergs/Novalis. Begr. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel, hrsg. von Richard Samuel. Bd. 2: Das philosophische Werk. Stuttgart 1981, S. 434.

bis Giotto, das etwa ein reales oder mythologisches Ereignis darstellt und entsprechend zu lesen ist. Was im Gemälde der Moderne, nicht etwa erst seit der Romantik, sondern längst schon bei Caravaggio oder Velázquez, um nur einige Beispiele zu nennen, uns zu sehen gegeben ist, ist nicht etwas Festes, sondern führt eine besondere *Art* des Betrachtens vor Augen.<sup>17</sup> Hier wird keine einfache *message* an einen möglichen Betrachter weitergereicht. Es geht vielmehr darum, *Weltsichten* und *Sehweisen*, *Perspektiven* und *Ansichten* zu zeigen, in diesem Sinn *zur Ansicht zu bringen*. Das geschieht durchaus in der Absicht, sie damit zur Diskussion zu stellen, so dass etwa noch Foucaults Kommentare zu Velázquez durchaus als Teil des Gehalts von dessen mit völligem Recht hochberühmtem Gemälde »Las Meninas« gelten können. In diesem Sinne kann man gerade auch die bildnerische Romantik als höchst realistisch verstehen. Nicht nur kommt sie der konzeptionellen Arbeit eines Wissenschaftlers durchaus nahe. Sie ist auch notwendiges Bindeglied zur Kunst des 20. Jahrhunderts, und zwar zunächst über Impressionismus und Expressionismus. Das, was die Arbeit der bildenden Künste ausmacht, ist dabei eine Art Tasten, der Versuch, Neues zu wagen und zu explorieren, Ansichten zu bilden, Weltsichten an- und auszudeuten. Eben damit werden sie explizit kommentierbar, wobei nicht nur an sprachliche Kommentare zu denken ist, sondern auch an bildartige Zitate und »Diskussionen« zwischen Gemälden bzw. Plastiken oder zwischen verschiedenen Formen, Musik zu machen.

Am Ende tun wir offenbar gut daran, unter den zugegebenermaßen metonymischen Obertitel »Sprache« immer auch Diagramme, Bilder und andere Kompositionen zu zählen. Die Sprache ist demnach nicht nur in der Verbalpoesie, sondern auch in der Kunst generell kreativ. Gerade das gilt auch für die Wissenschaften. Sie findet zu neuen Darstellungsformen, Begriffen, schichtet alte Formen und Begriffe um. Auf dem Weg zum anerkekbaren Ergebnis spielen wir mit einer Assoziationsvielfalt. Wir belassen es aber nie bei dem bloßen Spiel. Denn das Ziel ist eine kanonisierbare Form bzw. ein Begreifen allgemeiner Formen und Strukturen. Auch hierin kommen sich Kunst und Wissenschaften nahe.

Es ist aber nicht einfach *eine* Sprache, die wir in den Wissenschaften, im Alltag und in der Kunst gebrauchen. Denn nicht jeder versteht sich hier auf alles gleich gut. Und doch ist es *eine* Sprache, die wir alle mit hinreichender Geduld und Engagement in einem je hinreichenden Ausmaß zu verstehen

---

17 Werner Busch, *Caspar David Friedrich: Ästhetik und Religion*, München 2003; Reinhard Wegner, »Carl Blechen: Die Entstehung des Bildes in der Skizze«, in F. Weltzien, Hg., *Von selbst. Autopoetische Verfahren in der Ästhetik des 19. Jahrhunderts*. Bonn 2006, S. 97–108.

lernen können. Dabei sind Schematisierungen (»Definitionen«) der Wissenschaftssprache nur (notwendige) Hilfen für eine schnelle und möglichst unproblematische Verständigung *innerhalb* der Einzeldisziplinen. Die üblichen Klagen über Fachtermini oder die spezifischen Standardisierungen im Satzbau der Wissenschaften gehen an diesem Punkt allzu schnell vorbei. Es ist ja kein Wunder, dass der transdisziplinäre Diskurs mitunter, wenn nicht immer, in Sprach- und Verständigungsprobleme gerät. Noch schwieriger wird die fehlerfreie ›Übersetzung‹ in eine Sprache, die uns auch außerhalb der Wissenschaft und ihrer Disziplinen verfügbar ist. Von daher rührt das unpräzise Halbwissen einer gewissen Form des Wissenschaftsjournalismus, das besonders dort für die Wissenschaft selbst gefährlich wird, wo es auf diese zurückfällt, etwa durch die Meinungsführerschaft von in den Medien ständig präsenten Wissenschaftlern, wie wir dies in der Hirnforschung unter dem Einfluss Gerhard Roths oder Wolf Singers durchaus wahrnehmen können.<sup>18</sup>

Man könnte meinen, dass uns hier für ein Fortschreiten eine Art »genialer Collageur« fehlt, der analog dem zeichnerisch arbeitenden Max Ernst Begriffe nutzt, sie aus der Vielfalt der in ihnen angelegten Erlebnisformen herauslöst, sie aus einer vom Bekannten bestimmten Ordnung ausgrenzt, um dann eine eigene Ordnung zu schaffen.<sup>19</sup> Max Ernst demonstrierte seinerzeit in seinen Collagen die Engführungen einer Abbildungskultur, die selbst dann noch verständlich schien, wenn er deren Zuordnungen in der Kollage völlig durcheinander gewirbelt hatte. Gutes Wissenschafts-Feuilleton macht Analoges, und nicht ganz ohne Erfolg, doch es bleibt damit immer noch Feuilleton.

Dabei gibt es eine sich gerade auch aus der Betrachtung von ›Computersprachen‹ ergebende Verwechslung von schematisierter Information mit Wissen. Schon Alan Turings Vorstellung, es ließe sich ›im Prinzip‹ eine Maschine konstruieren, welche (vermeintlich) alles Sagbare in eine Folge von zwei Zeichen umsetzt, zeigt die Radikalität einer solchen Sprachtheorie. Am Ende stellt sie sich aber doch nur als technisches Mittel der Darstellung schon gegebener Information dar, nicht als eine Methode des Gewinnens von Wissen. Wie in der Bibliothek von Babel bei Jorge Luis Borges werden auch in der Idee Turings bloß alle möglichen Bücher in ein ›Supersystem‹ beliebiger Buchstabenfolgen eingebettet. Am Ende reichen ein einziger Buchstabe und ein Leerzeichen aus. Die Bücher und Texte müssen zunächst aber geschrieben werden. Und keineswegs jeder Text, der so aussieht, als hätte er Sinn, hat in Wirklichkeit auch Sinn.

---

18 Cf. z.B. Gerhard Roth, *Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*, Frankfurt/M. 1994; sowie Wolf Singer, *Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung*, Frankfurt/M. 2002.

19 Werner Spiess, *Max Ernst – Collagen. Inventar und Widerspruch*, Köln 2003<sup>4</sup>.



Freilich ist es oft nicht einfach herauszufinden, ob bzw. wann ein Text von einer Maschine verfasst wurde und damit als Folge eines allgemeinen Schemas der Textproduktion zu begreifen ist (sozusagen mit einem ›Software-Entwickler‹ als verdecktem Autor), oder aber als tatsächlicher sinnvoller Sprechakt von einer realen Person.

Man sieht gerade auch hier, dass die Differenz zwischen bloßer Informationsverarbeitung und Wissen im Detail weiter zu klären ist. Man ahnt aber wohl schon, dass der Begriff des möglichen Wissens anspruchsvoller ist als das, worüber Computer verfügen können.<sup>20</sup> Dass das *per definitionem* und aufgrund ihres Designs so ist, nicht (bloß) aufgrund (bisheriger) technischer Unzulänglichkeiten, ist dem Laien freilich nach wie vor schwer zu vermitteln. Hier ist eine zentrale Bildungsaufgabe für eine Philosophie der formalen Logik, Mathematik und der normalen Sprache noch allererst zu erfüllen.

Es scheint zur Zeit außerdem, als sei unsere Wissenschaftskultur auf dem Sprung, in den Welten digitaler Codierungen das Buch als Medium, und damit die aus der Antike übernommenen Formen der Fixierung, Vermittlung und Strukturierung von Wissen, zu ersetzen und sie in digital gespeicherte Texte, Diagramme und Bilder zu verlagern. Es bleibt aber fraglich, ob es sich hier tatsächlich um eine neue Sprache handelt, auch wenn die Aussage allzu trivial sein mag, dass auch die digital kodierte Wortfolgen doch nur Texte seien. Eher sollten wir, wie gesagt, unter Sprache mehr als nur ein Lautsystem verstehen und das symbolische Handeln, samt dem Umgang mit Diagrammen und Bildern, mathematischen Zeichen und Formeln etc. unter den Obertitel der »Sprache« stellen. Der Begriff der Sprachen wird dadurch zwar zu einer Art Synekdoche. Aber es enthält dann der *linguistic turn* auch den *semiotic turn* oder *iconic turn* bzw. platziert sie als selbstverständliche Erweiterungen der Einsicht in die enge Verbindung von Wissen, Können, Verstehen und symbolische, bildliche oder sonstwie kompositorische, etwa auch mathematische oder digitale, Darstellungstechnik und eben nicht als antagonistische Ansätze mit je völlig verschiedenem Gegenstandsbereich.

Es gibt dann intern differenzierbare Formen der in diesem weiten Sinn ›sprachlichen‹ Wissensspeicherung, die als solche äußerbar, entäußerbar, in ihrer Form frei reproduzierbar und in eben diesem Sinn ›lesbar‹ und in ihren

---

20 B. Jack Copeland, Hg., *Alan Turing's Automatic Computing Engine*, Oxford 2005. Cf. dazu auch P. Stekeler-Weithofer, Verstehen und Begreifen (Hegel). *Zum Konservativismusproblem technischer Information und Rationalität*, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistik-Verbandes* 3, 1990, S. 19–25; ferner ders., *Zum Unterschied zwischen formalen und natürlichen Sprachen*, in: *Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie. Selbstbestimmung und Anpassung*. Band 4: Neue Technologien und Medien in Germanistik und Deutschunterricht. Tübingen 1989, S. 72–80.

richtigen Folgerungen ›verstehbar‹ sein müssen. Zu unterscheiden sind diese von einem bloß subjektiven Speicher, wie wir ihn aus Gefühlen und Gewohnheiten kennen. Wir sind in erster Linie an nachhaltigen und öffentlichen (und damit kontrollierbaren) Formen der Wissensdarstellung interessiert. Nur sie vermitteln Wissen im eigentlichen Sinne. Vieles, was im Vorübergehen skizziert ist, viele *Preprints*, digitale Notizen oder Ähnliches stellen dagegen eher Informationen mit einer sehr geringen Halbwertszeit dar, da sie von besseren, etwa auch nachhaltigeren Formen der Darstellung von Wissen schnell abgelöst werden. Glaubt man der DFG, so gilt es schon als Langzeit, wenn solche Notizen dreißig Jahre überdauern. Dazu gehört inzwischen die Mehrzahl aller gedruckten Bücher oder Qualifikationsarbeiten. Es wäre an der Zeit, zwischen ephemeren, wenn auch oft nicht unwichtigen, und wirklich nachhaltigen wissenschaftlichen Texten systematisch zu unterscheiden. Ohne eine Trennung dieser beiden Kategorien droht sich die Ordnung des Wissens in Chaos zu verwandeln.

In vielen Fällen genügt uns ein ephemeres *knowing how*, etwa ein kurzer Verweis auf die adäquate Rezeptur. Ein explizit und nachhaltig schriftlich artikuliertes Wissen ist dann entbehrlich. Die ›Wissensvermittlung‹ oder besser: Informationsweitergabe geschieht hier oft (wieder) bloß ›mündlich‹, ›oral‹, bzw. *empraktisch*. Es reicht dann ja oft, Kollegen zu besuchen und sich Handgriffe zeigen zu lassen. Die schriftliche Explikation dieser Rezeptur oder dieses Könnens bzw. ihre Geschichte wird meist nur dort wichtig, wo ihre Anwendung problematisch wird oder nicht gelingt oder die Kette der Weitergabe von Rezepten abzusichern ist. In solch einer Situation wird dann aber oft auch ein wesentliches Moment der Literatur aufgegeben. Diese erzählt nämlich nicht nur Geschichten, sondern stellt systematische Ordnungen des Wissens her, um in ihnen nicht nur einzelne Begriffe, sondern etwa auch Ansichten zu diesen Begriffen festzuhalten. Es entsteht ohne sie kein Kosmos des Wissens mehr, wie er etwa bei Alexander von Humboldt noch explizit beschrieben bzw. angezielt wird. Die Informationsgesellschaft operiert entsprechend am Ende immer nur mit vereinzelt Bruckstücken des Wissens, die in ihrer Gesamtheit von selbst eine Einheit darstellen sollen. Doch das ist eine problematische Hoffnung.

Eine über das Wissen und seine Genese systematisch geschriebene Geschichte wäre dabei auch keine bloße *narratio*. Der Zusammenhang, der Zweck und der Ursprung solch einer Geschichte, in der sich dann die einzelnen Sätze zu einer Ganzheit finden, ist in einer bloß verfahrensorientierten und empirisch-induktiv vorgehenden Wissenschaft aufgegeben. In ihr bilden die Sätze nicht mehr ein Netz von Hypothesen, das dazu dienen soll, um darin ein in sich unklares Bestimmungsverhältnis einzufangen und es dann mehr und mehr festzuzurren und »auf den Begriff« zu bringen. Das heißt, Wissenschaft

ist hier nicht mehr Textarbeit – im Sinne des Tastens und Explorierens. Eine solche Wissenschaft dokumentiert ihre Erfolge und optimiert ihre Erfolgsanweisungen bloß noch lokal. Durch den Verzicht auf eine Textarbeit bleibt daher am Ende vollkommen unbestimmt, worin hier die Erfolge insgesamt eigentlich bestehen, was also den Rahmen des Guten und Richtigen ausmacht, innerhalb dessen wir überhaupt erst von Erfolgen oder Misserfolgen sprechen können. In den jeweils lokal zu optimierenden Regeln werden die vormals eingeschlagenen Seitenwege und damit das Möglichkeitsdenken ja auch oft wieder verworfen und – schnellstmöglich – vergessen. Eine Geschichte dieses Wissens, das nicht dessen Ziel, sondern bloß den Wegabschnitt der je gegenwärtigen »Wissensgewinnung« dokumentiert, wäre freilich unnötig. Es wäre dann nicht mehr danach zu fragen, ob es in der eingeschlagenen Richtung vormals Abzweigungen, Nebenwege oder vielleicht weitere Horizonte gab. Die Entwicklung des »Wissens« würde zur bloß faktischen Evolution, ohne Möglichkeitshorizont und entsprechende Zielkontrolle. Sie wäre bloß dem Gefühl der faktischen Zufriedenheit der Evaluatoren und Benutzer unterworfen. Wenn es aber nun ausschließlich darauf ankommt, das Hier und Jetzt in den Blick zu nehmen, und nur hierfür eine Ordnung, eine Methode und ein Archiv zu bilden, dann ist die Wissenschaft und mit ihr auch deren Geschichten am Ende.

Zwar gibt es dann weiterhin Biographien, aber sie gehörten dann zur Unterhaltungsliteratur. So können *Russell* oder *Feynman* ihre Leistungen in der Wissenschaft nutzen, um auf einer ganz speziellen öffentlichen Bühne aufzutreten und als »geniale« Intellektuelle zu erscheinen. Nur ist diese Performance nicht mehr die Geschichte eines sich aus sich selbst entwickelnden Welttextes. Diese Geschichte ist immer nur der Blick des Erzählers auf sich selbst, der es dann auch genügend schwer hat, andere für seine Ansichten zu begeistern und der deshalb darauf verfällt, sich selbst in den Mittelpunkt seiner Darstellung zu rücken.<sup>21</sup>

Die »Muße« des historischen Wissens meint sich nur derjenige nicht leisten zu können, der bloß am Einzelproblem interessiert ist. Dieses irritiere ihn nur. Er brauche feste Regeln und schnell beherrschbare, also schematisierte Verfahren, die »klar und deutlich«, im Sinne von weitgehend mathematisiert sind. Ein Mangel an schnell verständlichen schematischen Ausdrücken wird hingegen als Anzeichen für Unwissenschaftlichkeit gewertet. Quisquilien der Unklarheit einer sich oft nicht schematisch präsentierenden Welt oder Sprache und Meinungsverschiedenheiten über Kriterien des Richtigen und Guten sind ihm ein Gräuel. Diese halten ihn, so meint er, und den Fortschritt bloß auf. Er

---

21 Cf. Christian Forstner, *Die Inszenierung eines Genies: Richard P. Feynman*, in: *Jahrbuch für Europäische Wissenskulturr* 4, im Druck 2008.

wünscht sich Techniken, die er allein steuern kann, ohne sich mühsam mit anderen einigen zu müssen. Der Weg und die Probleme, die zu diesen Techniken führen und die Probleme, die seine Anwendungen hervorrufen, interessieren ihn nicht weiter.

Sicher, man kann heute ehemals mögliche, aber nicht auf die heutigen Problemstellungen hin zugeschnittene Lösungswege keineswegs direkt nutzen. Insofern taugt eine sich bloß der Narration und Neugier verschriebene Wissenschafts- und Technikgeschichte nicht unmittelbar zur Verbesserung der Entwicklung gegenwärtiger Wissenschaft und Technik. Diese will gegenwärtig relevante Probleme lösen und sich nicht irgendwelche alten, nicht mehr relevanten Probleme als eine Art *l'art pour l'art* stellen. Doch das Wissen, das wir aus einer guten Geschichte über die Herkunft unserer Institutionen und die Entwicklung unseres Wissens und Könnens erhalten, liefert keine unmittelbaren Rezepte für das technische Handeln, eher ein besseres Verständnis der Bedeutung freier subsidiärer Kooperation in einer auf gegenseitigem Vertrauen und einem ethischen Ehrenkodex des Strebens nach Exzellenz und Wahrheit und nicht bloß auf einer durch kurzfristige monetäre Interessen gesteuerten Arbeitsteilung.

## VI.

Gerade in einer mehr an Themen und Gegenständen, weniger an einem internen Fachethos und der disziplinären Selbstkontrolle orientierten Kooperation zwischen verschiedenen Wissenschaftsbereichen werden derartige Dinge höchst relevant. Hier wird das Teilwissen oft derart komplex, dass es sinnvoll erscheint, ggf. neue Hybridfächer zu gründen, um bestimmte Problemstellungen überhaupt bewältigen zu können. Die Neuroinformatik, die in den ersten Jahren des neuen Jahrtausends direkt als eigenständiges Fach etabliert werden sollte, ist eine solche Funktionsdisziplin. Ob sich dabei aber die dichte ethische Kontrolldisziplin der Fachkulturen erhalten lässt, ist fraglich, wie andere Hybridfächer zeigen, von den Kultur- und Medienwissenschaften bis zur Neuropsychologie. Dabei sollen zwar Ausbildungsprofile und Schlüsseltechnologien eine Einheit schaffen. Doch die methodische Matrix der Verfahrenstechniken ist nicht immer sinnvoll auf Einzelgegenstände zuzuschneiden. Um allgemeine Verfahren und Techniken zu optimieren, ist eher an einer methodisch disziplinären Matrix festzuhalten als sie durch einzelne oder auch bloß besondere Gegenstandsorientierungen zu ersetzen. Gerade diese Gegenstandsorientierung kann sich in diesen neuen Hybridfächern nämlich als problematisch erweisen. So stellt sich in den Kultur- und Medienwissenschaften nicht zufällig

das Problem, das gerade der Gegenstand, nämlich der Begriff der Kultur oder des Mediums schwierig bleibt. Je nach Forschungstradition (und manchmal auch innerhalb derselben) wird er z.T. genau diametral zu anderen Traditionslinien verstanden, oder aber der Begriff wird unscharf, indem er gerade keine besondere Gegenstandsorientierung abbildet. So fasst beispielsweise die Kulturphilosophie, als Teilgebiet eines solchen Hybridfaches, oft einfach alles als Kultur auf: Wenn unter »Kultur« die gesamte *Zweite Natur* verstanden wird, so wird aber vollkommen unklar, woher dieses Hybridfach in Abgrenzung zu der »Mutterdisziplin«, der Philosophie selbst, ihre Daseinsberechtigung ableitet. Ein eigener, profilierter Gegenstandsbereich liegt hier dann jedenfalls nicht vor. Wenn es ihr hingegen, so eine mögliche zweite Variante, um die »Kultivierung« des Menschen, etwa in den Schönen Künsten geht, dann kann der Gegenstand »Kultur« nur über seine konkreten Manifestationen, also die jeweiligen Medien untersucht werden, die jedoch in den betreffenden Einzeldisziplinen wie der Literaturwissenschaft oder Kunstgeschichte bereits adäquat behandelt werden. Hier, aus der disziplinären Matrix heraus, kann dann ein interdisziplinärer Austausch im zweiten Schritt jedoch durchaus fruchtbar sein.

Das Verhältnis von vielfältig einsetzbarem zu nachhaltigem Methodenwissen und das technische Können für Einzelanwendung muss daher in Bildung und Ausbildung gut aufeinander abgestimmt sein. Wir lehren und lernen allgemeine Verfahren, die sich in der besonderen Anwendung im Einzelfall ausweiten und vertiefen lassen. Die naive Vorstellung von einer Abbildung der Welt verwandelt sich damit in ein Verständnis von Wissen als *empraktischem* Allgemeinwissen um mögliche Handlungsformen.

Ist diese ›Welt‹ bekannt, so ist intern ›nur‹ nach der Funktion zu suchen, über die  $x$  zu  $x'$  transformiert werden kann. Die Zuordnung der im System abgebildeten  $x$  und  $x'$  gibt diese Struktur vor. Dies lässt sich an einem Problem der Bewegungssteuerung demonstrieren: In der klassischen Theorie neuronaler Netze wird eine Anzahl möglicher Ortspunkte definiert, die ein Greifarm eines Roboters ansteuern kann.<sup>22</sup> Für jeden dieser Punkte gibt es nun eine Verbindung zu jedem anderen dem Netz möglichen Punkt (dies sind dann die dem System möglichen Bewegungstrajektorien). Die Zuordnung zweier dieser Punkte kann nun einfach in den Funktionen gefunden werden, über die ein Greifarm von der Position  $a$  in die Position  $b$  gebracht wird. Diese Zuordnungen sind als Steuerungsfunktionen in der Architektur des Netzes implementiert.

---

22 Cf. Valentino Braitenberg, *Vehicles. Experiments in Synthetic Psychology*, Cambridge, Mass. & London 1984; hierzu dann auch Helge Ritter, Thomas Martinetz und Klaus Schulten, *Neuronale Netze: eine Einführung in die Neuroinformatik selbstorganisierende Netzwerke*, Bonn 1991.

Dabei lässt es die Abbildung der möglichen Zuordnungsfunktionen ineinander zu, die Optimalfunktion zu identifizieren, die diese Zuordnung erlaubt.

Lösen wir uns von diesen festen Bahnen vorgegebener Handlungsrezepturen, so gelangen wir zu einer Dynamik, die sich nicht in einfach als sequentiell deutbaren Vernetzungsdiagrammen erfassen lässt. Das heißt dann aber auch, dass in einem zusehends komplexer verzahnten System ein Außenraum nicht einfach in einer 1:1-Abbildung repräsentiert wird. Arbeiten wir mit einer Optimierungsstrategie, so werden wir diese verschiedenen Komplexitätsebenen in der Genese der momentanen Einstellung verwerfen müssen. Als Notiz behalten wir nur das Resultat. Wir notieren nur die Lösung und nicht den Weg zu ihr hin.

Erkennen ist nun aber nicht einfach ein Wiederauffinden vorgegebener Einzelerfahrungen. Für alle, die bloß technologisch verfahren, hat sich die Welt immer nur in den Notizen über die gegenwärtige praktische Anwendung abgebildet. Dieses könnte man nach den je bekannten Regeln variieren. Wir bleiben damit aber immer in dem schon bekannten Bild. Korrigieren können wir das nur innerhalb eines von außen vorgegebenen, rein traditionellen und eben damit möglicherweise provinziellen Möglichkeitshorizonts mit zumeist allzu engen Grenzen. Hier ist die Phantasie des ›Kopfwerkers‹, das kreative Möglichkeitsdenken der Reflexion und damit »Spekulation« im eigentlichen Sinne, nämlich als metastufige Reflexion, gefragt.

In der spekulativen Redeform geht es den ›Kopfwerkern‹ gerade um die Gesamtübersicht, die den auf Schematisierungen basierenden hochspezialisierten Technologien fehlen muss, damit sie effizient ablaufen können. Aus wissenschaftlicher Sicht kann man den geschichtlichen Prozess der Ausdifferenzierung der Einzelwissenschaften aus der Philosophie freilich als das Eingeständnis werten, dass der Philosophie die Aufgabe zukomme, sich als »erste Wissenschaft« am Ende selbst überflüssig zu machen – die Einzelwissenschaften helfen der Philosophie demnach dabei, dieser Pflicht nachzukommen.<sup>23</sup> Was »Wissenschaft« überhaupt sein soll und kann, wird hier von vornherein als bekannt unterstellt. Dies stellt ganz grob auch die Sicht des Logischen Positivismus dar. Doch ohne eine »Spekulation« auf das Tun in den einzelnen Disziplinen können wir nichts über die Ebene des Möglichen aussagen, damit auch nicht über eventuelle Alternativen, womit die Spekulation letztlich auch für jedes wirkliche Handeln, im Unterschied zum bloßen Verhalten, relevant wird. Zudem wird dieser in einem bestimmten Sinne »totale« Redemodus des Spekulativen umso wichtiger, je kleinschrittiger und spezialisierter beispielsweise die

---

23 Cf. z.B. Jürgen Mittelstraß, *Das praktische Fundament der Wissenschaft und die Aufgabe der Philosophie*, Konstanz 1972.

naturwissenschaftliche Forschung wird. Ohne einen Ort philosophischer Spekulation, an dem versucht wird, einen, wenn auch immer bloß groben Überblick zu behalten und auch sprachlich zwischen den einzelnen Disziplinen zu vermitteln, droht stets die Gefahr, dass technologische Forschung zum Selbstzweck wird, ohne dass dies jemand »in the short run« der bloßen Gegenwart ohne Möglichkeitshorizont bemerken könnte. Treten dann jedoch langfristig negative Folgen ein, kann es bereits schon zu spät sein, diese abzuwenden.

Rein verfahrensorientierte Wissenschaften sind immer nur sehr kurzfristig geplant. Aber eben daher kann eine derart auf ein bestimmtes enges und oft intern gegebenes Problemfeld angelegte Wissenschaft schnell ihren Gegenstandsbereich verlieren. Zumindest wenn das Problem gelöst ist, fragt es sich, ob die gewonnenen Einzelstrategien, die für dieses Problem optimal waren, auch auf andere Problemfelder zu übertragen sind.

Die Alternative besteht in der klugen Unterscheidung zwischen Allgemeinem und Besonderem. Bildung geht auf das Allgemeine, Ausbildung auf das Besondere. Unser Plädoyer ist daher, über den Technologien nicht das Philosophische – in einem durchaus weiten Sinne – zu vergessen. Im Gegenteil, kreatives Wissen und Technologie verlangen immer auch philosophisch-strukturelles Nachdenken. Dabei ist an eine methodisch und konzeptionell offene Philosophie und Logik, nicht an eine bloß auf ein Sachthema wie die Mathematik eingeschränkte formale Logik zu denken. Nur eine solche ist im Rückblick erhellend, im Blick auf (zukünftige) Möglichkeiten innovativ. Nur der sich entsprechend selbstkritisch abwägende Gedanke führt zu Neuem. Dieses kann er konturieren. Er wird es nie selbst in Technologien umsetzen. Er kann Technologien nur vorbereiten.

Damit sollten die verschiedenen Realisationsformen technisch-kulturellen Arbeitens nicht etwa miteinander vermischt werden, sondern jeweils in ihren Kernkompetenzen optimal ausgebildet und auch im Gefüge einer Diskussion um Bildung und Wissenschaft adäquat positioniert werden. Insofern ist eine differenzierte Betrachtung unseres Bildungssystems anzumahnen. Sonst vergeuden wir nicht einfach nur Traditionen, sondern unser eigentliches gesellschaftlich-kulturelles Kapital, und zwar gerade in einem großen Feuerwerk an Rhetorik, in dem über Leuchttürme, Exzellenzinitiativen und Autonomie die Rede ist. Symptomatisch ist das für eine Kultur, die sich der wichtigen Differenz zwischen klangvollen Worten und einem nachhaltigen institutionellen Handeln nicht mehr bewusst ist und daher das, was sie tut, am Ende nur noch in Kategorien des Eventmanagements zu bewerten vermag.

Was wir brauchen, ist eine die historisch gewachsene Funktionalität der Disziplinen ausmessende Fachkompetenz, die sich eben nicht auf den methodisch schon heruntergekochten Horizont eines bloß auf Einzelprobleme fokus-

sierten Wissens einschließt, das nur das in den Blick nehmen kann, was sich ja momentan zeigt oder sich aus der Kurzgeschichte einer unmittelbaren Vergangenheit als Information ergibt. Erst das Überschreiten einer solchen in der Gegenwart lokal selbstvergessenen Wissenschaft wäre der Ausgangspunkt für eine philosophisch aufgeklärte Wissenschaft. Allerdings – auch das ist festzuhalten – bedeutete die dafür notwendige Art der Forschung sowohl für die Wissenschaft als auch für die Philosophie, sowohl für die Natur- und Technikwissenschaften als auch für die Geistes- und Sozialwissenschaften eine große Herausforderung wenn nicht gar Zumutung.



Wolfgang Prinz

## Wie das Bewusstsein erfunden wurde

In der Wissenschaft geht es immer um zweierlei: um gute Fragen und um gute Antworten. Wenn man gute Fragen hat, besteht die Kunst darin, durch methodische Anstrengung zu guten Antworten zu kommen – das ist also die *Kunst des Findens*. Sie ist der sichtbare und manchmal auch spektakuläre Teil der Forschung. Schwieriger ist die Lage, wenn man keine guten Fragen hat. Dann besteht die Kunst darin, gute Fragen erst einmal zu entwickeln – Fragen nämlich, die sich überhaupt mit wissenschaftlichen Mitteln traktieren lassen. Das ist die *Kunst des Suchens*, und sie macht den weniger sichtbaren, aber nicht minder wichtigen Teil der Forschung aus.

Vor dem Rätsel, von dem ich im Folgenden sprechen will – wie nämlich Subjektivität in die Welt kommt und was sie in einem im Übrigen subjektlosen Universum eigentlich verloren hat –, hat selbst diese Kunst bisher versagt. Nicht, dass wir überhaupt keine Fragen hätten – im Gegenteil. Sie bedrängen uns nachhaltig, weil sie die Grundlagen unseres Selbstverständnisses berühren. Aber wir haben keine *guten* Fragen, denn bisher ist es uns nicht gelungen, sie so zu disziplinieren, dass sie traktierbar wären – von guten Antworten ganz zu schweigen.

Dennoch glaube ich, dass die Zeit für einen solchen Disziplinierungsversuch gekommen ist. Ich will ihn im Folgenden in drei Schritten beschreiben. Zuerst wird es darum gehen, die Ausgangsfrage nach dem Status von Subjektivität *in traktierbare Form* zu überführen. Im zweiten Schritt wird es dann darum gehen, die *Konturen einer Antwort* auf einige dieser Fragen zu skizzieren. Dabei werde ich, wie es sich für einen Psychologen gehört, zwar die *repräsentationalen Grundlagen* von Subjektivität in den Mittelpunkt stellen, daneben aber auch auf ihre naturgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Wurzeln eingehen, also auch biologischen und historischen Perspektiven Rechnung tragen. In einem dritten Schritt betrachte ich schließlich gesellschaftliche Diskurse, in denen Subjektivität erzeugt und aufrechterhalten wird.

## Subjektivität und Bewusstsein

Wieso ist Subjektivität ein Rätsel? Was unterscheidet eigentlich das Subjektive vom Objektiven? Wenn wir über Sterne und Steine, über Ozeane und Flüsse reden, wenn es um Viren, Algen oder Pilze, ja selbst um Farne, Gräser oder Bäume geht, glauben wir im Allgemeinen, dass alles, was über diese Dinge überhaupt zu sagen ist, mit den Mitteln von Physik, Chemie und Biologie gesagt werden kann. Das Gleiche mag auch noch für Quallen, Würmer und Schwämme gelten, aber dann wird es schwierig – vielleicht bei den Insekten, dann aber bei den Wirbeltieren und gewiss bei den Säugern, besonders den Primaten und, erst recht natürlich, beim *homo sapiens*. Von diesen Tieren glauben wir nämlich, dass mit den Mitteln dieser Wissenschaften *nicht* alles gesagt werden kann, was über sie zu sagen ist. Wir schreiben ihnen ein darüber hinausgehendes *Innenleben* zu, abgestuft vielleicht, aber im Prinzip ähnlich und verwandt mit unserem eigenen bewussten Erleben.

Subjektivität oder Bewusstsein – was soll man mit dieser neuen Qualität anfangen, die da irgendwo zwischen Fischen und Menschen entstanden zu sein scheint? *Eine* Möglichkeit besteht darin, sie zu leugnen – entweder ihre Existenz oder jedenfalls ihre wissenschaftliche Dignität. Bewusstseinserscheinungen, so wird oft argumentiert, sind keine beobachtbaren Erscheinungen, die man messen kann wie Farben, Längen oder elektrische Ladungen, sondern verborgene Eigenschaften, die man Lebewesen allenfalls *zuschreiben* kann, ohne dass man gleich glauben muss, dass sie diese Eigenschaften auch *haben* – mit der Folge, dass sie nicht Gegenstand objektiver Wissenschaften sein können.

Wer aber nicht leugnen mag, muss anerkennen – und handelt sich damit unangenehme Fragen ein, die schwer zu beantworten sind: Wie kommt Subjektivität in die Welt? Wozu ist sie gut? Und vor allem: In welcher Beziehung stehen die psychischen Qualitäten der subjektiven Welt zu den physischen Qualitäten der objektiven Welt, die uns aus Physik, Chemie und Biologie vertraut sind?

Diese Fragen haben die abendländische Philosophie seit über zweieinhalb Jahrtausenden in Atem gehalten. Das Rätsel Subjektivität lässt uns nicht los, und dass das so ist, liegt sicher nicht nur an den Philosophen, die es niemals von ihrer Agenda gestrichen haben, sondern auch an uns selbst: daran, dass wir selbst die Systeme *sind*, die wir *untersuchen*. Dieser Umstand bringt es mit sich, dass wir nicht davon lassen können, uns immer wieder Gedanken darüber zu machen, wie es mit dem Bewusstsein bestellt ist.

## Was eine Theorie des Bewusstseins leisten muss

In den letzten Jahren sind eine Reihe von Büchern erschienen, die uns versprechen, das letzte noch verbliebene Menschheitsrätsel mit naturwissenschaftlichen Mitteln zu lösen: das Rätsel der Subjektivität, namentlich das Rätsel, *wie Bewusstsein aus Gehirntätigkeit entsteht*.<sup>1</sup> Vieles lesen wir darüber, was die moderne Neurobiologie über Gehirnfunktionen weiß: über die Chemie, die Physik, die Physiologie und nicht zuletzt die neuroinformatische Modellierung neuronaler Aktivität auf verschiedenen Ebenen. Weiteres lesen wir darüber, was die moderne Psychologie über Informationsverarbeitungsprozesse weiß: über funktionale Systemarchitekturen und Operationen, die auf ihnen arbeiten. Und zuletzt finden wir schließlich Mutmaßungen darüber, *welche* der so beschriebenen Strukturen und Prozesse es denn sind, die *Bewusstsein hervorbringen oder mit Bewusstsein verbunden sind*.

Aber: So faszinierend diese Lektüre auch sein mag, bleibt doch meist ein ausgesprochen schales Gefühl zurück. Man hat nämlich nicht den Eindruck, dass man dadurch besser versteht, warum subjektive Phänomene so sind, wie sie sind, d.h. warum sie gerade jenen Charakter tragen, der sie auszeichnet: bewusst zu sein. Und man wird das Gefühl nicht los, dass man selbst dann, wenn man schon genau wüsste, worin die neurobiologischen Korrelate und/oder die psychologischen Funktionen von Bewusstseinserscheinungen bestehen, noch lange nicht verstünde, warum diese physiologischen Prozesse *just diese besondere Qualität hervorbringen* bzw. die psychologischen Funktionen *just diese besondere Qualität erfordern* – und nicht irgendeine andere. Und ebenso wenig verstünde man umgekehrt, warum *bestimmte* physiologische Prozesse diese besondere Qualität hervorbringen, *andere* dagegen nicht. Was unterscheidet die Prozesse, die über dieses Potential verfügen, von denen, die

---

1 Vgl. z.B. William H. Calvin, *The cerebral's symphony: Seashore reflections on the structure of consciousness*, 1989, (dt.: *Die Symphonie des Denkens: Wie aus Neuronen Bewußtsein entsteht*, München/Wien 1993); Gerald M. Edelman, *The remembered present: A biological theory of consciousness*, New York 1989; William H. Calvin und George E. Ojemann, *Conversation with Neil's brain*, New York 1994, (dt.: *Einsicht ins Gehirn: Wie Denken und Sprache entstehen*, München/Wien 1995); Francis Crick, *The astonishing hypothesis – The scientific search for the soul*, New York 1994, (dt.: *Was die Seele wirklich ist – Die naturwissenschaftliche Erforschung des Bewußtseins*, München 1994); António R. Damásio, *Descartes' error: Emotion, reason and the human brain*, New York 1994, (dt.: *Descartes' Irrtum: Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*, München 1995); Gerhard Roth, *Das Gehirn und seine Wirklichkeit, Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*. Frankfurt 1994; Gerhard Roth und Wolfgang Prinz, *Kopf-Arbeit. Gehirnfunktionen und kognitive Leistungen*, Heidelberg 1996.

nicht darüber verfügen? Keine der derzeit angebotenen Theorien über den Zusammenhang zwischen Hirnfunktionen und Bewusstsein hat eine Antwort auf derartige Fragen anzubieten. Was sie anbieten, sind *formale Korrelationszusammenhänge*, die man mit Staunen zur Kenntnis nehmen, nicht aber *inhaltliche Fundierungszusammenhänge*, die man wirklich verstehen kann. Man könnte auch sagen, dass sie bestenfalls das Dasein, nicht das Sosein von Subjektivität erklären.

Was aber brauchen wir, um das Sosein von Subjektivität zu verstehen? Dazu müssen wir zweierlei klären: erstens die Natur des Explanandums: Was heißt eigentlich *bewusst*? Und zweitens: Wie hätte eine befriedigende Erklärung von Bewusstseinserscheinungen denn auszusehen? Was muss eine Fundierungstheorie des Bewusstseins eigentlich leisten?

## Bewusstsein beschreiben

Was genau heißt eigentlich *bewusst*? Wer diese Frage stellt, betritt vermintes Gelände. Alle Termini, alle Begriffe und alle Ideen, die jemals zur Eingrenzung und Abgrenzung in die Diskussion gebracht worden sind, haben eine verworrene Geschichte und eine verwirrende Gegenwart.

Wenn ich im Folgenden von Bewusstsein rede, meine ich damit nicht den Zustand von Personen, d. h. dass jemand bei Bewusstsein ist, oder sich im Zustand von Bewusstlosigkeit befindet. Hier soll dagegen ausschließlich vom bewussten Charakter *mentaler Inhalte* die Rede sein. Was ist damit gemeint? Zunächst weist die Rede vom bewussten Charakter mentaler Inhalte darauf hin, dass wir niemals in reiner, inhaltsleerer Form bei Bewusstsein sein können. Immer sind es bestimmte Inhalte, die uns bewusst sind, und am *bewusst-sein dieser Inhalte* erkennen wir, dass wir *selbst bei Bewusstsein* sind. Ähnlich wie Personen bewusst oder bewusstlos sein können, können auch mentale Inhalte bewusst oder nicht-bewusst sein. Wir bezeichnen sie dann, je nach theoretischem Geschmack, z. B. als *unbewusste, vorbewusste*, oder *nicht bewusstseinsfähige* Inhalte.

Wie aber sind *bewusste* mentale Inhalte möglich und worin genau besteht ihr bewusster Charakter? Bei der Beantwortung dieser Frage will ich mir eine Charakterisierung zu eigen machen, die vor über 100 Jahren der Philosoph Franz Brentano, einer der Wegbereiter der modernen Phänomenologie, gegeben hat und der sie in einem entscheidenden Punkt erweitern.<sup>2</sup> Brentano

---

<sup>2</sup> Vgl. hierzu Franz Brentano, *Psychologie vom empirischen Standpunkt* (Bd. 1), Leipzig 1924 (Erstausgabe 1874).

erörtert die Natur psychischer Akte an einem denkbar einfachen Beispiel: Was geschieht eigentlich, wenn wir einen Ton hören? Was ist es, das den bewussten Charakter dieses Ereignisses ausmacht? Nach Brentano sind in diesem psychischen Akt zwei Inhalte miteinander verwoben: der *Ton*, den wir hören und die Tatsache, dass wir ihn *hören*. Allerdings sind diese beiden mentalen Inhalte nicht in gleicher Weise repräsentiert. Der Ton ist das primäre Objekt des Hörens; ihn können wir im psychischen Akt direkt beobachten. Das Hören selbst ist das sekundäre Objekt des psychischen Aktes. Von ihm sagt Brentano, dass es nicht direkt beobachtet werden kann, sondern in einer anderen, indirekten Form zu Bewusstsein gelangt: »Die Töne, die wir hören, können wir beobachten, das Hören der Töne können wir nicht beobachten; denn nur im Hören der Töne wird das Hören selbst mit erfasst.«

Soweit Brentano. Will man die Struktur psychischer Akte allerdings erschöpfend charakterisieren, muss man noch einen Schritt weitergehen. Wenn nämlich zutrifft, dass im Hören des Tons nicht nur der Ton selbst, sondern implizit auch sein Hören enthalten ist, dann muss das *Subjekt*, das da hört, in abermaliger Verschachtelung auch in dem Akt enthalten sein. Denn ebenso wenig wie ein Ton vorstellbar ist ohne ein Hören, das auf ihn gerichtet ist, ist ein Hören vorstellbar ohne ein mentales Ich oder Subjekt, das da hört. Bewusste mentale Akte sind also dadurch charakterisiert, dass in ihnen das mentale Ich implizit gegenwärtig ist.<sup>3</sup>

## Bewusstsein erklären

Mit diesen Bestimmungen haben wir den *Gegenstand*, um den es geht, soweit eingegrenzt, dass wir uns jetzt auf die Suche nach geeigneten *Erklärungen* machen können. Wenn nämlich zutrifft, dass die Bezogenheit mentaler Inhalte auf

---

3 Dem entspricht, dass die bewusste Repräsentanz einer Situation genau dann endet, wenn sich das Ich aus ihr verabschiedet. Wenn wir etwa während eines Spaziergangs in ein Gespräch verwickelt sind, das unsere ganze Aufmerksamkeit beansprucht, ist unsere bewusste Wahrnehmung auf den Inhalt des Gesprächs und auf die Gesprächssituation selbst konzentriert. Dies sind, um noch einmal mit Brentano zu sprechen, die primären Objekte, auf die das implizit anwesende Ich sich richtet. Nur sie sind es, die wir bewusst wahrnehmen. Andere Merkmale der Situation – nämlich die Szenerie, die wir durchschreiten – nehmen wir mit Bewusstsein nicht zur Kenntnis. Natürlich kann kein Zweifel darin bestehen, dass diese Informationen *verarbeitet* werden, denn andernfalls wäre nicht zu erklären, dass wir, obwohl ins Gespräch vertieft, voll in der Lage sind, unsere Schritte umgebungsgerecht zu steuern. Die Verarbeitung erzeugt aber keine *bewusste* Repräsentation, die auf das implizit anwesende Ich bezogen ist.

ein implizit anwesendes Ich die entscheidende Grundlage für die Ausbildung ihres bewussten Charakters ist, ist damit das Erklärungsproblem auf die Frage der Konstitution des mentalen Ich und seiner impliziten Repräsentation verschoben.

Benötigt werden also Theorien, die die Rolle des implizit anwesenden mentalen Ich aufklären. Hätte man diese Rolle verstanden, hätte man zugleich verstanden, wie der bewusste Charakter mentaler Inhalte zustande kommt. Da nämlich die Qualität der Bewusstheit nicht nur *dann entsteht, wenn* die Bedingung der impliziten Gegenwart des Ich erfüllt ist, sondern auch *darin besteht, dass* genau diese Bedingung erfüllt ist, hätten wir nämlich nicht nur verstanden, *unter welchen Bedingungen* bewusste mentale Inhalte entstehen, sondern auch, *warum* sie unter diesen Bedingungen *eben diese Qualität* annehmen und nicht irgendeine andere. Dann hätte man genau das, was man von einer Fundierungstheorie der Subjektivität verlangen muss.

Was aber könnte das heißen: die Rolle des mentalen Ich erklären? Was heißt es überhaupt, *eine Rolle zu erklären*? Rollen- oder Funktionserklärungen verlangen immer zweierlei – die Spezifikation von *Leistungen* und von *Mechanismen*, die diese Leistungen erbringen – ultimate und proximate Erklärungen also. Was das mentale Ich betrifft, müssen wir auf ultimativer Ebene klären, *was* es leistet, und auf proximativer Ebene, *wie* es diese Leistungen realisiert.

Wozu ist also das mentale Ich gut und wie wird es realisiert? Antworten auf diese Frage werden oft in Form von Geschichten angeboten, die erklären, wie es in grauer Vorzeit dazu kam, dass das mentale Ich erfunden wurde und welche Vorteile damit verbunden waren. Mit anderen Worten: Es werden in diesen Geschichten hypothetische Szenarien konstruiert, die es plausibel machen, dass bestimmte Lebewesen, die zunächst noch nicht über ein mentales Ich verfügen, *fitness*-Vorteile dadurch gewinnen, dass sie eine derartige Instanz ausbilden.

Bausteine für solche Szenarien sind in den letzten Jahren verschiedentlich angeboten worden, z. B. von Daniel Dennett, Julian Jaynes oder Thomas Metzinger.<sup>4</sup> Bei allen Unterschieden konvergieren sie in der Idee, dass die Mechanismen, die bewusste Inhalte hervorbringen, eine *metarepräsentationale Struktur* aufweisen. Das heißt, dass sie (mindestens) zwei Repräsentations-

---

4 Vgl. Daniel C. Dennett, *The origin of selves*, Bericht Nr. 14/1990 der Forschungsgruppe »Kognition und Gehirn« am ZiF, Universität Bielefeld; ders., »The self as the center of narrative gravity«, in F. S. Kessel, P. M. Cole und D. L. Johnson, Hg., *Self and consciousness: Multiple perspectives*, Hillsdale 1992, S. 103–115; Edelman, *The remembered present* (s. Fn. 1); Julian Jaynes, *The origin of consciousness in the breakdown of the bicameral mind*, Boston, MA 1976; Thomas Metzinger, *Subjekt und Selbstmodell. Die Perspektive phänomenalen Bewußtsein vor dem Hintergrund einer naturalistischen Theorie mentaler Repräsentationen*, Paderborn 1993.

ebenen enthalten, die in Brentanos Analyse vorgezeichnet sind: eine für die Repräsentation der Inhalte selbst und eine weitere für die Repräsentation ihrer Bezogenheit auf das mentale Ich.

Im Folgenden skizziere ich ein psychohistorisches Szenario, das an diese Ideen anknüpft und das dazu bestimmt ist, die Konstitution des mentalen Ich zu rekonstruieren – gewissermaßen ein Steinzeitmärchen, das davon handelt, wie aus bewusstlosen Zombies bewusste Akteure werden.

## Konstitution

Denken wir uns als Ausgangspunkt ein bewusstloses, zombieartiges Lebewesen. Obwohl es bewusstlos ist, ist es mit hochentwickelten kognitiven Fähigkeiten ausgestattet. Allerdings gibt es eine charakteristische Einschränkung: Es soll sich um ein *vorsprachliches* Lebewesen handeln, bei dem symbolische Kommunikation und Repräsentation nicht vorkommen.

Ein ungefähres Bild der kognitiven Leistungsfähigkeit unseres Zombies, zugleich aber auch der Grenzen seiner Leistungsmöglichkeiten, lässt sich wie folgt zeichnen: Auf der Haben-Seite können wir ihm – verkürzt gesagt – die Fähigkeit zuschreiben, die verhaltensrelevanten Implikationen der jeweils aktuellen Reizsituation zu bewerten und in entsprechendes Verhalten umzusetzen. Diese Bewertung mag auf der Grundlage komplexer Algorithmen erfolgen, die teils zu seinem genetisch angelegten Verhaltensrepertoire gehören, teils in Lernprozessen entstanden sein mögen. Weitere Algorithmen sorgen dafür, dass die Ergebnisse dieser Bewertungen gegen die aktuellen Prioritäten des Lebewesens abgeglichen werden und dass dieser Abgleich in Handlungsentscheidungen umgesetzt wird.

So komplex die Berechnungen auch sein mögen, die der Verhaltenssteuerung zugrunde liegen, unterliegen sie doch der prinzipiellen Beschränkung der *Kopplung an die jeweils aktuelle Situation*. Sie nehmen ihren Ausgang von der aktuellen Reizinformation, und sie bewerten Handlungsoptionen, die sich auf die aktuelle Situation beziehen. Keine Rolle spielen demgegenüber Prozesse, die symbolische Repräsentation voraussetzen, wie z. B. die Vergegenwärtigung vergangener oder die Planung zukünftiger Ereignisse. Unser Zombie ist sklavisch an die Gegenwart gebunden.

Wie kann nun aus solcher Bewusstlosigkeit Bewusstsein entstehen? Bewusstsein – so die Antwort, die ich vorschlage – kann sich aus dieser Ausgangssituation dann und nur dann entwickeln, wenn zwei Entwicklungsschritte aufeinanderfolgen. In einem ersten Schritt muss die Fähigkeit zur *Vergegenwärtigung abwesender Sachverhalte* entwickelt werden, verbunden mit der Fähig-

keit zur *getrennten Repräsentation von Wahrnehmung und Vergegenwärtigung*. Diese Voraussetzung bezeichne ich im Folgenden als *duale Repräsentation*. In einem zweiten Schritt muss dann hinzukommen, dass auch selbsterzeugte Vergegenwärtigungen als *Kommunikationshandlungen interpretiert* werden. Diese Voraussetzung bezeichne ich als *personale Attribution*.

Die erste dieser beiden Voraussetzungen betrifft die *Naturgeschichte* der Verhaltensorganisation und ihrer Realisierung durch das Gehirn. Die zweite betrifft dagegen die *Kulturgeschichte* der Spezies *homo sapiens*. Obwohl sich die beiden Entwicklungsschritte systematisch unterscheiden lassen, sind sie doch historisch so eng miteinander verknüpft, dass man sie nur aufeinander bezogen darstellen kann.

## Duale Repräsentation

Wir erweitern jetzt den Lebenshorizont unseres fiktiven Lebewesens um einen entscheidenden Schritt, indem wir annehmen, dass der soziale Verband, in dem es lebt, einfache Formen *symbolischer Kommunikation* entwickelt.

Was ist dafür erforderlich? Betrachten wir z. B. den Fall einer Mitteilung, die sich auf einen Sachverhalt bezieht, der außerhalb des aktuellen Wahrnehmungshorizonts ihres Rezipienten liegt. Damit er eine derartige Mitteilung verstehen kann, muss er über die Fähigkeit verfügen, *Vergegenwärtigungen* auszubilden, d. h. *Repräsentationen von Sachverhalten, die gegenwärtig nicht wahrnehmbar sind*. Dabei muss er Vergegenwärtigungen abwesender Sachverhalte von Wahrnehmungen gegebener Sachverhalte unterscheiden können, denn es muss sichergestellt sein, dass diese Vergegenwärtigungen für das Handeln in der aktuellen Situation unschädlich sind.

Die gleichzeitige Repräsentation von vergegenwärtigten *neben* wahrgenommenen Inhalten macht eine tiefgreifende Erweiterung der kognitiven Verarbeitungsarchitektur erforderlich. Erforderlich wird jetzt eine Architektur, die zwischen Vordergrund- und Hintergrundverarbeitung unterscheidet und die es erlaubt, vorübergehend vergegenwärtigte Information im Vordergrund zu verarbeiten und gleichzeitig im Hintergrund die Verarbeitung der aktuellen Wahrnehmungsinformation fortzusetzen – jedenfalls so weit, dass elementare Grundfunktionen intakt bleiben, wie z. B. die Bewegungssteuerung oder auch Orientierungsreaktionen, mit denen der Organismus auf überraschende Reize reagiert.

Den Repräsentationsmodus, der mit dieser neuen Organisation der Informationsverarbeitung verbunden ist, bezeichne ich als *duale Repräsentation*. Ich verstehe darunter die Fähigkeit, wahrgenommene Inhalte und vergegen-



wärtigte Inhalte *nebeneinander* und *funktional getrennt* zu unterhalten – mit der Folge, dass zwischen Wahrgenommenem und Vergegenwärtigtem jederzeit unterschieden werden kann.

## Personale Attribution

Wir haben bisher nur solche Vergegenwärtigungen betrachtet, die durch die Rezeption sprachlicher Mitteilungen angestoßen werden und insofern von außen induziert sind. Wenn eine duale Repräsentationsarchitektur ausgebildet ist, bietet sie aber auch Raum für die Induzierung von Vergegenwärtigungen von innen her, wie z. B. Gedanken, Erinnerungen oder Phantasien. Der Kürze halber verwende ich im Folgenden den Ausdruck *Gedanken* stellvertretend für alle Formen intern induzierter Vergegenwärtigung.

Intern erzeugte Gedanken unterscheiden sich aber in einem wichtigen Merkmal von extern induzierten Mitteilungen. Das Auftreten von Vergegenwärtigungen, die von außen durch sprachliche Mitteilungen angestoßen werden, ist stets von der *Wahrnehmung einer Kommunikationshandlung* begleitet, die selbst in der aktuellen Wahrnehmungssituation stattfindet. D.h. es gibt stets eine Person in der Umgebung des Rezipienten, und diese Person ist die wahrnehmbare Quelle der Mitteilung. *Gedanken* sind dagegen intern erzeugte Vergegenwärtigungen, die nicht von der Wahrnehmung einer Kommunikationshandlung begleitet sind. Sie können also nicht auf eine in der aktuellen Wahrnehmungssituation anwesende Person zurückgeführt werden.

Woher kommen also die Gedanken? Wer oder was erzeugt sie und wie können sie mit der aktuellen Wahrnehmungssituation verknüpft werden? Eine naheliegende Lösung für dieses Problem besteht darin, das Schema für die Interpretation extern induzierter Mitteilungen auch auf intern induzierte Gedanken zu übertragen. Das bedeutet, dass auch Gedanken auf personale Quellen zurückgeführt werden, und zwar auf Quellen, die in der aktuellen Wahrnehmungssituation gegenwärtig sein müssen.

Wie kann das geschehen? *Eine* mögliche Lösung dieses Attributionsproblems besteht darin, das Auftreten von Gedanken auf *Stimmen* zurückzuführen – Stimmen von *Göttern, Priestern, Königen oder Ahnen*, personalen Autoritäten also, von denen man glaubt, dass sie in der aktuellen Wahrnehmungsumgebung unsichtbar gegenwärtig sind. Eine *andere* Lösung lokalisiert die Quelle der Gedanken dagegen in einer eigenständigen personalen Instanz, die an den Körper des Akteurs gebunden ist: dem *eigenen Ich*.

Diese beiden Lösungen des Attributionsproblems unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht: historisch, politisch und psychologisch. *Historisch* dürfte die

erste älter als die zweite Lösung sein. Der Übergang zwischen den beiden Lösungen und der mit ihnen verbundenen Mentalitäten ist Gegenstand der spekulativen Bewusstseinstheorie von Julian Jaynes. Folgt man Jaynes, ist dieser Übergang sogar in historischer Zeit geschehen: zwischen Ilias und Odyssee. In der Ilias ist nach Jaynes die Geistesverfassung der Protagonisten durchweg noch so strukturiert, dass sie Gedanken, Gefühle und Absichten nicht als Produkte eines eigenen Ich erleben, sondern als Eingebungen göttlicher Stimmen. Anders in der Odyssee: Odysseus verfügt über ein Ich, und dieses Ich ist es, das denkt und handelt. Jaynes ist der Überzeugung, dass das moderne Bewusstsein des Odysseus nur dadurch entstehen konnte, dass das Ich sich an die Stelle der Götter setzte und insofern ihre Nachfolge antrat.<sup>5</sup>

Dass ferner die *politischen* Implikationen der beiden Lösungen verschieden sind, liegt auf der Hand. Gesellschaften, deren Akteure ihre Handlungen auf Stimmen weltlicher oder überweltlicher Autoritäten zurückführen, werden Priester- und Adelseliten ausbilden, die für sich die Rolle natürlicher Autoritäten bzw. authentischer Interpreten solcher Autoritäten in Anspruch nehmen und daraus die Legitimation zur Ausübung von Herrschaft ableiten. Erst wenn das Ich an die Stelle der Götter tritt, werden diese Eliten obsolet, und autoritäre Konstruktionen werden durch Organisationsformen abgelöst, die die Quellen des Handelns in den Akteuren selbst verankern.

Ein wichtiger *psychologischer* Unterschied besteht schließlich darin, dass die Entwicklung eines Ich-Konzepts die Voraussetzung dafür schafft, dass Individuen sich als Personen mit kohärenter Biografie verstehen können. Einmal konstituiert, ist das Ich in *jedem* Vergegenwärtigungsvorgang als implizite personale Quelle gegenwärtig, und ähnlich wie es immer der gleiche Körper ist, der in jeder Wahrnehmungssituation anwesend ist, ist es auch das gleiche mentale Ich, das über Zeit und Situationen hinweg identisch bleibt.

Wenn dieses psychohistorische Szenario zutrifft, mutet es uns einiges zu. Wir müssen uns dann nämlich von der verbreiteten Ansicht verabschieden, dass das Ich eine naturgegebene, fundamentale *mentale Instanz* ist. Das Ich wäre dann vielmehr nichts weiter als ein *mentaler Inhalt*, gebildet in Lernprozessen und ausgeformt in sozialer Interaktion – nicht grundsätzlich verschieden von mentalen Repräsentationen von Erscheinungen der Außenwelt. Verschieden wäre es von diesen allerdings durch seine repräsentationale Sonderstellung als eine Quellinstanz, die andere mentale Inhalte erzeugt und ihnen insofern metarepräsentational gegenübersteht.

---

5 Vgl. Jaynes, *The origin of consciousness* (s. Fn. 4).

## Subjektivitätsdiskurse

Aus all dem folgt: Das Ich ist eine Erfindung zur Lösung eines Attributionsproblems. Es wird zunächst als Quelle intern induzierter Vergegenwärtigungen konstituiert. Nachdem es einmal konstituiert ist, bildet seine implizite Gegenwart in allen psychischen Akten die funktionale und auch inhaltliche Grundlage für den bewussten Charakter ihrer Repräsentanz.

Allerdings darf man sich diese Erfindung nicht als heroische Tat einzelner Individuen vorstellen. Das Ich wird vielmehr sozial konstruiert. Es wird im konkreten sozialen Austausch erzeugt – in Praktiken und Diskursen, die die Sozialisation der Individuen steuern und ihnen eine ich-förmige mentale Organisation zuweisen. Zum Abschluss skizziere ich drei Spielarten solcher Subjektivitätsdiskurse: Diskurse der Attribution, der Reflexion und der Abgrenzung.

### Attributionsdiskurse

Zunächst: Wie hat man sich den sozialen Austausch in den Attributionsdiskursen des Alltagslebens vorzustellen? Die elementarsten Vermittlungsmechanismen stützen sich auf unmittelbare *face-to-face*-Interaktionen im *mikrosozialen Bereich* und sind nicht einmal notwendigerweise an sprachliche Kommunikation gebunden. Wenn in einer sozialen Gruppierung sämtliche Akteure den Umgang miteinander so organisieren, dass sie ich-förmige Organisation bei allen Kommunikationspartnern voraussetzen, trifft jeder Akteur – auch jeder neu hinzutretende – auf eine Situation, in der durch das Handeln der anderen eine ich-förmige Rolle für ihn bereitgehalten wird. Fremdzuschreibung von Eigenschaften erzeugt dann Selbstzuschreibung, und der Akteur macht sich schließlich die ihm zugeschriebene Ich-Rolle zu eigen.<sup>6</sup>

Komplexere Vermittlungsmechanismen stützen sich auf sprachlich gebundene Attributionsdiskurse im *makrosozialen Bereich*. Zu nennen ist hier zunächst der Diskurs des psychologischen Common Sense, d. h. der alltagspsychologischen Konstrukte, die Kulturen oder Sprachgemeinschaften verwenden, um das Handeln ihrer Akteure zu erklären.<sup>7</sup> So operiert z. B. die moderne

---

<sup>6</sup> Die frühkindliche Entwicklung von Subjektivität und Subjektivitätsverständnis ist in den letzten 20 Jahren ausführlich untersucht worden. Vgl. z. B. Josef Perner, *Understanding the representational mind*, Cambridge, MA 1991; Henry M. Wellman, *The child's theory of mind*, Cambridge, MA 1990.

<sup>7</sup> Vgl. Fritz Heider, *The psychology of interpersonal relations*, New York 1958; Wolfgang Prinz, »Explaining voluntary action: The role of mental content«, in M. Carrier und

Alltagspsychologie mit einem Begriff von menschlichen Personen, dessen Kern ein explizites, lebenslang identisches Ich bildet, das gleichsam als Brennpunkt aller Erfahrungen und Handlungen des Individuums fungiert. Ebenso einschlägig sind die Diskurse der Moral und des Rechts. In diesen Diskursen wird persönliche Verantwortung von Akteuren für ihr Handeln daraus abgeleitet, dass ihr Ich als autonome Quelle von Handlungsentscheidungen verstanden wird. Das Gleiche gilt natürlich für die narrativen Diskurse der Literatur, die uns vorführen, was Personen sind und wie sie funktionieren bzw. funktionieren sollen.

### Reflexionsdiskurse

Die Attributionsdiskurse des Alltagslebens werden in unserem Kulturkreis durch wissenschaftliche Diskurse der Reflexion über die Rolle und den Status von Bewusstsein ergänzt und erweitert, und wenn wir eine umfassende Perspektive einnehmen wollen, müssen wir auch diese Reflexionsdiskurse als Bestandteile des kulturellen Gesamtdiskurses sehen, der Subjektivität konstituiert und sichert. Von besonderer Bedeutung ist hier die Philosophie, die in diesem Diskurs seit jeher federführend ist. Oft neigt der philosophische Diskurs dazu, dem Bewusstsein einen besonderen, privilegierten Status zuzuschreiben.<sup>8</sup> Eine besonders prägnante Formulierung hat diese Auffassung durch Descartes erfahren. Descartes war der Überzeugung, dass der Zugang zu den eigenen Bewusstseinstatsachen ein Prozess von viel einfacherer Struktur ist als der Zugang zur Außenwelt. Beim Nachdenken über das eigene Bewusstsein ist der Geist gleichsam bei sich selbst – statt irgendwelchen materiellen Sachverhalten gegenüberzustehen, die ihm wesensfremd sind. Deshalb muss das, was wir über unsere psychischen Vorgänge wissen, stets notwendigerweise wahr sein: Es beruht nämlich auf einem Vorgang des Innewerdens des wirklichen Sachverhalts selbst – und nicht auf einem Abbildungsvorgang, bei dem man die Frage nach der Beziehung zwischen wirklichem und wahrgenommenem Sachverhalt sinnvoll stellen könnte. Bewusstseinserscheinungen sind für die Erkenntnis primär und fundamental, Erscheinungen der Außenwelt sekundär und abgeleitet. Diese Doktrin bildet den analytisch reflektierten ideologischen Kern des modernen Subjektivitätsdiskurses.

---

P. Machamer, Hg., *Mindscales: Philosophy, science, and the mind*, Konstanz 1997, S. 153–175.

<sup>8</sup> Vgl. Wolfgang Prinz, »Bewußtsein und Ich-Konstitution«, in Roth und Prinz, Hg., *Kopf-Arbeit* (s. Fn. 1), S. 451–467.

Nebenbei sei bemerkt, dass sie inzwischen als ebenso ehrwürdig wie fragwürdig gilt. Neben der analytischen Philosophie haben nicht zuletzt entwicklungspsychologische Studien zu ihrer Erschütterung beigetragen. Hier konnte nämlich gezeigt werden, dass Kinder zu keinem Zeitpunkt ihrer Entwicklung ihre eigenen mentalen Zustände besser verstehen als die mentalen Zustände anderer Personen. Oft scheint sogar das Umgekehrte der Fall zu sein: dass das Selbstverstehen dem Fremdverstehen *folgt* – ein Befund, der mit der Doktrin eines direkten und privilegierten Zugangs zu den eigenen mentalen Zuständen nicht zu vereinbaren ist.<sup>9</sup> Aus diesem und einer Reihe weiterer Gründe lässt sich das bewusstseinsfundamentalistische Dogma kaum aufrechterhalten – so sehr wir es vielleicht auch aus allerlei weltanschaulichen Gründen in unser Herz geschlossen haben mögen.

## Abgrenzungsdiskurse

Zuletzt will ich noch einen kurzen Blick auf Abgrenzungsdiskurse werfen – Diskurse von teils attributivem, teils reflexivem Charakter, die dazu dienen, die Grenzen von Subjektivität zu bestimmen. Sie grenzen ein, was in das Reich normal entwickelter Subjektivität gehört und grenzen aus, was jenseits liegt. So weiß die Psychopathologie seit langem, dass personale Attribution und Ich-Konstitution im Einzelfall auch andere als normale Wege gehen können – Wege, die als *pathologisch* gelten.

Ein Beispiel ist die Ausbildung von Wahnsymptomen bei psychotischen Erkrankungen, besonders bei Schizophrenien. Folgt man den in den letzten Jahren entwickelten kognitiven Schizophrenietheorien<sup>10</sup>, lassen sich diese Symptome nach dem gleichen Grundmuster erklären, das nach der Theorie von Julian Jaynes für die mentale Organisation der Protagonisten der Ilias charakteristisch ist. Wahnpatienten leiden darunter, dass ihnen das genormte Attributionsschema nicht zur Verfügung steht, welches die Quellen der Gedanken im Ich lokalisiert. Deshalb sind sie darauf angewiesen, den Ursprung ihrer Gedanken, Vorstellungen und Wünsche auf andere Weise zu erklären. Sie führen sie dann auf personale Quellen zurück, die unsichtbar anwesend sind – wie

---

9 Vgl. Alison Gopnik, »How we know our mind: The illusion of first-person knowledge of intentionality«, in *Behavioral and Brain Sciences* 16, 1993, S. 1–14.

10 Vgl. z. B. Elena Daprati u. a., »Looking for the agent: An investigation into consciousness of action and self-consciousness in schizophrenic patients«, in *Cognition* 65, 1997, S. 71–86; Christopher Frith, *The cognitive neuropsychology of schizophrenia*, Hillsdale 1992.

Angehörige, Ärzte, berühmte Personen oder Außerirdische. Oft konstruieren sie auch Wirkungsmechanismen, die plausibel machen, wie die von diesen Quellen ausgehenden Gedanken übertragen werden, etwa durch Stimmen oder Bilder, die über Strahlen oder Drähte weitergeleitet werden, neuerdings auch oft über Telefone, Funkgeräte oder Computer.

Ein anderes Beispiel nicht normgerechter Ich-Konstitution liefert das in letzter Zeit in Verruf geratene Syndrom der multiplen Persönlichkeit.<sup>11</sup> Von multiplen Persönlichkeiten ist die Rede, wenn in einem Individuum zwei oder mehr unabhängige Persönlichkeiten ausgebildet sind, die jede ihr eigenes Leben führen. Auch wenn einige besonders spektakuläre Fallbeschreibungen sich inzwischen als überzogen, z. T. auch als Fälschungen herausgestellt haben, bleibt es dabei, dass das Auftreten derartiger Persönlichkeitsspaltungen gut dokumentiert ist. Sie bilden gewissermaßen das Gegenstück zur Wahnsymptomatik: Dort fehlt das Ich, hier stehen gleich mehrere zur Verfügung.

So bizarr sich diese Syndrome auf dem Hintergrund unserer Standardvorstellung von Subjektivität und Persönlichkeit ausmachen, so nahtlos fügen sie sich in die theoretische Vorstellung ein, dass die Ich-Förmigkeit unserer mentalen Organisation kein Naturphänomen ist, sondern ein kulturelles Artefakt, das in Attributionsprozessen konstituiert wird.<sup>12</sup> Einheitlichkeit und Konsistenz

---

11 Vgl. William N. Coner und Billie S. Ables, *Multiple Personality: Etiology, diagnosis, and treatment*, New York 1983.

12 Weitere Beobachtungen über die Störung der gewohnten Beziehung zwischen Akteur und Handlung sind von split-brain Patienten und von gesunden Personen unter posthypnotischer Suggestion bekannt. Von Patienten, bei denen die Verbindung zwischen den beiden Großhirnhemisphären operativ durchtrennt worden ist, wird berichtet, dass sie manchmal Äußerungen tätigen oder Handlungen ausführen, ohne sich dessen bewusst zu sein, die sie dann in einem zweiten Schritt nachträglich begründen und rationalisieren. Dabei werden die unbewusste Ausführung und bewusste Rationalisierung je einer der beiden getrennten Hirnhemisphären zugeschrieben (vgl. z. B. Michael S. Gazzaniga und Charlotte S. Smylie, »What does language do for a right hemisphere?«, in M. S. Gazzaniga Hg., *Handbook of cognitive neuroscience*, New York / London 1984; Eran Zaidel, »Language functions in the two hemispheres following complete cerebral commissurotomy and hemispherectomy«, in F. Boller und J. Grafman, Hg., *Handbook of neuropsychology (Vol. 4)*, Amsterdam 1990, S. 115–150). Entsprechendes wird auch regelmäßig bei der Ausführung posthypnotischer Aufträge beobachtet: Wenn Probanden Aufträge ausführen, die ihnen unter Hypnose aufgegeben wurden, liefern sie oft zugleich Rationalisierungen für ihre (z. T. recht skurrilen) Handlungen. Offenbar geht hier das Tun dem Wollen voraus: Es sieht so aus, als würden Patienten und Probanden nicht etwa tun, was sie wollen, sondern vielmehr (auch noch) wollen, was sie (ohnehin schon) tun bzw. getan haben (vgl. Wolfgang Prinz, »Freiheit oder Wissenschaft?«, in K. Foppa und M. von Cranach, Hg., *Freiheit des Entscheidens und Handelns*, Heidelberg 1996, S. 86–103).

des Ich sind keine natürliche Notwendigkeit, sondern eine kulturelle Üblichkeit, und wenn Individuen besonderen Entwicklungs- und Lebensbedingungen ausgesetzt sind, mag es sein, dass sie andere als die üblichen Attributionsmuster entwickeln. Ob diese Abweichungen auf Störungen der *personalen Attribution* zurückgehen oder auf Störungen der *dualen Repräsentationsarchitektur*, ist ohne weiteres nicht zu entscheiden. Es sind eben biologische *und* gesellschaftliche Bedingungen, die in die Ich-Konstitution eingehen, und wenn sie anders als gewohnt verläuft, können die Ursachen dafür in beiden Bereichen liegen.

Lassen Sie mich enden mit einem doppelten Gedankenspiel. Es bezieht sich auf eine beliebte Frage, die im Zentrum des Abgrenzungsdiskurses steht – die Frage nämlich, ob und wie weit andere Lebewesen als Menschen über ich-förmige mentale Organisation und Bewusstsein verfügen und ob es auch sein kann, dass es Menschen gibt, die nicht darüber verfügen:

*Erstens:* Kann sich bei Tieren Bewusstsein entwickeln, wenn wir es ihnen zuschreiben? Würde z. B. mein Hund eine ich-förmige Organisation ausbilden, wenn er ausschließlich mit menschlichen Akteuren Umgang hätte, die ihn so behandeln als hätte er eine? Hinter dieser Überlegung verbirgt sich die Frage, ob das soziale Angebot von personalen Attributionsmustern *hinreichend* ist für die Ausbildung einer ich-förmigen mentalen Organisation. Aufgrund der psychohistorischen Skizze, die ich entworfen habe, muss ich diese Frage mit Nein beantworten, jedenfalls so lange ich nicht annehmen will, dass auch die zweite hierfür notwendige Voraussetzung bei Hunden ausgebildet ist, nämlich die Fähigkeit zur dualen Repräsentation. Personale Attribution, so sehen wir an diesem Beispiel, ist zwar *notwendig*, aber nicht *hinreichend* für die Ausbildung von Bewusstsein.

*Zweitens:* Können Menschen zu bewusstlosen Zombies werden, wenn ihnen alle Interaktionen und Diskurse vorenthalten werden, die Angebote für personale Attribution enthalten? Wäre z. B. denkbar, dass Kaspar Hauser völlig ich-los und somit bewusst-los war? Diese Frage muss unsere Theorie leider mit Ja beantworten, denn sie nimmt an, dass ohne sozial vermittelte Attributionen ich-förmige Organisation und Bewusstsein nicht entstehen können.

Danach scheint es, als wäre es wohl möglich, dass Menschen bewusstlos leben, nicht aber, dass Tiere Bewusstsein entwickeln: Zombies mag es geben, aber Bambi und Lassie und Fury bleiben wohl auf immer eine schöne Illusion.

Armin Grunwald

## Technikfolgenabschätzung als wissenschaftliche Politikberatung am Deutschen Bundestag

### Abstract

Technikfolgenabschätzung (TA, Technology Assessment) bezeichnet systematische Verfahren der wissenschaftlichen Untersuchung von Bedingungen und Folgen von Technik und Technisierung, ihrer gesellschaftlichen Bewertung und der Erarbeitung von Handlungsstrategien zum Umgang mit Wissenschafts- und Technikfolgen. TA als wissenschaftliche Politikberatung ist an vielen europäischen Parlamenten etabliert, richtet sich aber auch an Ministerien, Behörden und die EU-Kommission. Das Modell parlamentarischer Technikfolgenabschätzung wird am Beispiel des Büros für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag vorgestellt. Dabei wird die besondere Bedeutung der wissenschaftlichen Unabhängigkeit hervorgehoben, in der diese Einrichtung arbeitet.

### 1. Aufgaben und Charakteristik der Technikfolgenabschätzung

Technikfolgenabschätzung zielt hauptsächlich darauf, mit prospektiver Erforschung und Bewertung von Wissenschafts- und Technikfolgen zur gesellschaftlichen Meinungsbildung und zur Vorbereitung politischer Entscheidungen beizutragen.<sup>1</sup> Das Wissen über Folgen von Wissenschaft und Technik soll bereits in diesbezüglichen Entscheidungen berücksichtigt werden können.

---

1 Der vorliegende Beitrag basiert auf folgenden Publikationen des Autors und entwickelt sie weiter: Armin Grunwald, *Technikfolgenabschätzung – eine Einführung*, Berlin 2002; ders., »Technology Assessment at the German Bundestag: expertising democracy for democratising expertise«, in *Science and Public Policy* 30, 2003, S. 193–198; Thomas Petermann und Armin Grunwald, Hg., *Technikfolgen-Abschätzung am Deutschen Bundestag*, Berlin 2005; Armin Grunwald, »Scientific Independence as a constitutive part of parliamentary technology assessment«, in *Science and Public Policy* 33.2, 2006, S. 103–113; ders., *Technik und Politikberatung. Philosophische Perspektiven*, Frankfurt 2008.



Dies erfolgt zum einen unter dem engeren Ziel der Politikberatung (um die es in diesem Beitrag geht)<sup>2</sup>, andererseits darüber hinaus im Hinblick auf die Beratung der Gesellschaft allgemein. Am Anfang der TA stand die Erfahrung von unerwarteten und teilweise gravierenden Technikfolgen, von denen es in vielen Fällen wünschenswert gewesen wäre, sie im Vorhinein gekannt zu haben, um sie verhindern oder um Kompensationsmaßnahmen einleiten zu können. Demzufolge nahm zunächst der durchaus problematische Begriff der Frühwarnung vor technikbedingten Gefahren wesentlichen Raum in der TA ein.<sup>3</sup> TA soll helfen, künftige Technikfolgen rechtzeitig zu erkennen, negative Folgen durch politische Steuerungsmaßnahmen zu verhindern und unsere Voraussicht für die Folgen unserer Handlungen insgesamt in zeitlicher Hinsicht auszuweiten. Die entscheidungstheoretische Innovation der TA besteht darin, systematisch und umfassend das beste verfügbare Nebenfolgenwissen aus unterschiedlichen Perspektiven für Entscheidungsprozesse zu integrieren.

Wenn auch pragmatisch und motivational die Frühwarnung vor technikbedingten Risiken zunächst im Vordergrund stand, so ging und geht es in der TA immer auch um die frühzeitige *Erkennung der Chancen* von Technik, damit diese optimal genutzt werden können, und damit rationale Abwägungen von Chancen und Risiken vorgenommen werden können. Die Suche nach Chancen und innovativen Anwendungsmöglichkeiten von Technik gehört untrennbar zur TA. In den letzten Jahren sind konsequenterweise Schnittstellen zur Innovationsforschung aufgebaut worden.

Einen weiteren wesentlichen Hintergrund der Entstehung von TA stellen gravierende gesellschaftliche Technikkonflikte als neue Erscheinung in den industrialisierten Gesellschaften seit den sechziger Jahren dar. Wesentliche Funktionen von TA sind (a) die frühzeitige Erkennung von Technikkonflikten, mehr noch aber (b) Beiträge zu ihrer möglichst gewaltfreien und diskursiven Lösung. In den letzten Jahren stehen statt der ›klassischen‹ Technikkonflikte (Kernenergie, radioaktive Endlager, Freisetzungsexperimente in der Gentechnik) vermehrt die ethischen Fragen im Vordergrund, die sich aus der biomedizinischen Forschung ergeben.<sup>4</sup> In den Mittelpunkt einer hauptsächlich auf Konfliktbewältigung im Umfeld von Wissenschaft und Technik ausgerichteten TA treten

---

2 Vgl. auch Thomas Petermann, Hg., *Technikfolgen-Abschätzung als Technikforschung und Politikberatung*, Frankfurt/M. 1991.

3 Herbert Paschen und Thomas Petermann, »Technikfolgenabschätzung – ein strategisches Rahmenkonzept für die Analyse und Bewertung von Technikfolgen«, in Petermann, Hg., *Technikfolgen-Abschätzung als Technikforschung und Politikberatung* (s. Fn. 2), S. 19–42., hier S. 26.

4 Alfons Bora u. a., Hg., *Technik in einer fragilen Welt. Herausforderungen an die Technikfolgenabschätzung*, Berlin 2005.

Begriffe und Probleme wie öffentliche Kommunikation über Technik, Risikokommunikation, Konfliktforschung, Mediation und Schlichtung, Sozialverträglichkeit und die Beteiligung von Betroffenen an Entscheidungsprozessen.

Weiterhin ist in den letzten Jahren zu beobachten, dass der klassische Fokus der TA, nämlich Technik in Form von gegenständlichen Artefakten (z. B. Anlagen und Kraftwerken) mit ihren Folgen zu untersuchen, an relativer Bedeutung zugunsten der Betrachtung eher wissenschaftlicher Entwicklungen einerseits und gesellschaftlicher Querschnittsfolgen der Technisierung andererseits verliert. Dies hat einerseits mit der wissenschaftlich-technischen Entwicklung zu tun, die immer stärker auf (technische) Vernetzung zielt und statt singulärer Artefakte eher »enabling technologies« wie die Nanotechnologie betont. Andererseits sind auch im Wirkungsbereich von Technik die Folgedimensionen komplexer geworden. Besonders im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologien (mit ihren Folgen für neue Wertschöpfungsketten in Wirtschaft, Lebens- und Arbeitswelt, Logistik, politischer Kommunikation, weltweiter Vernetzung etc.)<sup>5</sup>, aber auch im biomedizinischen Bereich ergeben sich weit reichende Folgen, die bis in die kulturellen Grundlagen moderner Gesellschaften reichen.<sup>6</sup> Es geht also häufig um komplexe Gemengelagen zwischen wissenschaftlich-technischen Entwicklungen, Innovationspotentialen, Produktions- und Konsummustern, Lifestyle und Kultur sowie politischen Rahmenbedingungen und Entscheidungen.

Auf der Basis des wissenschaftlich gestützten Wissens sollen mögliche politische Maßnahmen und Instrumente zum Umgang mit Technikentscheidungen und Technik entworfen und im Hinblick auf ihre Eignung beurteilt werden, z. B. auf den Feldern des Digital Rights Management (DRM), möglicher Risiken von Nanopartikeln, der Förderung von technischen Innovationen im Verkehrsbereich, in Bezug auf eine nachhaltige Energieversorgung oder für ein effizientes Stoffstrommanagement. Dieses Folgen- und Handlungswissen soll dann, und auch dies gehört zur TA, in die entsprechenden Entscheidungsprozesse eingebracht werden und dort die Entscheidungsgrundlage optimieren. Zur Politikberatung durch TA gehört auch, Hinweise zum gesellschaftlichen Umgang mit Nichtwissen und Unsicherheit zu geben, z. B. zum politischen Risikomanagement und zu Konsequenzen des Vorsorgeprinzips.<sup>7</sup>

---

5 Vgl. Armin Grunwald und Carsten Orwat, »Informations- und Kommunikationstechnologien und Nachhaltige Entwicklung«, in Stephan Mappus, Hg., *Erde 2.0 – Technologische Innovationen als Chance für eine Nachhaltige Entwicklung?*, Berlin/Heidelberg 2005, S. 242–273.

6 Z. B. Bora u. a., *Technik in einer fragilen Welt* (s. Fn. 4).

7 Rene von Schomberg, »The Precautionary Principle and its normative challenges«,

Diese Aufgaben der TA stellen sich, je nach Kontext, in spezifischer Gestalt. Die konkrete Ausprägung von TA-Studien und -Prozessen<sup>8</sup> berücksichtigt neben der Diagnose von Wissenslücken und der Entscheidung für den zu ihrer Schließung zu wählenden Forschungsmethoden (wissenschaftliche Dimension) auch Antworten auf die Frage, welche gesellschaftlichen Akteure (Wissenschaftler, Politiker, Administration, Stakeholder, Bürger, NGOs) inter- und transdisziplinär beteiligt werden (interaktive Dimension) und welche Kommunikationswege mit Adressaten und anderen Beteiligten gewählt werden sollen (kommunikative Dimension).<sup>9</sup>

Im Folgenden wird der Fokus auf TA als Politikberatung gelegt (Kap. 2), um sodann das am Deutschen Bundestag realisierte Modell vorzustellen, verbunden mit einem Schwerpunkt auf der Bedeutung der wissenschaftlichen Unabhängigkeit der dortigen Politikberatung (Kap. 3).

## 2. Technikfolgenabschätzung als Politikberatung

Insofern TA als Politikberatung fungiert, setzt sie auf Möglichkeiten des Staates, in die Entwicklung der Technik eingreifen zu können – nicht als der ›bessere Ingenieur‹, sondern auf andere und durchaus vielfältige Weise.

Die hohen Erwartungen an die Steuerungsfähigkeiten des Staates, wie sie noch das ›klassische‹ Konzept der TA kennzeichneten,<sup>10</sup> sind allerdings verfliegen. Globalisierung, Netzwerkgesellschaft, Ökonomisierung und die Krise vieler politischer Institutionen sowie wachsende Mitgestaltungsansprüche der Zivilgesellschaft stehen dem entgegen. Die gegenwärtigen skeptischen Einschätzungen in der Steuerungsdebatte,<sup>11</sup> dass der Staat den an ihn gerichteten Erwartungen in der Technikgestaltung nicht mehr nachkommen könne, werden, holzschnittartig zusammengefasst, folgendermaßen begründet<sup>12</sup>:

1. *Wissensproblematik*: Der Staat habe in der dezentralen und pluralistischen, funktional ausdifferenzierten Gesellschaft nicht mehr die Möglichkeit, das erforderliche Steuerungswissen an zentraler Stelle zu versammeln.

---

in Edwin Fisher, Hg., *The precautionary principle and public policy decision making*, Cheltenham, UK/Northampton, MA 2005, S. 161–165.

8 Vgl. Grunwald, *Technikfolgenabschätzung – eine Einführung* (s. Fn. 1), Kap. 7.

9 Michael Decker und Miltos Ladikas, Hg., *Bridges between Science, Society and Policy. Technology Assessment – Methods and Impacts*, Berlin 2004.

10 Grunwald, *Technikfolgenabschätzung – eine Einführung* (s. Fn. 1).

11 Z. B. Klaus Grimmer u. a., Hg., *Politische Techniksteuerung*, Opladen 1992.

12 Nach Armin Grunwald, *Technik für die Gesellschaft von morgen. Möglichkeiten und Grenzen gesellschaftlicher Technikgestaltung*, Frankfurt 2000, Kap. 3.3.1.

2. *Orientierungsproblematik*: Der Staat könne nicht (mehr) als Vertreter der Präferenzen und Interessen der Bürger im Sinne einer Gemeinwohlvertretung auftreten, sondern sei ein Interessenvertreter unter anderen, nämlich ein Vertreter seiner eigenen Interessen.
3. *Umsetzungsproblematik*: Aufgrund der Ausdifferenzierung der Gesellschaft und des politischen Systems gebe es keine zentrale Planungsinstanz mehr, die gesellschaftliche Steuerungsintentionen und -programme umsetzen könne.

Zweifler an der Möglichkeit des Staates, weiterhin Akteur gesellschaftlicher Technikgestaltung zu sein, behaupten: »[...] das politische System ist somit nunmehr ein Teilsystem unter verschiedenen gleichrangigen Teilsystemen«. <sup>13</sup> Dies trifft jedoch nur bedingt zu. Der Staat kann sich jedoch nicht auf die vielfach erwähnte Moderatorenrolle zurückziehen. Seine Aufgabe bleibt es, und diese Funktion ist nicht substituierbar, für legitimierte allgemeinverbindliche Entscheidungen zu sorgen. <sup>14</sup> Es ist allerdings berechtigt zu fragen, wie die gegenwärtigen veränderten Bedingungen (Globalisierung, Beschleunigung, Pluralisierung) sich auf die staatlichen Möglichkeiten zur Technikmitgestaltung und zur Legitimationserzeugung verbindlicher Entscheidungen in diesem Feld auswirken.

Die Rolle eines zentralen monolithischen Planers, wie sie etwa im Marxismus oder in den sechziger Jahren auch in den westlichen Ländern planungsoptimistisch dem Staat zugeschrieben wurde, kommt ihm jedenfalls aus vielerlei Gründen nicht (mehr) zu. Faktisch wird durch den Staat jedoch nach wie vor technikbeeinflussend gehandelt. Standardsetzungen, Regulierungen, Deregulierungen, Steuergesetze, Verordnungen, internationale Konventionen, Handelsabkommen etc. beeinflussen auf verschiedene Weise den Gang der Technikentwicklung und -diffusion. Staatlicher Einfluss auf die technische Entwicklung kann folgendermaßen strukturiert werden, wodurch sich verschiedene Ansatzpunkte und Aufgabenbereiche für TA ergeben:

1. Der Staat als *Technikentwickler*: Direkte Technikentwicklung durch den Staat besteht darin, dass der Staat die Forschungs- und Entwicklungsziele sowie die Einsatz- und Anwendungsgebiete der betreffenden Technik vorgibt und oft auch selbst Betreiber oder ausschließlicher Finanzier der FuE-Aktivitäten zur Realisierung dieser Technikziele ist. In diesen Bereich fallen z. B. bestimmte Raumfahrtprojekte, Infrastrukturprojekte (v. a. im

---

<sup>13</sup> Renate Martinsen, »Theorien politischer Steuerung – auf der Suche nach dem Dritten Weg«, in Grimmer u. a., Hg., *Politische Techniksteuerung* (s. Fn. 11), S. 51–75, hier S. 56.

<sup>14</sup> Grunwald, *Technik für die Gesellschaft von morgen* (s. Fn. 12), Kap. 3.

Verkehrsbereich), nukleare End- oder Zwischenlager sowie Sicherheits- und Militärtechnik.

2. Der Staat als *Technikförderer*: Durch Programme oder Schwerpunktsetzungen in der Technik- und Innovationspolitik sowie der Forschungsförderung kann der Staat bestimmte Techniken massiv fördern oder ihre Umsetzung beschleunigen. Auch zahlreiche, eher (natur-)wissenschaftlichen Grundlagenarbeiten gewidmete Programme weisen einen mehr oder weniger deutlich gemachten technologischen Focus auf (z. B. die Fusionsforschung oder Teile der Nanotechnologie).
3. Der Staat als *Regulierer* setzt Rahmenbedingungen für die – nach diesen Maßgaben hauptsächlich in der Wirtschaft erfolgende – allgemeine Technikentwicklung. Zu diesen Rahmenbedingungen zählen z. B. die Setzung von Grenzwerten und von Sicherheits- oder Umweltstandards, die Bemessung technikrelevanter Steuersätze oder technikrelevante und direkt regulierende Maßnahmen wie Verordnungen über Rücknahmeverpflichtungen von Altfahrzeugen. Die Umsetzung erfolgt durch Gesetzgebung und rechtliche Operationalisierung.
4. Der Staat als *Techniknutzer*: In vielen Feldern erwirbt der Staat marktgängige Technik und setzt sie für seine Ziele und Zwecke, z. B. in der Administration, ein. In den meisten industrialisierten Ländern übt der Staat durch seine Beschaffungsaktivitäten (procurement) und die damit verbundene Marktmacht – oft schafft oder unterstützt er de-facto-Standards – einen erheblichen Einfluss auf das Marktgeschehen aus.

Diese staatlichen Gestaltungsmöglichkeiten hinsichtlich der Technik sind sicher durch allgemeine Trends wie Globalisierung, Individualisierung und Dezentralisierung begrenzt. Sie sind aber nach wie vor vorhanden und ergeben eine Fülle von Aufgabentypen für TA als Politikberatung, mit Adressaten sowohl in Exekutive als auch in Legislative. Um die letztere soll es im Folgenden gehen.

### **3. Parlamentarische Technikfolgenabschätzung am Deutschen Bundestag**

Der Grundgedanke der Technikfolgenabschätzung, das Wissen über (mögliche oder wahrscheinliche) Technikfolgen bereits in den Entscheidungsprozessen zu berücksichtigen, ist Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts formuliert worden. Ganz konkret war der Hintergrund eine Asymmetrie im Zugang zu relevanten Informationen zwischen Parlament und Regierung

in den USA. Während die Exekutive durch den ihr zur Verfügung stehenden behördlichen Apparat und die finanziellen Mittel jederzeit auf umfassende Informationen zurückgreifen konnte, hinkte das Parlament in diesen Fragen weit hinterher, so dass die für eine Demokratie unverzichtbare Gewaltenteilung in Technikentscheidungen gefährdet erschien. Gegenüber einem befürchteten demokratiefernen Expertokratismus der Ministerien sollte das Parlament als in Fragen von Wissenschaft und Technik entscheidungsfähige und kompetente Volksvertretung gestärkt werden. In dieser Hinsicht wurden in den europäischen Ländern teils ganz verschiedene konzeptionelle und organisatorische Modelle umgesetzt.<sup>15</sup> Sie unterscheiden sich nach verschiedenen Freiheits- und Unabhängigkeitsgraden in Relation zum Parlament (z. B. im Hinblick auf die Themensetzung), nach verschiedenen Graden der Wissenschaftlichkeit, nach verschiedenen Einstufungen der Bedeutung von Partizipation und Öffentlichkeitswirksamkeit, sie haben teils erheblich unterschiedliche Größe und Ausstattung, sie unterscheiden sich durch ihren jeweiligen Zugang zu den parlamentarischen Beratungsprozessen und ihre organisatorische Einbettung. Im European Parliamentary Technology Assessment Network sind zurzeit dreizehn Mitglieder und vier assoziierte Mitglieder zusammengeschlossen.<sup>16</sup>

### 3.1 Das Institutionalisierungsmodell am Deutschen Bundestag

Das Büro für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag (TAB) besteht seit 1990 und ist seitdem eine ständige Einrichtung des Bundestages. Es leistet im Sinne der eingangs geschilderten Programmatik der TA Beiträge zur Verbesserung der Informationsgrundlagen insbesondere forschungs- und technologiebezogener parlamentarischer Beratungsprozesse. Zu seinen Aufgaben gehören vor allem die Konzeption und Durchführung von TA-Projekten und – zu deren Vorbereitung und Ergänzung – die Beobachtung und Analyse wichtiger wissenschaftlich-technischer Trends und damit zusammenhängender gesellschaftlicher Entwicklungen (Monitoring).

Bestandteil der Institutionalisierung ist, dass der Bundestag mit dem Betrieb des TAB eine externe wissenschaftliche Einrichtung beauftragt, die die Arbeiten im Auftrag des Bundestages, aber in wissenschaftlicher Unabhängigkeit (dazu s. u.) durchführt. Die entsprechenden Verträge werden jeweils für

---

15 Norman Vig und Herbert Paschen, Hg., *Parliaments and Technology Assessment. The Development of Technology Assessment in Europe*, Albany: State University of New York Press 2000.

16 Vgl. [www.eptanetwork.org](http://www.eptanetwork.org).

fünf Jahre abgeschlossen, so dass der Bundestag jeweils nach Ablauf dieser Zeit aus dem gewählten Institutionalierungsmodell ganz aussteigen oder einen anderen Betreiber wählen könnte. Seit 1990 wird das TAB vom Institut für Technikfolgenabschätzung und Systemanalyse (ITAS) des Forschungszentrums Karlsruhe betrieben. Seit 2003 besteht im Rahmen dieses Betriebs eine institutionalisierte Kooperation mit dem Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung (ISI).

Das TAB ist strikt am Informationsbedarf des Deutschen Bundestages und seiner Ausschüsse orientiert. Auftraggeber des TAB ist der Ausschuss für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung. Die Themenfindung für TA-Projekte sowie ihre Präzisierung und Eingrenzung ist also, und dies ist ein wichtiges Element des Institutionalierungsmodells, Sache des Parlamentes. Die Themenfestsetzung wird als ein politischer und nicht als wissenschaftlicher Akt begriffen. Entscheidungen über die *Dringlichkeit von Problemen* und gewünschte wissenschaftliche Beratung gehören damit auf die politische Agenda.

Die Themen des TAB kommen aus nahezu allen Bereichen der Technik. Es überwiegen die ›klassischen‹ Themen der TA wie Technik und Umwelt, Energie und die Bio- und Gentechnik. Daneben gibt es Studien zu ausgewählten Wissenschafts- und Technikfeldern wie z. B. zu Neuen Materialien oder zur Nanotechnologie. In der letzten Zeit wurden verstärkt Studien aus dem Bereich der Medizintechnik (Health Care Technology Assessment) und aus dem Kontext der Informationsgesellschaft nachgefragt. Zu den jüngst abgeschlossenen oder zurzeit in Arbeit befindlichen Projekten gehören:

- Transgenes Saatgut in Entwicklungsländern
- Gendoping
- Individualisierte Medizin
- Energiespeicher – Stand und Perspektiven
- Chancen und Herausforderungen neuer Energiepflanzen
- CO<sub>2</sub>-Abscheidung und Lagerung bei Kraftwerken
- Ubiquitäres Computing
- Internationale Wettbewerbsfähigkeit Deutschlands am Beispiel der pharmazeutischen Industrie
- Gefährdung und Verletzbarkeit moderner Gesellschaften am Beispiel eines großräumigen Ausfalls der Stromversorgung
- Pharmakologische und technische Interventionen zur Leistungssteigerung – Perspektiven einer weiter verbreiteten Nutzung in Medizin und Alltag
- Wettbewerbsfähigkeit der europäischen Wirtschaft und EU-Beihilfepolitik am Beispiel der Nanoelektronik

- Fortpflanzungsmedizin – Wissenschaftlich-technische Entwicklungen, Herausforderungen und Lösungsansätze
- Elektronische Petitionen und Modernisierung des Petitionswesens

Die Liste der abgeschlossenen und der laufenden Projekte des TAB kann jederzeit der Homepage entnommen werden.<sup>17</sup>

### 3.2 Arbeitsweise

Die Vielfalt der bestehenden Anfragen und Themensetzungen wird bearbeitet, indem zu jedem Thema eine Reihe von Gutachten von wissenschaftlichen Einrichtungen eingeholt wird. Durch diese vernetzte Arbeitsweise kann fall- und themenbezogen die relevante Kompetenz und das Wissen des Wissenschafts-systems für die Entscheidungszwecke des Parlamentes mobilisiert werden. Die zentrale Leistung des TAB ist es, aus (in der Regel wissenschaftlichen) Gutachten verschiedener Provenienz, die sich teils arbeitsteilig und komplementär zueinander verhalten, die aber teils auch zueinander in Widerspruch stehen,<sup>18</sup> einen kohärenten Bericht für das Parlament zu erstellen. Dieser soll für die parlamentarische Beratung eine geeignete Aufbereitung der Wissensbasis sein und die politischen Handlungsmöglichkeiten aufzeigen, z. B. in Form mehrerer Handlungsoptionen. Diese Leistung besteht aus

- der Festlegung der Themen der Gutachten und des gewünschten Qualifikationsprofils der Gutachter im Hinblick auf die vom Parlament gewünschte Technikfolgenabschätzung als Basis für eine entsprechende Ausschreibung oder Bekanntmachung,
- der Auswahl von Gutachtern aus den eingegangenen Angeboten in Abstimmung mit der Bundestagsverwaltung und dem Parlament (haushälterische und rechtliche Seite),
- der fachlichen Begleitung der Anfertigung der Gutachten in engem Kontakt mit den Gutachtern durch Gespräche und Workshops,
- und schließlich vor allem in der Zusammenführung der verschiedenen Gutachten in dem Bericht an das Parlament.

---

<sup>17</sup> [www.tab.fzk.de](http://www.tab.fzk.de).

<sup>18</sup> Heinz-Ulrich Nennen und Detlef Garbe, *Das Expertendilemma: zur Rolle wissenschaftlicher Gutachter in der öffentlichen Meinungsbildung*, Heidelberg 1996.



Je nach Projektumfang und Themenbreite werden etwa 5–10 Gutachten vergeben. Wissenschaftliche Gutachten spielen also in der Arbeit des TAB eine wesentliche Rolle. Dabei wird Expertise *als Expertise* zwar akzeptiert, aber im Bewusstsein des so genannten *Expertendilemmas*.<sup>19</sup> Dieses besteht in der bekannten Problematik, dass Expertengutachten zu unterschiedlichen, teils sich komplett widersprechenden Urteilen kommen können. Die Gutachten/Gegengutachten-Problematik hat zu ernsthaftem Vertrauensverlust in das Wissenschaftssystem und Expertenwesen geführt, insbesondere weil auf diese Weise der Eindruck entsteht, dass jeder Politiker Experten finden kann, die ein genehmes Gutachten in wissenschaftlichem Stil verfassen. Wissenschaft erscheint als parteilich und vielleicht sogar käuflich statt als objektiv und neutral. Der Hintergrund für dieses Expertendilemma besteht darin, dass in Gutachten immer auch *Bewertungen* eingehen. Die Gefahr ist kaum zu vermeiden, dass der Experte seine Rollen als neutraler Gutachter und als engagierter Bürger oder Interessenvertreter nicht klar trennt, sondern auch Bewertungen auf der Basis eigener Überzeugungen vornimmt, die durch seine Expertise nicht gedeckt sind.

Die Ergebnisse von TAB-Studien führen teils (allerdings eher selten) zu direkten Bundestagsbeschlüssen, teils finden sie Eingang in parlamentarische Beschlussvorlagen und teils wirken sie sich eher indirekt auf parlamentarische Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozesse aus.<sup>20</sup> Über das Parlament hinaus werden die Berichte in der Exekutive (Ministerien), der Wissenschaft selbst und in der Öffentlichkeit rezipiert.

### 3.3 Wissenschaftliche Unabhängigkeit als Arbeitsprinzip

Die Forderung nach wissenschaftlicher Unabhängigkeit der Technikfolgen-Abschätzung begleitet ihre Geschichte von Anfang an. Bereits in den Anfängen der Institutionalisierungsdiskussion des Office of Technology Assessment (OTA) am US-amerikanischen Kongress war die Sicherstellung wissenschaftlicher Unabhängigkeit ein wichtiges Kriterium für die organisatorische Auslegung: »When legislators established OTA many inside and outside Congress hoped

---

19 Ebd.; Gotthard Bechmann und Imre Hronszky, Hg., *Expertise and Its Interfaces*, Berlin 2003.

20 Vgl. zu den Auswirkungen des TAB auf die parlamentarische Arbeit: Ausschuss für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung, *Technikfolgenabschätzung (TA). Beratungskapazität Technikfolgenabschätzung beim Deutschen Bundestag – ein Erfahrungsbericht*, Bundestags-Drucksache 14/9919, Berlin 2002.

that the new agency would provide the kind of objective advice that is a common mission of new expert organisations. [...] OTA was designed to emphasize both the appearance and reality of non-partisan, neutral competence«. <sup>21</sup> Es galt auf jeden Fall zu vermeiden, dass das OTA von Teilen des US-Kongresses oder von externen Interessengruppen oder der Wirtschaft instrumentalisiert werden konnte. Verschiedene Aufsichtsorgane und ausgeklügelte Entscheidungsmechanismen sollten vor allem verhindern, dass die jeweilige Mehrheitsfraktion das OTA dominieren könnte.

Unabhängigkeit stellt für bestimmte Institutionalisierungsformen der TA eine unverrückbare *institutionelle Randbedingung* dar. Wird z.B. eine parlamentarische Einrichtung zur wissenschaftlichen Politikberatung gegründet und mit öffentlichen Mitteln finanziert, so wäre eine nicht durch wissenschaftliche Unabhängigkeit (im Sinne von Unparteilichkeit) charakterisierte Auslegung nahezu undenkbar. Wenn das Institutionalisierungsmodell Überlebenschancen durch Mehrheitswechsel hindurch haben soll, muss die parlamentarische Basis möglichst breit sein und im Idealfall alle Fraktionen umfassen. Die Verpflichtung auf wissenschaftliche Unabhängigkeit ist damit bereits im institutionellen Design parlamentarischer TA-Einrichtungen angelegt.

Dementsprechend gehört wissenschaftliche Unabhängigkeit zum Selbstverständnis des TAB und ist eine der Voraussetzungen seines erfolgreichen Bestehens seit 1990. <sup>22</sup> Diese wissenschaftliche Unabhängigkeit konkretisiert sich in der operativen Arbeit des TAB in folgender Weise: <sup>23</sup>

- *Unvoreingenommenheit*: Über die oben genannten Aspekte der Unvoreingenommenheit hinaus gibt es keine apriorischen Bevorzugungen in der Ausrichtung von Themen (z. B. weder im Hinblick auf die Warnung vor technikbedingten Gefahren noch auf die Früherkennung von Chancen durch Technik). Auf der Projektebene besteht jeweils eine prinzipielle Ergebnisoffenheit. Gegebenenfalls existierende Vorab-Einschätzungen stehen im Prozess der Bearbeitung selbst zur Disposition. Die *Umfassendheit* der Bearbeitung der TA-Themen durch das TAB, wie sie Teil des Auftrags ist, trägt zur Unvoreingenommenheit bei. Durch eine *selektive* Bearbeitung (z. B. nur der Potenziale, nicht aber der Risiken einer Techniklinie oder umgekehrt, oder durch ausschließliche Bearbeitung von Umweltaspekten und Vernachlässigung von Wirtschaftsaspekten) würden hingegen bereits

---

<sup>21</sup> Bruce Bimber, *The politics of expertise in Congress: the rise and fall of the Office of Technology Assessment*, New York 1996, S. 50.

<sup>22</sup> Ausschuss (s. Fn. 20).

<sup>23</sup> Nach Grunwald, »Scientific Independence« (s. Fn. 1).

Wertungen vorgenommen, die dem Prinzip der Unvoreingenommenheit widersprechen.

- *Unabhängigkeit*: Das TAB ist gemäß vertraglicher Konstruktion und Finanzierung unabhängig von politischen Parteien, wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Interessengruppen und wissenschaftlichen Stakeholdern. Weisungsrechte Externer (z. B. von Parlamentariern oder des Betreibers) gibt es nicht: »Ein fachliches Weisungsrecht Dritter (besonders des Betreibers) und ein Weisungsrechtes des Parlamentes gegenüber den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern besteht nicht.«<sup>24</sup> Dies gilt auch für den besonders wichtigen Bereich der Auswahl der Mitarbeiter(innen): Durch den Betrieb des TAB durch eine externe Forschungseinrichtung solle insbesondere »die Unabhängigkeit des TAB von den personalpolitischen Verfahren der Verwaltung des Deutschen Bundestag und die Verhinderung einer parteipolitischen Einflussnahme auf die Auswahl der Mitarbeiter des TAB«<sup>25</sup> erreicht werden.
- *Unparteilichkeit*: Das TAB arbeitet für den gesamten Bundestag und ist unparteilich relativ zu den politischen Positionen, Parteien und Fraktionen im Bundestag.<sup>26</sup> Es ist nicht primär als Instrument der Opposition ausgelegt<sup>27</sup> und wird so auch nicht praktiziert. Durch das Konsensprinzip im Berichterstatterkreis ist gewährleistet, dass – dies ist besonders relevant für die Themenfindung – die Interessen aller Bundestagsfraktionen gewährleistet bleiben.
- *Ausgewogenheit* im TAB wird angestrebt hinsichtlich der beauftragten Gutachter und der in Dialogen, Interviews und Anhörungen befragten Wissenschaftler, Experten und Stakeholder. Dabei ist die Heranziehung von »unabhängiger Expertise« von besonderer Bedeutung, also von Experten, die in einem bestimmten Themenfeld kompetent sind, aber dabei nicht gleichzeitig eigene Interessen vertreten. Auch die bereits genannte Umfassendheit der Bearbeitung der TA-Themen fällt zu einem Teil unter das Prinzip der Ausgewogenheit – die selektive Bearbeitung von Teilthemen kann rasch eine Unausgewogenheit der Gesamtarbeit nach sich ziehen.

---

24 Ausschuss (s. Fn. 20), S. 7.

25 Ebd., S. 6.

26 Es ist sehr lehrreich, die Strategien des OTA zur Sicherstellung der parteipolitischen Neutralität zu verfolgen, die über längere Zeit hin die notwendige Bedingung des Erfolgs in seiner Blütezeit war (Bimber, *The politics of expertise in Congress* (s. Fn. 21), S. 50–68).

27 Ausschuss (s. Fn. 20), S. 30.

- *Objektivität* der Ergebnisse wird prozedural verstanden und realisiert sich in einer der verwendeten Methodik geschuldeten Inter- und Trans-Subjektivität (schrittweise Nachvollziehbarkeit und Nachprüfbarkeit). Größtmögliche Transparenz (s. u.) dient dem Nachweis dieser Inter- und Trans-Subjektivität. So steht im Vertrag über den Betrieb des TAB: »TA-Prozesse sind transparent, nachvollziehbar und nachprüfbar durchzuführen; Annahmen und Werturteile sowie deren Begründung sind offen zu legen«. <sup>28</sup>

Der Neutralitätsanspruch im TAB gilt sowohl in Bezug auf jede einzelne TA-Studie als auch für die Gesamtinstitution. TA-Aktivitäten des TAB werden grundsätzlich für den gesamten Bundestag durchgeführt, nicht für einzelne Fraktionen. Die TAB-Themen werden zwar in der Regel von Fraktionen des Deutschen Bundestages vorgeschlagen, und dies bleibt auch im Lauf der Bearbeitung des Projektes erkennbar, bis hin zu Pressemitteilungen zum Erscheinen der Studie, wo dann häufig von der betreffenden Fraktion ihre besondere Initiative hervorgehoben wird. Hieraus folgt aber nichts für die Art und Weise der Bearbeitung, sondern diese erfolgt selbstverständlich ebenfalls nach den genannten Kriterien wissenschaftlicher Unabhängigkeit.

### 3.4 Transparenz als Beleg für Unabhängigkeit

Wissenschaftliche Unabhängigkeit wird zunächst für eine Studie oder Institution *beansprucht* – deswegen muss sie noch nicht als solche von außen *wahrgenommen* oder akzeptiert werden. In der Praxis stellt sich daher (gelegentlich) das Problem, wie dem Auftraggeber oder möglichen Kritikern die Realisierung des Unabhängigkeitspostulates in seinen verschiedenen Bedeutungen nachgewiesen werden kann. Dies kann nur dadurch erfolgen, den Argumentationsgang möglichst lückenlos aufzuzeigen und das Zustandekommen und die Geltung der Ergebnisse Schritt für Schritt nachvollziehbar nachzuweisen. <sup>29</sup>

Wissenschaftliche Unabhängigkeit in all ihren Bedeutungen (s. o.) wäre dann Schritt für Schritt durch die verschiedenen Stadien des TA-Prozesses hindurch gemäß den für das TAB genannten Kriterien zu überprüfen. Dem Postulat der *Transparenz* kommt daher eine übergreifende und zentrale Bedeutung zu: »Forderung nach Transparenz, Nachvollziehbarkeit und Nachprüfbarkeit

---

<sup>28</sup> Vgl. auch ebd., S. 6.

<sup>29</sup> Weyma Lübke, »Expertendilemmata – ein wissenschaftsethisches Problem?«, in *GAIA* 6/3 1997, S. 177–181.

der TA-Prozesse: Annahmen und Werturteile sollen offen gelegt werden.«<sup>30</sup> Die Bindung von Ergebnissen der TA an – nicht wertfreie – Vorentscheidungen, die auf dem Weg dorthin unweigerlich getroffen werden müssen, macht dieses Postulat zum Zentrum der Vermittlung des Anspruchs auf wissenschaftliche Unabhängigkeit an den Adressaten und nach außen. Wenn das von der TA bereitgestellte Wissen und die Bewertungen akzeptiert werden sollen, ist zu gewährleisten, dass die Adressaten bzw. die Gesellschaft (z. B. in Form von Verbänden oder Medien) sich jederzeit von der gesamten Begründungskette überzeugen können, die zu den Resultaten hinführt. Vertrauen in Institutionen der TA beruht wesentlich auf der Erfüllung dieser Anforderung.

Das TAB nutzt zur Sicherung der wissenschaftlichen Unabhängigkeit und der Schaffung von Transparenz – neben internen Mechanismen – mehrere Kommunikationskanäle: Kommunikation mit wissenschaftlichen Gutachtern, Kommunikation mit Stakeholdern und Kommunikation mit dem Parlament. Durch intensive Kommunikation mit den Gutachtern, ggf. durch die Vergabe von Parallel- oder Konkurrenzgutachten, durch die Einholung von Kommentargutachten und die Kommunikation mit Stakeholdern soll das Expertenwissen auf seinen ›harten Kern‹ zurückgeführt werden. Bewertungsfragen, die einer demokratischen Meinungsbildung unterliegen müssen, sollen dabei identifiziert werden. Es geht darum, Schwachstellen in den Entwürfen aufzudecken und zu heilen, um möglichst robuste Ergebnisse bereitstellen zu können. Auf der anderen Seite dient die intensive Kommunikation mit Parlamentariern, insbesondere den Berichterstattern, einer Sicherstellung von Ausgewogenheit und Neutralität. Das TAB nutzt Rückmeldungen der Berichterstatter und anderer Politiker, die in der Regel ein extrem gutes Sensorium für Unausgewogenheiten haben. Deren Hinweise auf verborgene Wertungen sorgen gelegentlich für eine Verbesserung der Transparenz durch eine differenziertere Darstellung der Argumentationsketten sowie der Ergebnisse.

Gleichwohl ist auch die Einlösung der Forderung nach Transparenz kaum vollständig möglich. In der Praxis wird es nie gelingen, den TA-Prozess vollständig in Einzelteile aufzulösen und für jedes Teil komplette Transparenz herzustellen. Intuitive Elemente und ›tacit knowledge‹ dürften sich nicht vollständig eliminieren lassen. Es ist nur an das Verfassen des TA-Berichtes zu denken, wo mit jeder Formulierung und jeder konkreten Wortwahl auch eine Wertung vorgenommen wird. So war beispielsweise die Beurteilung, dass das für Kernfusion benötigte Tritium ein *wesentliches* Proliferationsrisiko

---

30 Paschen und Petermann, »Technikfolgenabschätzung« (s. Fn. 3), S. 30; vgl. auch Ausschuss (s. Fn. 20), S. 6.

darstelle,<sup>31</sup> in der Diskussion mit den Parlamentariern umstritten. Der Grund war die Interpretation, was hier ›wesentlich‹ bedeute. Jenseits solcher Beurteilungsfragen sind sogar Beschreibungen nie nur Beschreibungen, sondern enthalten häufig durch die verwendeten Begriffe und deren Wahrnehmung bestimmte Wertungen (so wird z. B. das Wort ›Atomenergie‹ häufig mit kernenergieskeptischen Haltungen in Verbindung gebracht, während ›Kernenergie‹ eine positivere Haltung dazu signalisiert).

### 3.4 Zwischen Ideal und Realität

Das genannte Verständnis wissenschaftlicher Unabhängigkeit im TAB stellt ein regulatives Ideal der Arbeit des TAB dar. Es bezeichnet wesentliche Merkmale der TAB-Arbeit, die sich aus der institutionellen Konstruktion und den Selbstverpflichtungen des TAB-Teams im Sinne eines wissenschaftlichen Ethos ergeben. Das Idealbild ist freilich mit einer Realität konfrontiert, die die Erreichung der normativen Idee nicht immer in der gewünschten Weise zulässt. Der Verwirklichung stehen oftmals Aspekte im Weg, die in der praktischen Umsetzung des Prinzips wissenschaftlicher Unabhängigkeit zu beachten sind.

Denn in der Umsetzung des Neutralitätspostulates in der Praxis kann eine Reihe von Problemen auftreten. In einem hochpolitischen Umfeld politisch relevant, aber neutral und wissenschaftlich unabhängig zu sein, grenzt, so mag es scheinen, an ein aussichtsloses Unterfangen. Im Folgenden sei ein mögliches und auch gelegentlich faktisch auftretendes Problem diskutiert: Wie gehen das TAB und seine Adressaten mit Situationen um, in denen die *beanspruchte* wissenschaftliche Unabhängigkeit und ihre ex post erfolgte Wahrnehmung durch die Adressaten oder durch andere externe Stellen nicht übereinstimmen?

Diese forschungspraktisch relevanten Aspekte bestehen vor allem in der Knappheit der Ressourcen Zeit und Budget. Eine umfassende Realisierung wissenschaftlicher Unabhängigkeit ist schwierig, auch zeitlich und vom Aufwand her: Immer könnten noch Argumente kommen, diese oder jene wissenschaftliche Position noch zu berücksichtigen, weitere Kommentargutachten einzuholen, eine weitere Runde in der Diskussion mit Stakeholdern einzurichten. TA-Projekte müssen aber ein Ende finden, sollen sie nicht ins Uferlose führen. Der Beratungsbedarf des Parlamentes besteht nicht nur darin, zu einem bestimmten Thema das gewünschte Wissen zu erhalten, sondern zum Beratungs-

---

31 Reinhard Grünwald u. a., *Kernfusion Sachstandsbericht*. TAB-Arbeitsbericht 75, Berlin 2002.

bedarf gehört auch, dieses Wissen zu *einem gewünschten Zeitpunkt* zu erhalten, was die zeitliche Ausdehnung von TA-Studien begrenzt.

Die Realisierung des Ideals wissenschaftlicher Unabhängigkeit steht also in einem Spannungsverhältnis zu pragmatischen Gegebenheiten, so dass Relevanzentscheidungen getroffen werden müssen: Welches Maß an Umfassendheit in der Berücksichtigung von wissenschaftlichen Schulen, Disziplinen, gesellschaftlichen Werten, Stakeholder-Beurteilungen etc. ist pragmatisch sinnvoll, um in einer konkreten Situation ein ›hinreichendes‹ Maß an wissenschaftlicher Unabhängigkeit zu realisieren? Was ist hierbei ›hinreichend‹? Relevanzentscheidungen in diesen Hinsichten begründet zu treffen und den Adressaten vermitteln zu können, gehört sicher zu den Kernkompetenzen des TAB-Teams auf der Basis der langjährigen Erfahrung mit der Arbeit am Bundestag.

Die Verpflichtung zur wissenschaftlichen Unabhängigkeit und Transparenz stellt aus diesen Gründen eine ›regulative Idee‹ der TA dar, deren Realisierung nur mehr oder weniger gut gelingen kann und die eine ständige Herausforderung bleibt.

#### **4. Epilog: Leistungen und Grenzen von Politikberatung in wissenschaftlicher Unabhängigkeit**

Beratung beansprucht, dem betreffenden Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozess etwas hinzuzufügen, was ohne Beratung nicht geschehen wäre. Da Beratung also etwas Eigenständiges hinzufügt, muss sie ein Mindestmaß an Distanz zum Beratenen und zum Entscheidungsprozess bewahren. Beratung darf sich nicht darin erschöpfen, die Voreinstellungen, Meinungen und die vorab gefassten Erwartungen der Auftraggeber zu erfüllen. Nur eine – wenigstens in gewissem Maße – neutrale oder unabhängige Beratungsleistung fügt etwas Neues zu der entsprechenden Situation ohne Beratung hinzu, statt den Adressaten ausschließlich ›nach dem Mund‹ zu reden. Reine Erwartungserfüllung durch Beratung wäre also, paradox gesprochen, gerade eine Erwartungsverfehlung.

Die Forderung nach der Unabhängigkeit (bzw. Ausgewogenheit, Unvoreingenommenheit etc.) wissenschaftlicher Politikberatung setzt an der prinzipiellen Distanz zwischen Berater und Beratenem an und impliziert, diese Distanz in bestimmter Hinsicht möglichst groß zu gestalten und sie institutionell und methodisch abzusichern, um bestimmte Funktionen erbringen zu können. Folgende Funktionen kann eine wissenschaftlich unabhängige TA erbringen:<sup>32</sup>

---

32 Nach Grunwald, »Scientific Independence« (s. Fn. 1).

- *Optimierung der Wissensbasis*: Durch die Zusammenstellung des besten verfügbaren Wissens – dies ist von den betroffenen Disziplinen zu beurteilen – kann eine wissenschaftlich unabhängige TA die bestmögliche Wissensbasis für ›robuste‹ Entscheidungen bereitstellen. Kriterium ist lediglich die Orientierung am Stand der Forschung, nicht jedoch die Passfähigkeit des Wissens vor dem Hintergrund vorgefasster parteilicher Erwartungen.
- *Versachlichung der Debatte*: Wissenschaftliche Unabhängigkeit kann dazu beitragen, in den Meinungsbildungen und Entscheidungen in Bezug auf Wissenschaft und Technik die Argumentationsbasis der jeweiligen Positionen zu klären und so zu einer ›rationaleren‹ Auseinandersetzung zu kommen. Wissenschaftlich unabhängige TA setzt in einem gewissen Maße auf den »zwanglosen Zwang des besseren Argumentes«.<sup>33</sup>
- *Beitrag zur informierten Ausgestaltung von Entscheidungen*: Wissenschaftlich unabhängige Politikberatung soll, statt partikularen Interessen wissenschaftlich fundiertes Material zur Beförderung der Interessendurchsetzung zur Verfügung zu stellen, einen Beitrag zur informierten Ausgestaltung von Entscheidungen mit Verpflichtungscharakter für die gesamte Gesellschaft leisten.
- *Beitrag zu ›sozial robusten‹ Entscheidungen*: Ausgewogenheit ermöglicht die breite Einbeziehung verschiedener und divergierender gesellschaftlicher Wertepositionen (Erhöhung des ›Werteberücksichtigungspotentials‹ der TA). Die Schaffung von Transparenz im normativen Bereich und die Auslotung von möglicherweise konvergierenden Beurteilungen trägt zu Entscheidungsfindungen bei, die – der Erwartung nach – gegenüber Mehrheitswechseln und kurzfristigen Stimmungsschwankungen robuster sind.
- *Beitrag zu Konfliktvermeidung oder -bewältigung*: Unabhängige TA in real oder potentiell konflikträchtigen Fragen – wie sie in der TA die Regel darstellen – kann Konsenspotentiale ausloten und Alternativen zur Konfliktbewältigung aufzeigen. Sie dient damit auch der Vorbeugung von Eskalationen in Konflikten und der Erforschung und Aufbereitung von einvernehmlichen Lösungen, sowohl im engeren politischen als auch im gesellschaftlichen Bereich.
- *Bereitstellung reflexiven Wissens*: Wissenschaftliche Politikberatung soll, gemäß dem Rationalitätsaspekt der Reflexivität<sup>34</sup> nicht nur Beratungswissen über den festgelegten Gegenstandsbereich (Technikfolgen, Akzeptanzfragen, Regulierungsbedarf etc.) erbringen, sondern soll auch Metawissen

---

33 Jürgen Habermas, »Wahrheitstheorien«, in H. Fahrenbach, Hg., *Wirklichkeit und Reflexion. Walther Schulz zum sechzigsten Geburtstag*, Pfullingen 1973, S. 211–265.

34 Grunwald, *Technik für die Gesellschaft von morgen* (s. Fn. 12), S. 198.



bereitstellen, wie dieses Wissen reflexiv einzuschätzen ist: Wie sicher bzw. wie unsicher ist das Wissen? Wo liegen Risiken? Welche Prämissen liegen zugrunde, etc.? Die Erzeugung eines solchen *reflexiven Wissens* bedarf ebenfalls einer Distanz zwischen Berater und Beratenem, weil sie sich nicht nur auf die Geltungsbedingungen des Wissens, sondern auch auf die Wertepositionen der Auftraggeber erstreckt. Unabhängige TA kennt hierbei keine Bevorzugungen oder Tabus, wie sie in parteilicher Politikberatung zumindest naheliegen, wenn nicht unvermeidbar sind.

Angesichts der Tatsache, dass das politische System auf Konfrontation angelegt ist, dass politische Positionen und Parteien sich häufig nicht entlang von Sachargumentationen ihre Meinungen bilden, sondern in Abgrenzung vom jeweils Anderen, erscheint es in gewisser Weise erstaunlich, dass das Modell neutraler Politikberatung des Bundestages durch das TAB erfolgreich institutionell verankert werden konnte und weiterhin funktioniert. Neutralität der Beratung und die Konfrontation als Wesensmerkmal des Politischen scheinen sich gegenseitig auszuschließen. Die Erfolgsbilanz ist vor diesem Hintergrund einzuschränken. Denn das Modell neutraler wissenschaftlicher Politikberatung ist bestimmten Restriktionen ausgesetzt – mögliche ›Kosten‹ der Neutralitätsforderung verbergen sich hinter Befürchtungen hinsichtlich:

- *Wirkungslosigkeit*: Zukunftsentscheidungen über Wissenschaft und Technik sind gerade dadurch von politischem und auch öffentlichem Interesse, dass sich in ihnen teils weit reichende ethisch und politisch relevante Konflikte zeigen. Unabhängige Politikberatung, so die Befürchtung, könne wirkungslos verpuffen und ›zahnlos‹ werden. In einem Spannungsfeld, das von Konfrontation lebt, sei Unabhängigkeit entweder nicht möglich oder für die beabsichtigte Wirkung tödlich.
- *Inhaltsleere*: Unabhängigkeit und Ausgewogenheit führten dazu, dass nur Minimalkonsense oder pures ›mainstream‹-Denken als Ergebnis von TA herauskommen könnten. Dann wäre TA in Gefahr, nur irrelevante Langeweile zu produzieren, woran weder politische Akteure noch die Medien oder die allgemeine Öffentlichkeit interessiert wären.
- *Einschränkungen in den bearbeitbaren Themen*: Die Forderung nach Neutralität bringt es mit sich, dass bestimmte Themen gar nicht mehr als TA-Themen in Frage kommen. Themen, in denen die gesellschaftlichen Positionen so verhärtet sind, dass sich niemand mehr vorstellen kann, was denn noch als ›unabhängig‹ gelten könne (z. B. Bewertungen der Kernenergie), können nur unter Einschränkungen Gegenstand neutraler Politikberatung sein.

Mit Befürchtungen dieser Art ist eine ernsthafte Auseinandersetzung erforderlich. Die letztgenannte trifft wohl weitgehend zu. So hat das TAB kaum Themen eines bestimmten Konfliktgehaltes aufgetragen bekommen. Aber dies erscheint nicht dramatisch. Verhärtung der Fronten und Fundamentalisierung der Positionen haben sowieso eine weitgehende Beratungsresistenz zur Folge. Es wäre wohl unrealistisch anzunehmen, dass das TAB diese durchbrechen könnte, wenn es denn damit beauftragt würde.

Die Befürchtung der Langeweile erscheint nur im Hinblick auf die Massenmedien als wenigstens teilweise berechtigt. Das TAB ist in den Massenmedien wenig präsent – aber dies stellt auch nicht seine Hauptaufgabe dar. Was den Beitrag zum öffentlichen Diskurs betrifft, so werden zurzeit Anstrengungen unternommen, die Wirkung des TAB in der Öffentlichkeit zu verbessern, mit – trotz oder wegen der Ausgewogenheit – erkennbaren Erfolgchancen.

Der Vorwurf der Wirkungslosigkeit wäre fatal, könnte er plausibel gemacht werden. Angesichts vieler Erfolgsgeschichten in der wissenschaftlichen Politikberatung durch das TAB auf ganz verschiedenen Ebenen und auf verschiedenen Wegen und entsprechender Anerkennung beim Adressaten (Ausschuss 2002) kann davon aber wohl nicht gesprochen werden. Eine Erklärung zu liefern, warum das TAB mit dem Neutralitätsanspruch in einer durch Konfrontation geprägten Umgebung hierin Erfolg hat, sei der weiteren Forschung überlassen.

Brigitte Bulitta

# Philologische Grundlagenforschung am *Althochdeutschen Wörterbuch* der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig<sup>1</sup>

## 1. Vorbemerkung

Es gibt Wörterbücher, die jeder kennt und zur Hand nimmt, bei denen es sich um kompakte, einfach zu benutzende Nachschlagewerke handelt, die auch kommerziell interessant sind und deshalb von Verlagen produziert werden. Daneben gibt es noch andere Wörterbücher, umfangreichere Wörterbücher, die als wissenschaftliche Grundlagenwerke konzipiert sind und daher an nationalen Forschungseinrichtungen wie den Akademien der Wissenschaften über einen langen Zeitraum erarbeitet werden. Ein solches Grundlagenwerk ist auch das *Althochdeutsche Wörterbuch*<sup>2</sup>, das seit 1948 unter Schirmherrschaft der Sächsischen Akademie der Wissenschaften steht und von einer Arbeitsgruppe erarbeitet wird.<sup>3</sup> Was seine Aufgabe ist, wie es arbeitet und was es zu leisten vermag, soll im Folgenden dargestellt werden.

## 2. Was ist Althochdeutsch?

Der Begriff ›Althochdeutsch‹ umfasst einen bestimmten Zeitraum und ein bestimmtes Gebiet, aus dem Zeugnisse der deutschen Sprache überliefert sind.<sup>4</sup>

---

1 Vortrag anlässlich des Akademiekolloquiums der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig am 23. Januar 2009. Die Abbildungen zum Vortrag sind vollständig online bereitgestellt, siehe Fn. 3.

2 *Althochdeutsches Wörterbuch*. Auf Grund der von Elias von Steinmeyer hinterlassenen Sammlungen im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig begründet von Elisabeth Karg-Gasterstädt und Theodor Frings, Bd. 1 ff. Berlin 1952 ff., Zitiert als »Ahd. Wb.« mit Band- und Spaltenzahl.

3 Kontinuierlich aktualisierte Angaben zum Projekt finden sich unter <http://www.saw-leipzig.de/> und im Jahrbuch der Sächsischen Akademie der Wissenschaften (2007/2008).

4 Dieter Geuenich, »Soziokulturelle Voraussetzungen, Sprachraum und Diagonierung des Althochdeutschen«, in Werner Besch u. a., Hg., *Sprachgeschichte. Ein Handbuch*

In zeitlicher Hinsicht versteht man unter Althochdeutsch Schriftzeugnisse aus einem etwa vier Jahrhunderte umfassenden Zeitraum vom ausgehenden 8. bis zum 11. Jahrhundert. Davon lässt sich das sogenannte Mittelhochdeutsche mit seinen Zeugnissen von etwa 1100 bis 1350, dann das daran angrenzende Frühneuhochdeutsche von etwa 1350 bis 1600 und schließlich das ab etwa 1600 folgende Neuhochdeutsche abgrenzen. Jede der genannten Sprachperioden wird in eigenen, noch laufenden lexikographischen Großvorhaben aufgearbeitet.<sup>5</sup>

Dass Ende des 8. Jahrhunderts eine kontinuierliche schriftliche Überlieferung des Deutschen einsetzt, ist eine Folge der christlichen Missionierung und der Kulturpolitik Karls des Großen. Davor gab es keinen Grund, in deutscher Sprache zu schreiben, denn das Lateinische füllte die Rolle der schriftlichen und überregionalen Verständigung vollständig aus. Das damalige gesprochene, mündliche Deutsch entzieht sich der wissenschaftlichen Beschreibung; Wörterbücher zu historischen Sprachstufen erfassen nur, was schriftlich festgehalten wurde. Und auch davon dokumentieren sie nur einen winzigen Bruchteil, da vieles im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen ist.

In räumlicher Hinsicht gab es noch keine flächendeckende Überlieferung des Deutschen, nur einzelne Schreibzentren wie in Sankt Gallen, Regensburg, Weißenburg, Mainz usw. mit regionalen Sprachausprägungen. Das waren Klöster mit schriftkundigen Gelehrten, Männern wie Frauen, und Skriptorien mit professionell ausgebildeten Schreibern. Geschrieben wurde auf Pergament, wofür man Feder und Radiermesser zu Hilfe nahm, aber auch auf leicht austreichbaren Wachstäfelchen mit dem Griffel, insbesondere, wenn es um das Aufsetzen von Texten ging. Fast jedes aus der frühdeutschen Zeit erhaltene nichtlateinische Sprachzeugnis ist als ein Unikat zu betrachten und steht manchmal ganz alleine für einen Schreibdialekt.

Die deutschen (einschließlich der niederländisch-flämischen) Dialekte waren wie heute auch durch ein Kontinuum<sup>6</sup> miteinander verbunden, d. h. die

---

zur *Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, 2. Aufl., 2. Teilbd., Berlin, New York 2000 (HSK 2,2), S. 1144–1155.

<sup>5</sup> *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*, im Auftrag der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen hg. von Kurt Gärtner u. a., Stuttgart 2006 ff., Bd. 1 ff.; *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch*, hg. von Robert R. Anderson u. a., Berlin, New York 1989 ff., Bd. 1 ff.; *Deutsches Wörterbuch* von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Neubearbeitung hg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Stuttgart, Hirzel 1983 ff., Bd. 1 ff. (Neubearbeitung der Buchstaben A bis F).

<sup>6</sup> Zum Begriff des Kontinuums und zur Aufgliederung der germanischen Sprachen vgl. Elmar Seebold, »Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde. II. Sprache und Dichtung. B. Sprache und Schrift«, in Heinrich Beck u. a., Hg., *Reallexikon der germanischen*

Nachbarn einer regionalen Sprachform konnten sich gegenseitig verstehen. Das Kontinuum lässt sich in ober-, mittel- und niederdeutsche Mundarten untergliedern. Zum Althochdeutschen wird der ober- und mitteldeutsche Teil gerechnet, der an einer Lautverschiebung bestimmter Konsonanten teil hatte (der sogenannten hochdeutschen Lautverschiebung), wenngleich in unterschiedlichem Umfang. Ihm werden auch Zeugnisse aus dem sogenannten Westfränkischen auf heute französischsprachigem Gebiet etwa bei Metz zugeordnet. Jenseits einer ungefähr von Eupen in Belgien quer durch Deutschland von Düsseldorf über Kassel bis Magdeburg verlaufenden Linie grenzen sich die nördlichen Sprachausprägungen, das Altniederdeutsche bzw. Altsächsische<sup>7</sup>, und westlich davon das Altniederfränkische (um Xanten und auf heute niederländischem Gebiet)<sup>8</sup> ab, die einen unverschobenen Lautstand bewahrten. Während man dort zum Beispiel *maken* mit einem intervokalischem Verschlusslaut *k* wie im Englischen sagte, sprachen die Sprecher südlich dieser Linie das Wort als *machen* mit einem Reibelaut aus.<sup>9</sup> Das Kontinuum grenzte im Westen ans Romanische, im Norden ans Friesische und im Osten ans Slawische.

Das *Althochdeutsche Wörterbuch* erfasst Zeugnisse aus dem gesamten beschriebenen Kontinuum, wenngleich der Schwerpunkt auf dem Hochdeutschen liegt, das in dieser frühen Zeit in sechs regionale Schreibdialekte untergliedert werden kann. Ausgehend von den Schreiborten unterscheidet man im Süden das Alemannische und östlich davon das Bairische. Nördlich des Alemannischen schließt sich das Südrheinfränkische (heute Elsässisch) an, dann folgt das Rheinfränkische (heute Südhessisch), westlich davon das Mittelfränkische (heute Rheinisch) und östlich davon das Ostfränkische (heute Fränkisch).

Anteilig berücksichtigt werden im Wörterbuch auch Sprachzeugnisse des Altsächsischen mit seinen wenigen sicher lokalisierbaren Schreibzentren z. B. in Essen oder Magdeburg, sowie Sprachzeugnisse des Altniederfränkischen z. B. um Egmond. Auf dem Gebiet des heutigen Freistaates Sachsen ist aus dieser Zeit keine schriftliche Überlieferung bekannt. Das ist auch kaum anders zu erwarten: Die Etablierung der deutschen Herrschaft und ihre Kulturentwicklung standen in diesem noch überwiegend von Slawen besiedelten Ter-

---

*Altertumskunde*, Bd. 11, Berlin, New York 1998, S. 275–305, bes. S. 276–279, 281–282 und 302–305.

7 Thomas Klein, »Soziokulturelle Voraussetzungen und Sprachraum des Altniederdeutschen (Altsächsischen)«, in *Sprachgeschichte* (s. Fn. 4), S. 1 241–1 247.

8 Thomas Klein, »Althochdeutsch und Altniederländisch«, in Willy Pijnenburg u. a., Hg., *Quod vulgo dicitur. Studien zum Altniederländischen* (ABäG 57), Amsterdam, New York 2003, S. 19–60.

9 Zur Problematik der Lautverschiebungsgrenze und der anfänglichen Überschätzung ihrer sprachstrukturellen Relevanz vgl. z. B. Klein, ebd., S. 19 f.

ritorium erst am Anfang. Erst in Merseburg, gelegen am südöstlichen Zipfel des altsächsischen Siedlungsgebiets und Herkunftslandes des ottonischen Königsgeschlechts, das bis um 800 endgültig dem fränkischen Reich angegliedert worden war, gab es ein Schreibzentrum. Die berühmten Merseburger Zaubersprüche wurden dort allerdings nicht verfasst, wie ihr Name nahelegen könnte.

### 3. Ziel und Materialgrundlage des Vorhabens Althochdeutsches Wörterbuch

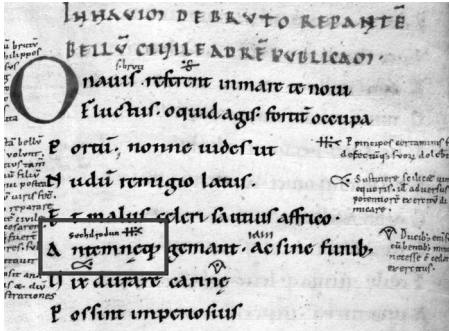
Ziel des Vorhabens ist es, das gesamte erhaltene Wortgut des frühestbezeugten Deutschen aus allen Textsorten mit Ausnahme der in mittellateinischen Urkunden-, Rechts- und Berichtstexten eingesprengten volkssprachigen Wörter zu erfassen und zu erschließen. Ausgewertet wird die Überlieferung in fortlaufenden Texten – in großen Texten, wie zum Beispiel der Evangelienharmonie Otfrids von Weißenburg mit rund 64 400 Textwörtern, oder in kleineren Texten, wie zum Beispiel dem Lorscher Bienensegen aus dem 10. Jahrhundert mit 47 Textwörtern. Dazu kommt die Überlieferung in sogenannten Glossen. Glossen sind einzelne deutsche Wörter, die beim Studium lateinischer Texte als Entsprechung zu erklärungsbedürftigen Wörtern hineingeschrieben wurden. Ein Beispiel für eine solche Textglossierung ist die reich am Rande kommentierte und interlinear glossierte lateinische Handschrift des 10. Jahrhunderts mit den Oden des Horaz, die in der Leipziger Universitätsbibliothek verwahrt wird (s. Abb.).<sup>10</sup> Sie stammt aus Sankt Johann in Magdeburg, wo wohl auch im 11. Jahrhundert die Eintragung einer interlinearen Textglosse stattfand. Über das lateinische Wort *antemnae[que]* wurde das deutsche Wort *sechilrodun* geschrieben. Es handelt sich dabei um eine Form des Femininums *segalruota* ›Segelstange‹ in altsächsischem Lautstand.

Glossen wurden nicht nur mit Tinte geschrieben, sondern auch mit dem Griffel ins Pergament eingeritzt. Griffelglossen sind kaum mit dem bloßen Auge zu erkennen. Am ehesten werden sie im Streiflicht einer Lampe unter einem bestimmten Einfallswinkel sichtbar. Nur besonders ausgewiesene und spezialisierte Paläographen sind in der Lage, diese Form der Überlieferung zu heben.

Aufgrund ihrer besonderen Eintragungsumstände sind Glossen meist schwerer zu beurteilen als Textwörter; das gilt für ihre Edition ebenso wie für ihre sprachliche Interpretation. Sie haben insofern eine herausragende Bedeu-

---

<sup>10</sup> Leipzig, UBRep. I.4, folium 48vb.



Kommentierung der Oden des Horaz mit einer altsächsischen Textglosse über *antenne* in Zeile 8, 11. Jh.  
Leipzig, UB Rep. I. 4, fol. 48vb;  
10. Jh.

tung, als sie zwei Drittel des gesamten Wortschatzes der frühdeutschen Zeit überliefern.<sup>11</sup>

Elias von Steinmeyer (1848–1922) hat sämtliche bekannte Glossen seiner Zeit in fünf Bänden ediert.<sup>12</sup> Darüber hinaus hat er noch eine kritische Edition kleinerer althochdeutscher Sprachdenkmäler<sup>13</sup> vorgelegt. Trotz vieler Nachträge und teilweiser Neueditionen aus den letzten Jahrzehnten bilden seine Werke noch heute den Bezugspunkt aller weiteren Forschungen auf diesem Gebiet. Im Anschluss an seine editorische Tätigkeit legte er für das geplante *Althochdeutsche Wörterbuch* ein Zettelarchiv an, das seither kontinuierlich aktualisiert wurde und nun etwa 750 000 Belegzettel mit allen Wortformenbelegen vom 8. Jahrhundert bis zu Spätbelegen des 15. Jahrhunderts alter Überlieferungstradition aus kritischen Editionen umfasst.

Das Belegarchiv ist in seiner Vollständigkeit und Ordnung einmalig und wurde gemäß der Haager Konvention als schützenswertes nationales Kulturgut eingestuft und gesichert. Aus diesem Material wird ein etwa zehnbändiges Wörterbuch erarbeitet, von dem der fünfte Band mit den Buchstaben K und L dieses Jahr im Druck abgeschlossen sein wird.

11 Vgl. Jochen Splett, »Lexikologie und Lexikographie des Althochdeutschen«, in *Sprachgeschichte* (s. Fn. 4), S. 1196–1206, bes. S. 1197.

12 Elias Steinmeyer und Eduard Sievers, Hg., *Die althochdeutschen Glossen*, 5 Bd., Berlin 1879–1922. Zitiert als »Gl« mit Band-, Seiten- und Zeilenangabe.

13 Elias Steinmeyer, Hg., *Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler*, Berlin 1916.

### 3.1 Konzeption

Die komplexe Konzeption des *Althochdeutschen Wörterbuchs* wurde in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts von Elisabeth Karg-Gasterstädt und Theodor Frings, den eigentlichen Begründern des Wörterbuchs, entwickelt. Bewusst entschieden sie sich gegen ein beschränktes Wörterbuch, das in kurzer Zeit erneut unzureichend sein würde und der besonderen Überlieferungssituation der frühdeutschen Sprache mit ihrer engen Bindung an die lateinische Sprache nicht gerecht werden würde. Stattdessen wollten sie, nach dem Vorbild des *Thesaurus Linguae Latinae*, ein langfristig dienliches Forschungsinstrument mit größter Bearbeitungstiefe und umfassender Aussagefähigkeit zu allen sprachhistorischen Fragestellungen schaffen. Es sollte die Grundlagen für eine neue althochdeutsche Grammatik und für eine Wortbildungslehre des ältesten Deutsch legen sowie ein sicheres Fundament für die historische Bedeutungs- und Syntaxforschung bieten. Unter Rückgriff auf das Thesaurusprinzip sollte vermieden werden, durch Ausgrenzen von Material einen Beleg für eine im Frühdeutschen noch resthaft greifbare sprachliche Erscheinung zu verlieren. So wird jeder Beleg (mit Einschränkungen bei den grammatischen Wörtern) sprachlich nach seiner Form, seiner Bildung und seinem Gebrauch interpretiert und im Wörterbuch eingeordnet.

### 3.2 Artikelgestaltung

Ein Artikel des *Althochdeutschen Wörterbuchs* hat im Prinzip folgende Struktur: der Artikelkopf besteht aus dem Stichwort und einer Angabe seiner Wortart, dann folgen die Bildungsentsprechungen in den anderen germanischen Sprachen sowie in den jüngeren deutschen Sprachstufen, soweit sie belegt sind. Herkunftsangaben finden sich nur bei Lehnwörtern (in der Regel aus dem Lateinischen). In einem eigenen Absatz folgt der Formenteil, in dem die Belege nach geographischen, chronologischen und morphologischen Gesichtspunkten geordnet sind. Daran schließt sich der Bedeutungsteil mit den aus den Belegen ermittelten Bedeutungsangaben an. Jeder Beleg wird darin zugeordnet. Um Wortgebrauch und syntaktische Strukturen zu illustrieren, werden zugehörige Kontexte bzw. bei Glossen die lateinische Quellentexte in Auswahl zitiert. Auf den Bedeutungsteil folgen Angaben zur Wortbildung und gegebenenfalls zu benutzter Spezialliteratur.



<p><b>huggen</b> <i>sw. v., mhd. hügen, nhd. dial. (älter) hügen, vgl. Schweiz. Id. 2,1088, bair. hügen Schmeller 1,1069f.; as. huggian, mnd. hōgen, hügen, mnl. hogen, huegen, heugen; afries. hugia; ae. hycgan; an. hyggja; got. hugjan; vgl. auch ahd. hogên. – Graff IV,784 ff.</i></p>	<p>Artikelkopf</p>
<p><b>hukkiu:</b> <i>I. sg. Gl 1,62,13 (Pa); huck-: dass. -iu ebda. (KRa); inf. -an S 67,23 (Musp.); part. prs. -endi Gl 1,196,33 (K); acc. sg. m. -entem 88,39 (PaK; -em wohl durch lat. Endung, s. u.). – hucgent:</i> <i>part. prs. Gl 1,196,33</i></p>	<p>Formenteil (gekürzt)</p>
<p><b>1)</b> <i>etw. im Sinn haben, erwägen, nachdenken über etw.; etw. erkennen:</i></p> <p><b>α)</b> <i>mit Gen. d. Sache:</i> <i>nim nu wort minaz in herza, magad, thinaz, joh hug es harto ubar al ... theih thir sagen scal O 1,15,28. thaz giscrip in rihti erfulli thu io mit mahti ... ioh hugi filu harto thero geistlichero worto 2,9,93. thaz ih ... tharana (in then buachon) hugge ... thines selbes willon 3,1,26;</i></p> <p><b>β)</b> <i>mit Nebensatz:</i> <i>in herzen hugi thu inne, waz thaz fers singe O 1,12,26. wir sculun ... lazan sin thaz slafan, joh huggen, wi er thaz biwarb, thaz er bi unsih irstarb 4,37,8. thoh imo iz (das, was jmd. liebt) abwertaz si, thoh hugit er io, wariz si 5,23,41;</i></p> <p><b>γ)</b> <i>ohne erkennbare Rektion:</i> <i>hukkiu uuaniu conitio aestimo Gl 1,62,13. unuuanenti ni (Pa, nalles K) hucgenti inopinata non sperata 196,33; Part. Praes. substant.: uuanentem huckentem coniectorem arbitratorem 88,39.</i></p>	<p>Bedeutungsteil (gekürzt)</p>
<p><i>Abl. hugt, -huht st. f., hugida; vgl. -hugt adj.</i></p>	<p>Wortbildungsteil</p>

#### 4. Von den Schwierigkeiten der Lexikographie zum ältesten Deutschen

Alle Vorhaben, die Belegwörterbücher zu einer Sprachepoche oder -region erarbeiten, beanspruchen lange Zeiträume bis zu ihrem Abschluss. Exemplarisch genannt seien das große *Schweizerdeutsche Idiotikon*, das 1881 zu publizieren begann und jetzt beim Buchstaben W angelangt ist, der *Thesaurus Linguae Latinae*, der seit 1900 publiziert und jetzt das P abgeschlossen hat (der Buchstabe N wurde zunächst wegen der riesigen Menge der Negationswörter übersprungen), und schließlich das *Deutsche Rechtswörterbuch zur älteren deutschen und westgermanischen Rechtssprache*, das von 1914 an bis heute zum Buchstaben S gelangt ist. Ein wissenschaftlicher Lexikograph wundert sich nicht darüber, dass die Erarbeitung eines Buchstabens mehrere Jahre dauert, der Öffentlichkeit diesen Umstand begreiflich zu machen, ist dagegen schwierig. Jedes der hier beispielhaft genannten Vorhaben sieht sich besonderen, mit

seinem Gegenstand und dessen Bearbeitung verbundenen Schwierigkeiten gegenüber, deren Bewältigung einen hohen Arbeitsaufwand erfordert. Einige solcher Schwierigkeiten, denen die Lexikographie des ältesten deutschen Wortguts zu begegnen hat, seien nachfolgend näher ausgeführt.

#### 4.1 Die Abhängigkeit des Frühdeutschen vom Lateinischen

Das wesentlichste Merkmal der althochdeutschen Überlieferung ist ihre Abhängigkeit von der lateinischen Sprache, wie bereits am Beispiel der Textglossen deutlich wurde. Verdichtet sich eine solche Glossierung, spricht man von Interlinearversionen (Sankt Pauler Lukasglossen des 8. Jahrhunderts, Übersetzung der lateinischen Benediktinerregel des 9. Jahrhunderts, Ambrosianische Hymnen des 9. Jahrhunderts u. a.). Lateinische Vorlagen wurden aber nicht nur glossiert, sondern auch textförmig wiedergegeben. So entstanden große bilinguale Sprachdenkmäler wie die althochdeutsche Isidorübersetzung oder die Evangelienharmonie des Tatian, aber auch kleinere Textzeugen der religiösen Unterweisung wie das alemannische *Vater-unser*-Gebet aus dem 8. Jahrhundert. Oft ist das zugrunde liegende Latein nicht mit überliefert. Um solche Denkmäler sprachlich und inhaltlich beurteilen zu können, müssen die Vorlagentexte vergleichend herangezogen werden, was im *Althochdeutschen Wörterbuch* nicht nur bei der Interpretation der Belege, sondern auch im Abdruck ausgewählter Passagen geschieht. Nur so fällt beispielsweise auf, dass im *Vater-unser*-Gebet die lateinische Passivform *sanctificetur* in *sanctificetur nomen tuum* ›dein Name werde geheiligt‹ durch die aktivische Form *uuuhi* ›heilige!‹ in *uuuhi namun dinan*<sup>14</sup> wiedergegeben wird. Das ist erklärungsbedürftig, galt doch den frühdeutschen Übersetzern die strenge Wiedergabe ihrer lateinischen Vorlage meist mehr als die grammatische Richtigkeit ihrer eigenen Sprache. Entweder erkannte der Übersetzer hier nicht die synthetisch gebildete Form als Passiv, denn im Deutschen wird das Passiv analytisch gebildet – es müsste also *giuuu-hit uuerde* ›geheiligt werde‹ heißen. Oder er scheute davor zurück, in seiner Übersetzung zwei Wörter statt eines wie im Lateinischen heranzuziehen, und nahm dafür sogar eine andere (entstellende) Sinnggebung in Kauf.

Einige althochdeutsche Texte wechseln auch fortlaufend zwischen Latein und Deutsch hin und her. Der große Sankt Galler Klosterlehrer Notker der Deutsche (950–1022) setzt diesen Sprachwechsel gezielt ein, um nicht nur religiöses Schrifttum, sondern auch Werke der antiken lateinischen Literatur, darunter die aristotelischen Schriften in der Bearbeitung des Boethius, in der

---

14 Ebd., S. 27, Z. 2.

Volkssprache zu erschließen. In seiner Psalmenübersetzung und -kommentierung heißt es zum Beispiel (Latein ist im Zitat kursiviert): »*et inmisit in os meum canticum novum . ymnus deo nostro* vnde gab er in minen munt . niuueez sang . lobosang unsermo gote . vbe ich êr sang *idolis chit sancta ecclesia* . nu singo ih aber *Christo*«<sup>15</sup> [Übersetzung: Und er gab in meinen Mund einen neuen Gesang, den Lobgesang für unseren Gott. Obgleich ich zuvor den Götzen sang, sagt die Heilige Ekklesia, so singe ich nun aber Christus].

Ohne Kenntnisse des (Mittel-)Lateinischen, und zwar der Sprache wie der Literatur einschließlich der Glossographie, lässt sich der Gebrauch des Althochdeutschen in seinen Anfängen nicht nachvollziehen. Bei fast jedem Beleg hat sich der Lexikograph mit zwei Sprachen auseinanderzusetzen, will er Form und Bedeutung ermitteln. Schriftliche Zeugnisse einer vom Lateinischen völlig unabhängigen deutschen Sprache wie im Hildebrandslied, in den Zauber- und Segenssprüchen oder im Muspilli, einem Stabreimgedicht über das jüngste Gericht, gibt es auch, sie bleiben demgegenüber aber in der Minderheit.

## 4.2 Schwierigkeiten der frühdeutschen Sprache

### 4.2.1 Die Varianz in Schreibung und Lautung

Bedingt durch die Unsicherheit, wie mit den Buchstaben der Fremdsprache Latein die Laute der eigenen Sprache am besten wiederzugeben seien, und aufgrund der zahlreichen Dialekte herrschte eine breite Varianz in Schreibung und Lautung. So gibt es für das Wort *Knecht* im vom *Althochdeutschen Wörterbuch* erfassten Sprach- und Zeitraum insgesamt 110 Wortformenbelege aus fünf verschiedenen Textzeugen und vielen Glossaturen.<sup>16</sup> Daraus lassen sich 15 verschiedene Schreibungen bzw. Lautungen des Wortstammes ableiten: *canē*, *chēneth*, *cheneht*, *chneht*, *chneth*, *gneht*, *kenecht*, *khneht*, *knecht*, *kneght*, *knehd*, *kneht*, *knet* und *kneth*. Dazu kommen noch sechs als verschrieben oder verstümmelt einzustufende Formen: *cheht*, *chent*, *chnemht*, *choeht*, *ohneiht* und *.fht*. Der anlautende Konsonant ist durch fünf verschiedene Graphien *ch*, *kh*, *k*, *c* oder *g* ausgedrückt. Für die stammauslautenden Konsonantenverbindung gibt es sogar sechs verschiedene Graphien: *ht* und *th*, *cht*, *ght*, *hd* und *t* alleine. Als Sprossvokal zwischen *k* und *n* der Anlautkonsonanz sind *a* in *canet* und *e* in den *keneht*-Formen belegt. Über solche Varianten lassen sich Schreib-

<sup>15</sup> Zitiert nach Paul Piper, Hg., *Die Schriften Notkers und seiner Schule*, Freiburg (Breisgau), Tübingen 1883, Bd. 2, S. 145 mit den wörterbucheigenen Normalisierungen.

<sup>16</sup> Vgl. Ahd. Wb., Bd. 5, Sp. 271 f.

und Lautsysteme der frühdeutschen Dialekte ermitteln. Umgekehrt sind bei ausreichender Beleglage so auch Rückschlüsse auf die Lokalisierung und Datierung eines Sprachzeugnisses möglich.

#### 4.2.2 Die morphologische Varianz

Eine zweite Schwierigkeit des Frühdeutschen ist seine morphologische Varianz. Das Deutsche gehört wie andere indogermanische oder auch die semitischen Sprachen zum Typus der flektierenden Sprachen, das heißt, Wörter bestimmter Wortarten werden je nach ihrer Funktion im Satz bezüglich ihrer Endung oder ihres Stammes abgewandelt: Nomina nach Kasus und Numerus, Verba nach Person, Numerus und Tempus/Modus usw. Da im heutigen Standarddeutschen die Flexionsendungen nur den abgeschwächten Laut *e* enthalten (diese Abschwächung ist schon in mittelhochdeutscher Zeit eingetreten), ist es in dieser Hinsicht viel weniger ausdifferenziert als das Althochdeutsche, das in diesen unbetonten Silben noch alle vollen Vokale aufweist, und zwar kurze wie lange. Die zeitlich-räumliche Varianz der Flexionsendungen im Frühdeutschen gegenüber dem Neuhochdeutschen sei am Dativ Plural des maskulinen Substantivs *Tag* veranschaulicht: der einen neuhochdeutschen Form *Tagen* stehen wenigstens vier Formen althochdeutscher Zeit gegenüber: die ältesten Formen mit der Endung *-um* oder *-om* in *tagum*, *-om*, die Normalform mit *-un* in *tagun*, die fränkische Form mit *-on* in *tagon* und jüngere Formen auf *-en* in *tagen*.

Auch der Aufbau der Flexionsklassen ist im Althochdeutschen sehr viel komplexer als im Neuhochdeutschen. Bei den regelmäßigen oder sogenannten schwachen Verben gibt es im Neuhochdeutschen nur eine Klasse, während das Althochdeutsche drei Klassen unterscheidet, die sogenannten *jan-*, *ôn-* und *ên-*Verba. Das gleiche gilt für die Substantive (während im Neuhochdeutschen allein beim maskulinen Substantiv vier Flexionsklassen unterscheidbar sind, sind es im Frühdeutschen acht, in Resten sogar neun Flexionsklassen) wie für die anderen flektierbaren Wortarten. Dazu kommen Phänomene wie Flexionsklassenwechsel und weitere Besonderheiten.

Da das Althochdeutsche Reste davon bewahrt, wie die Wörter in voralthochdeutscher Zeit aufgebaut waren, ist es wichtig für die Erschließung der altgermanischen Flexionssysteme vor der Zeit ihrer Verschriftlichung.

### 4.3 Die Schwierigkeiten der Parallelüberlieferung

Die ›Schwierigkeiten der Parallelüberlieferung‹ resultieren daraus, dass ein einmal geschaffenes Textzeugnis oder eine Glossierung nicht nur einmal, sondern durch Abschrift mehrfach überliefert sein kann. Abschriften können buchstabengetreu erfolgt sein, sie können aber auch Abweichungen enthalten. Solche Abweichungen sind manchmal nur Abschreibfehler, manchmal aber auch unbewusster Reflex des Schreiberdialekts oder ungewolltes Hineinlesen eines ähnlich klingenden Wortes in das vorhandene. Manches ist ganz bewusst oder sogar durchgängig im Hinblick auf einen anderen Lautstand oder auf ein moderneres Deutsch geändert. Für die sprachhistorische Forschung sind solche Änderungen höchst aufschlussreich, machen sie doch Erscheinungen des Sprachwandels sichtbar. Durch den kritischen Abgleich handschriftlicher Varianten lässt sich ermitteln, ob sprachhistorisch relevante Änderungen vorliegen oder nicht, eine Arbeit, die am *Althochdeutschen Wörterbuch* geleistet wird. Änderungen der Graphie, Lautung oder Morphologie werden im Formenteil des Wörterbuchs behandelt, Umänderungen der Bildung oder Wortersatz werden im Bedeutungsteil dokumentiert.

Warum bereitet die Parallelüberlieferung Schwierigkeiten? Zum einen, weil dadurch die Zahl der zu einem Sprachdenkmal zu prüfenden und gegebenenfalls ausführlicher zu behandelnden Belege in die Höhe schießt. So sind für Ofrids Evangelienbuch nicht 64400 Belege, sondern insgesamt 201400 Belege zu behandeln, für Willirams Paraphrase des Hohenliedes nicht 10000, sondern weit über 50000 Belege, für Notker nicht geschätzte 165000, sondern über 200000 Belege<sup>17</sup> usw. Entsprechendes gilt für die Glossen, für die Monseer Glossenfamilie, das Summarium Heinrici, die Salomonischen Glossen oder die sogenannten Versusglossen u. a. Ein großer Teil der Parallelüberlieferung stellt sich nach mühseligen Prüfarbeiten nur als quantitative, nicht als qualitative Bereicherung des Materials heraus.

Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, Parallelüberlieferungen in Abhängigkeit von der Editionsfrage für die Bearbeitung schnell und sicher zugriffsfähig zu machen. Hier gibt es verschiedene Möglichkeiten; und von Fall zu Fall ist abzuwägen, welche die günstigste ist. Im Vorhaben *Althochdeutsches Wörterbuch*, dessen Archiv noch aus Belegzetteln (nicht aus digital aufbereiteten Daten) besteht, gibt es im Prinzip drei Verfahren. Entweder ist für jede Wortform einer Parallelhandschrift ein eigener Belegzettel ausgeschrieben, oder aber es sind nur die Belege einer Handschrift verzettelt und die Abweichungen

---

17 Vgl. Gerhard Köbler, »Vom Umfang des Althochdeutschen«, in Harald Burger u. a., Hg., *Verborum Amor*, Berlin, New York 1992, S. 129–155, hier S. 135.

der anderen Handschriften dazu vermerkt. Da die Belegzettel in knappster Form gehalten und bei der Bearbeitung stets die Editionen aufzuschlagen sind, werden die Wortformen oder Stellen der Parallelüberlieferung auch direkt dort eingetragen.

Als letzte Schwierigkeit sei der Umgang mit den Editionen mit ihren wertvollen kritischen Apparaten genannt wie zum Beispiel die Neuedition des *Summarium Heinrici*. Sie entwickeln unter Umständen hoch komplexe Verfahrensweisen der Darstellung, um die Überlieferungslage abbilden zu können, und führen gegebenenfalls neue Handschriftensiglen ein, um zusätzliche Parallelhandschriften zu erfassen. Ergeben sich später dazu Nachträge oder Korrekturen, müssen diese an den entsprechenden Stellen der Editionen von Hand eingetragen werden.

#### 4.4 Die Schwierigkeit der Lemmatisierung

Unter der ›Lemmatisierung‹ eines Wortes versteht man die Rückführung flektierter Formen auf eine konventionell festgelegte Grundform. Im schriftlichen Gegenwartsdeutschen fällt diese Grundform normalerweise mit der in einem Wörterbuch zitierbaren Stichwortform, auch ›Ansatz‹ oder ›Lemma‹ genannt, zusammen, mit der ein Wörterbuchartikel eröffnet wird. So wird die ablautende bzw. unregelmäßige Verbform *fuhr* in einem gegenwartssprachlichen Wörterbuch nicht unter *fuhr*, sondern unter *fahren* behandelt. Beim Lemmatisieren von Wortformen historischer Sprachstufen ist es jedoch nicht ausreichend, die belegten Formen auf ihre lexikographische Grundform zurückzuführen, um zu ihrer Ansatzform zu gelangen, denn es handelt sich ja um Formen aus verschiedenen Dialekten mit eigenen Schreib-, Laut- und Formensystemen. Ein weiterer Arbeitsschritt wird erforderlich, der ›Normalisierung‹ genannt wird. Dabei werden die Formen gemäß einer gängigen Konvention in den Lautstand des Ostfränkischen überführt, weil dieses in Bezug auf die Lautverschiebung ungefähr der heutigen deutschen Hochsprache entspricht. Wie an den genannten Formen zu althochdeutsch *kneht* zu sehen, würde die Abstraktion von den Flexionsendungen nach wie vor verschiedene Stämme mit einem denkmälerspezifischen bzw. sprachräumlich begrenzten Konsonantismus ergeben: *chneht*, *chneth*, *kneht*, *gneht*, *kneght* u. a. Erst durch die Normalisierung werden sämtliche Formen denkmälerübergreifend für den Benutzer unter einem Stichwort greifbar. Allerdings sind dieser Normalisierung Grenzen gesetzt, insbesondere dann, wenn die Beleglage unzureichend ist. In solchen Fällen wird der Ansatz angefragt oder die Form in ihrem Dialekt mit einer entsprechenden Markierung angesetzt.

## 5. Philologische Grundlagenforschung: Analysebeispiel *mahha*

Eine ganz wesentliche Aufgabe des *Althochdeutschen Wörterbuchs* ist es, zu ermitteln, welche Wörter und Bildungen in der frühdeutschen Sprachperiode überhaupt nachweisbar und ansetzbar sind. Viele Spezialforschungen knüpfen an das *Althochdeutsche Wörterbuch* an und müssen sich darauf verlassen können, dass die angesetzten Bildungen in ihrer Existenz philologisch geprüft sind, weil sie selbst diese Arbeit nicht leisten können. Ein hoher Anteil althochdeutscher Stichwörter stützt sich aufgrund der Lückenhaftigkeit der Überlieferung gerade mal auf eine einzige Bezeugung. Diese kann auch noch schlecht lesbar, verstümmelt oder aus anderen Gründen unklar sein. Wie wichtig der philologische Zugriff gerade hier ist, sei an folgender Beleglage erläutert: Unter dem Material zum femininen Verbalsubstantiv *mahhunga* ›Verursachung, Machenschaft‹ befindet sich ein Belegzettel aus Steinmeyers Glossenedition<sup>18</sup> mit sechs rot unterstrichenen Übersetzungsentsprechungen aus insgesamt zehn verschiedenen Handschriften, die durch Kleinbuchstaben von a bis q ausgewiesen sind (s. Abb.). Ausnahmsweise findet sich hier auch ein handschriftlicher Vermerk Steinmeyers. Die Handschriften gehören zu einer Gruppe von sogenannten Textglossaren, die als Monseer Glossenfamilie oder ›Familie M‹ zusammengefasst werden. Textglossare sind lateinisch-deutsche Wörterlisten, die dadurch entstanden, dass man die glossierten Wörter eines lateinischen Textes in der Reihe ihres Vorkommens spaltenweise oder auch fortlaufend hintereinanderweg ausschrieb. Das Wort *mahhun* steht in zwei kopiaal zusammenhängenden Handschriften<sup>19</sup> und bildet zusammen mit dem deutschen Wort *reisunga* eine Übersetzungsentsprechung zum lateinischen Textwort *machinationes*. Dessen Form und Bedeutung lässt sich genauer bestimmen, wenn man es in seinem ursprünglichen Kontext betrachtet. Er entstammt dem Buch Esther aus dem Alten Testament und lautet: »(Esther) *procidit ad pedes regis, ... oravit ut malitiam Aman Agagitae, et machinationes eius pessimas, quas excoGITaverat contra Iudaeos, iuberet irritas fieri, Esther 8,3*«<sup>20</sup> [Übersetzung: Esther warf sich dem König (ihrem Mann) zu Füßen und flehte, er möge die Bosheit Amans, des Agagiters, ... und seine bösen Anschläge, die er gegen die Juden ausgedacht hatte, erfolglos sein lassen]. Im lateinischen Kontext ist die Form des Bezugswortes *machinationes* ein Akkusativ Plural im Accusativus cum

18 Gl 1,491,51.

19 München, Clm 18 140, 11. Jh., und Clm 19 440, um 1000.

20 Carolus Vercellone, Hg., *Biblia sacra vulgatae editionis Sixti V. et Clementis VIII. pontificis maximi iussu recognita atque edita*, Romae 1861, S. 317.

infinitivo. Die fünf Formen mit dem Suffix *-ung* passen der Form und Bedeutung nach problemlos zum Ansatz *mahhunga* ›Machenschaft‹. Fraglich jedoch ist, ob auch die Form *mahhun* dazu gehört. Man könnte nämlich das Ende *-un* als Flexionsendung des Nominativ oder Akkusativ Plural der schwachen Femina auffassen und dann auf ein sonst nicht bezeugtes, aber von der Wortbildung her durchaus mögliches schwaches Femininum *mahha* rückschließen. Vorhandene Wörterbücher helfen bei einer Entscheidungsfindung nicht recht weiter: zwei Wörterbücher nehmen den Beleg zu *mahhunga*<sup>21</sup>, zwei setzen dafür *mahha* an. Gebucht ist der Ansatz *mahha* zum einen in Graffs *Althochdeutschem Sprachschatz* von 1836<sup>22</sup>, dem Vorgängerwörterbuch des Leipziger Vorhabens, das noch heute von Wert ist, obwohl es zu seiner Zeit noch keine textkritischen Ausgaben gab. Dort sind auch zwei Zusammensetzungen mit *mahha* aufgeführt, nämlich *heiligmahha* ›Heiligung‹ und *zuolihmahha* ›luxuriöses Dasein‹. Das könnte die Existenz eines Grundwortes *mahha* stützen und seine Ansetzung rechtfertigen. Zum anderen ist im *Glossenwortschatz* von Rudolf Schützeichel aus dem Jahr 2004<sup>23</sup> ein Ansatz *mahha* enthalten, der sich auf diese eine Belegstelle stützt. Der Ansatz ist nicht weiter durch ein Fragezeichen als unsicher markiert. Als Bedeutungsangabe wird ›Unternehmung‹ angegeben. Doch findet sich der Beleg im gleichen Werk kurz darauf noch einmal, und zwar unter dem Ansatz *mahhunga*<sup>24</sup>. Dort wird eine Vervollständigung der Wortform *mahhun* um den Bestandteil *ga* konjiziert und eine andere Bedeutung als zuvor, nämlich ›Machenschaft‹, zugewiesen. Wie schon unter dem Ansatz *mahha* wird auch hier die Zuordnung weder angefragt noch dem Benutzer ein Hinweis auf die Behandlung der Belegstelle an zwei verschiedenen Stellen im Wörterbuch gegeben.

Nun könnte man die Nachforschungen einstellen, ohne eine Entscheidung zu treffen. Man könnte einen Artikel *mahha* schreiben und ihn mit einem Fragezeichen in seiner Unsicherheit markieren. Im Artikel *mahhunga* würde man den Benutzer mit einem Verweis auf den Artikel *?mahha* lenken. Aber

---

21 Vgl. Taylor Starck und John C. Wells, *Althochdeutsches Glossenwörterbuch*, Heidelberg 1972–1990, S. 395; so auch Jochen Splett, *Althochdeutsches Wörterbuch. Analyse der Wortfamilienstrukturen des Althochdeutschen, zugleich Grundlegung einer zukünftigen Strukturgeschichte des deutschen Wortschatzes*. Bd. I, 1 und 2, Bd. II, Berlin, New York 1993 (Dies ist aus dem Fehlen des Ansatzes *mahha* im alphabetischen Index Bd. II, S. 517 zu erschließen).

22 Eberhard G. Graff, *Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache*, 6 Bde. Berlin 1834–1842, hier Bd. 2, S. 648.

23 Rudolf Schützeichel, Hg., *Althochdeutscher und Altsächsischer Glossenwortschatz*, 12 Bde., Tübingen 2004, hier Bd. 6, S. 229.

24 Ebd., S. 240.

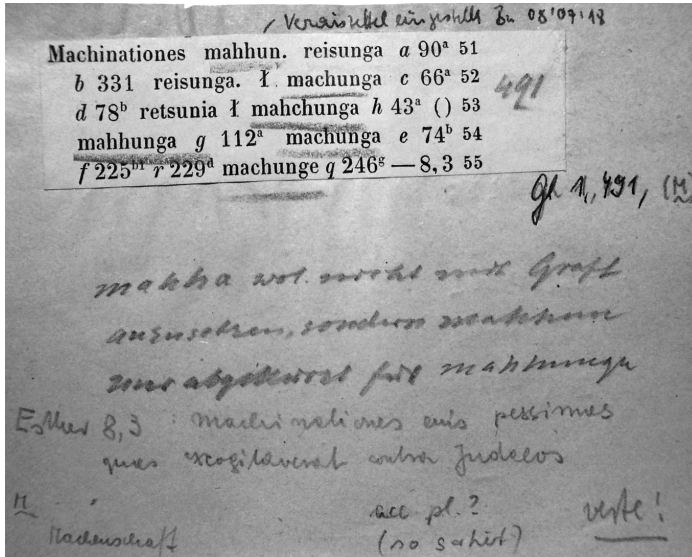


auch aus Fragezeichenansätzen werden von der Forschung bisweilen sprachgeschichtliche Schlussfolgerungen abgeleitet. So könnte *mahha* in einem Korpus schwacher Feminina eines bestimmten Bildungstyps auftauchen, als Grundlage einer abgeleiteten Bildung postuliert oder zum Erstbeleg für das neuhochdeutsche Wort *Mache* erklärt werden usw. Existiert das Wort nun aber nicht, entbehren solche Folgerungen ihrer Grundlage. Überdies gibt es da noch den handschriftlichen Verweis Steinmeyers auf dem Belegzettel, der lautet: »*macha* wol [sic] nicht mit Graff anzusetzen, nur abgekürzt für *mahhunga*.« Ihm folgend müsste der Beleg also im Wörterbuch unter *mahhunga* erscheinen. Ein Kommentar zur Stelle könnte etwa lauten: »*Nach Steinm., handschriftl., wohl nur abgekürzt geschrieben*.« Zwar ist Steinmeyer noch heute als unangefochtene wissenschaftliche Autorität bekannt, doch ist ein solcher handschriftlicher Hinweis immer noch nicht ganz befriedigend. Außerdem schränkt Steinmeyer selbst seine Erklärung durch ein ›wohl‹ ein; der Ansatz *mahha* stünde also immer noch im Raum.

Nun verfügt das Vorhaben intern über besondere Hilfsmittel, Wort- und Stellenregister zu wichtiger Sekundärliteratur, manche schon von Steinmeyer selbst, manche dann von späteren Mitarbeitern des Wörterbuchs angelegt. Auch zu Steinmeyers umfangreichen Untersuchungen über die Bibelglossare, gedruckt 1922 im fünften Band seiner Glossenedition, existiert ein solches Register. Sucht man darin den Beleg unter den rund 2800 behandelten Stellen auf, stößt man auf folgenden gedruckten Kommentar: »[*nun*] *deuten schreibungen von b wie 491,51 mahhun. reisunga, 657,1 zisplontiv. lispem, ... darauf hin, dass mahhun, lispem ... einst überschrieben waren und dass ihre schlusssilbe sollte suppliert werden aus der des darunter befindlichen deutschen wortes*«<sup>25</sup>. Damit wäre der ursprüngliche handschriftliche Befund rekonstruiert: Über dem lateinischen Wort *machinationes* stand zunächst das deutsche Wort *reisunga* und darüber noch, als zweite deutsche Glossierung, das Wort *mahhun*, bei dem die ›Schlusssilbe suppliert‹ wurde. Da Steinmeyer nicht nur diese eine, sondern weitere Beweisstellen für dieses Kürzungsverfahren aufführen kann (und dieses auch in anderen Überlieferungszusammenhängen begegnet), ist abgesichert, dass ein Ansatz *mahha* nicht mehr zu erwägen ist. Der Beleg kann nun mit einem entsprechenden Kommentar unter *mahhunga* gebracht werden. Die Zuordnung der Belegstelle muss allerdings begründet werden, indem auf das Phänomen der ersparten Schlusssilbe hingewiesen und auf Steinmeyers Kommentar zu dieser Stelle referiert wird.

---

25 Vgl. Gl 5, 428, 1 ff.



- mahhun
- machunga
- mahchungu
- mahhunga
- machunga
- machunge

Analysebeispiel »mahhun« Gl 1,491,51 im Material von »mahhunga« st. f. mit handschriftlichem Kommentar Steinmeyers

Nicht zuletzt dank der am Vorhaben durch herausragende Wissenschaftler entwickelten Methodik, ihrer gesammelten Vorarbeiten und kontinuierlich weiter vermittelten Kompetenzen ist es möglich, beim Durchforsten des Sprachmaterials vorliegende Erkenntnisse zu präzisieren oder neue Erkenntnisse zu gewinnen. Manches, was als undeutbar galt, kann einem Deutungsversuch zugeführt werden. Anderes, was sicher galt, muss neu angefragt werden. Auf diese Weise wird gezeigt, wo eine weitere wissenschaftliche Auseinandersetzung erforderlich ist, was auch zu den zentralen Aufgaben eines Grundlagenwerkes gehört.

Rudolf Große

## Bemerkungen anlässlich des Vortrages von Brigitte Bulitta »Philologische Grundlagenforschung am *Althochdeutschen Wörterbuch*«

Alphabetisch angelegte Wörterbücher sind zumeist semasiologisch ausgerichtet. Sie erschließen die Bedeutungen von Wörtern, indem sie erklären, auf welche Gegenstände, Erscheinungen, Vorgänge, Vorstellungen in unserer Umwelt und in unserem Gedächtnis wir uns beziehen. Dabei bedürfen sie der Ergänzung durch onomasiologische Untersuchungen, die von den Gegenständen, Erscheinungen, Vorgängen ausgehen und fragen, mit welchen Wörtern werden diese bezeichnet bzw. wurden sie bezeichnet bei historischen Wörterbüchern.

Auf diesem Wege werden ganze Sachbereiche erschlossen, so wenn am Material des Althochdeutschen Wörterbuches z. B. die Bezeichnungen für Bauern und Hofgesinde, für den Bereich der Nahrungsbezeichnung, für den Heilkundigen zusammengestellt und in ihrer Verwendung beschrieben werden.<sup>1</sup> Schon die Literaturverzeichnisse dieser Arbeiten veranschaulichen die sachliche Breite solcher Untersuchungen. Die Problematik der Fragestellung liegt darin, dass es keine einfache Beziehung von Wörtern und Sachen gibt. Das erklärt sich schon daraus, dass es dabei um Klassen von Gegenständen und Sachverhalten geht, womit die Verallgemeinerung in Begriffen als wesentlich sichtbar wird. Im weiteren Sinne dürfen wir daher auch von Onomasiologie sprechen, wenn Gegenstände des Bewusstseins nach ihren Bezeichnungen untersucht werden, wie z. B. »Wörter des Zorns«<sup>2</sup> oder »Altdeutsche Bezeich-

---

1 Juliane Brandsch, *Bezeichnungen für Bauern und Hofgesinde im Althochdeutschen* (Sitzungsberichte der SAW, Phil.-hist. Kl. Bd. 127, H. 4), Berlin 1987; Almut Mikeleitits-Winter, *Der Bereich Nahrungszubereitung im althochdeutschen Wortschatz. Onomasiologisch-semasiologische Untersuchungen* (Althochdeutsches Wörterbuch, Beiband), Berlin 2001 (vgl. auch den folgenden Beitrag in diesem Heft); Gerlinde Richter, »Bezeichnungen für den Heilkundigen«, in *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, 88. Bd., Halle 1966, S. 258–275. Auch die Dissertation von Brigitte Bulitta war onomasiologisch ausgerichtet: *Zur Herkunft und Geschichte von Spielbezeichnungen. Untersuchungen am Beispiel traditioneller Bewegungsspiele*, Kassel 2000.

2 Siegfried Blum, *Wörter des Zorns*, Diss. Leipzig 1958.

nungen für das Jüngste Gericht«<sup>3</sup>. In den letzten Jahren hat die Onomasiologie in der linguistischen Forschung, auch zur Sprachgeschichte, viel Beachtung gefunden.<sup>4</sup> Der Blick richtet sich auch auf die Prozesse der Bezeichnungsfindung und Bezeichnungsgebung mit den kommunikativen, pragmatischen und handlungsgeschichtlichen Zusammenhängen,<sup>5</sup> womit der Bereich der Nomination eröffnet wird und damit ein weites Feld.

Nicht mehr der Onomasiologie wird man syntaktische Untersuchungen zurechnen wollen, auch wenn z. B. Yvon Desportes (Paris) bei der Beschreibung der räumlichen Präpositionen<sup>6</sup> natürlich von den sachlichen Gegebenheiten ausgeht. Und selbst bei den Adverbien/Konjunktionen *dann/denn*, wie sie in seiner Festschrift in mehreren Artikeln behandelt werden,<sup>7</sup> liegen doch zeitliche bzw. kausale Folgeerscheinungen zugrunde.

Der Hinweis auf die von Jean Fourquet und Paul Valentin gegründete Pariser Schule macht auf die Internationalität der Gemeinde althochdeutscher Forschung aufmerksam, die gebührende Erwähnung verdient. Die Schweiz mit Notkers St. Gallen ist natürlich vorrangig vertreten, und ein Name wie Stefan Sonderegger ist ein besonderer Ausweis. In Zürich wird von Elvira Glaser und ihren Schülern das Forschungsgebiet der althochdeutschen Griffelglossen erschlossen. In den USA ist nach Edward H. Sehrt, Taylor Starck, James C. King nunmehr auf Petrus W. Tax in Chapel Hill und auf Irmengard Rauch in Berkeley zu verweisen. Auf der anderen Seite sind in Petersburg und Moskau die Schüler/innen von Viktor M. Schirmunski und Mirra M. Guchman auf dem Gebiet der deutschen Sprachgeschichte tätig. In Sofia vertritt den Lehrstuhl Emilia Dentschewa, bei uns mit einer Untersuchung der Infinitivkonstruktionen im Althochdeutschen<sup>8</sup> promoviert und zu Hause mit einer Arbeit zum Gotischen

---

3 Rosemarie Schnerrer, »Altdeutsche Bezeichnungen für das Jüngste Gericht«, in *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, 85. Bd., Halle 1963, S. 248–312.

4 Vgl. Rolf Bergmann, »Kulturwissenschaftliche Aspekte des althochdeutschen Glosenswortschatzes«, in Isolde Hausner und Peter Wiesinger, Hg., *Deutsche Wortforschung als Kulturgeschichte*, Wien 2005, S. 49–66.

5 Vgl. Oskar Reichmann und Dieter Wolf, »Historische Lexikologie«, in Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger, Hg., *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, 2. Aufl., Berlin, New York 1998, S. 610–643.

6 Yvon Desportes, *Das System der räumlichen Präpositionen im Deutschen. Strukturgeschichte vom 13. bis zum 20. Jahrhundert*, Heidelberg 1984.

7 Michel Lefèvre und Franz Simmler, Hg., *Historische Syntax und Semantik vom Althochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen. Festschrift für Yvon Desportes zum 60. Geburtstag*, Berlin 2008.

8 Emilia Dentschewa, *Zum Infinitivgebrauch in der althochdeutschen Tatian-Über-*

über »Infinitivische Sätze mit explizitem Subjekt in der Bibelübersetzung von Wulfila: ein Versuch gotisches Idiom vor dem Hintergrund übersetzungstechnischer Entscheidungen abzugrenzen und zu charakterisieren« (Sofia 2007). Auch Italien ist vertreten: In Udine hat Tiziana Zanier mit »Il Lessico Alimentare nelle Glosse Antico Alto Tedesche«<sup>9</sup> eine umfangreiche Sammlung vorgelegt. Spanien schließlich, wo in Salamanca Natalia Montoto Ballesteros ihre Dissertation über *inti* und *joh* im Althochdeutschen am Material unseres Wörterbuches verteidigt hat; sie ist seit mehreren Jahren und auch weiterhin in der Arbeitsstelle als tüchtige wissenschaftliche Kraft tätig. Die internationale Fachwelt wartet auf die Fertigstellung unseres Wörterbuches, nutzt vorerst alle Möglichkeiten der Auskunft aus den von Elias von Steinmeyer begründeten Materialsammlungen.

---

setzung. *Versuch einer Darstellung der Finalität des Infinitiv-Komplements*, Diss. Leipzig 1984.

<sup>9</sup> Tesi di Laurea Università degli Studi di Udine, Facoltà degli Lingue e Letterature Straniere, 1989/1990.

Susanne Zeilfelder

## Indogermanistische Etymologie im Projekt *Deutsche Wortfeldetymologie in europäischem Kontext*

Wenn man in einer allseits bekannten Online-Enzyklopädie<sup>1</sup> das Stichwort ›Etymologie‹ nachschlägt, dann erfährt man im Unterabschnitt *Etymologie in Wissenschaft und Gesellschaft* folgendes:

»Im Rahmen der Sprachwissenschaft ist die Beschäftigung mit Etymologie in erster Linie Selbstzweck, das heißt, es gilt als interessant genug, mehr über die einzelnen Phänomene der geschichtlichen Veränderungen einer Sprache herauszufinden. Aus dem so gewonnenen Wissen erhofft man sich außerdem, ein erweitertes Verständnis über die Entwicklungsgeschichte einer Einzelsprache sowie der Umstände des Sprachwandels im Allgemeinen zu erhalten.«

Um diese Beschreibung ganz zu verstehen, müsste man natürlich erst einmal herausfinden, was denn mit ›Selbstzweck‹ in diesem Zusammenhang streng genommen gemeint ist. Einen Artikel ›Selbstzweck‹ gibt es bei Wikipedia nicht, wohl aber einen über das synonyme ›Autotelie‹, und dort heißt es:

»Die typische Verwendung im Kontext philosophischer Handlungstheorie sagt aus, dass eine Handlung kein anderes Ziel hat als sich selbst, also ursächlich und final intrinsisch motiviert ist.«<sup>2</sup>

Wir betreiben also, mit anderen Worten, Etymologie, um Etymologie zu betreiben. Das bringt einen Sprachforscher in Zeiten knapper Finanzmittel im öffentlichen Haushalt natürlich in einige Verlegenheit, und man sollte sich der Grundsatzfrage nach Sinn und Zweck etymologischer Forschung auf jeden Fall aufrichtig stellen. Also: Wozu Etymologie, wozu Sprachgeschichte, wozu Sprachwissenschaft überhaupt, insbesondere nicht-normative Sprachwissenschaft, deren Anliegen es ja keineswegs ist, den Sprechern das ›richtige‹ Sprechen beizubringen? Denn das ließe sich ja noch als zweckhaft und nützlich deuten. Aber deskriptive, gar noch historische Sprachwissenschaft?

---

1 <http://de.wikipedia.org/wiki/Etymologie>.

2 <http://de.wikipedia.org/wiki/Autotelie>.

Der Salzburger Indogermanist Oswald Panagl hat seiner Antrittsvorlesung 1982 den Titel gegeben: »Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft – ein Anachronismus?«<sup>3</sup>. Er beschreibt darin mit eindrucksvoller Vielseitigkeit die Chancen und Möglichkeiten, die die historische Sprachwissenschaft hatte zu einem Zeitpunkt, als viele Sprachwissenschaftler, auch viele Indogermanisten, unter dem erdrückenden Eindruck der Forschungstitanen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts den Eindruck hatten, es sei ja im Grunde alles Relevante schon erforscht. Was bleibe, sei allenfalls noch eine kleine Nachlese oder die ernüchternde Erkenntnis, dass das noch Unerforschte womöglich in der Tat unerforschbar sei. So hat Antoine Meillet, selbst ein Großer des Fachs, in seinem etymologischen Wörterbuch des Lateinischen 1909 geschrieben: »Alle guten Etymologien sind schon gefunden, und die, die noch nicht gefunden sind, sind nicht gut.«<sup>4</sup> Nun können wir, hundert Jahre nach Meillet, feststellen, dass das so nicht stimmt. Latein und Griechisch, das muss man zugeben, sind etymologisch überdurchschnittlich gut erforschte Sprachen, aber selbst da haben die Fortschritte in der Erforschung des Oskisch-Umbrischen und die Entzifferung der mykenischen Texte ebenso wie die Forschungsfortschritte in der lautlichen und morphologischen Rekonstruktion so viel Neues ergeben, dass ein Ende der etymologischen Arbeit noch lange nicht abzusehen ist.

Unsere Ausgangsfrage ist damit allerdings noch nicht beantwortet. Das bloße Ordnungsbedürfnis eines Indogermanisten, der in einem etymologischen Wörterbuch gern korrekte und zeitgemäße Rekonstrukte mit Laryngalen und Bestimmung der Akzenttypen vorfinden würden, reicht als Rechtfertigung etymologischer Forschung natürlich nicht aus. Man kann der Indogermanistik durchaus vorwerfen, dass sie sich zeitweilig vielleicht zu sehr in den Details der lautlichen Rekonstruktion verfangen hat, im Überschwang der Begeisterung über die quasi algebraische Genauigkeit, die durch die paradigmatische Revolution der vor allem von der sogenannten »Erlanger Schule« betriebenen, konsequenten Anwendung ausnahmsloser Lautgesetze plötzlich zu erreichen war. Inzwischen hat sich auch die Morphologieforschung in genau der Weise entwickelt, wie Panagl dies vor 25 Jahren prophezeit hat: Man spricht immer noch, und zu Recht, davon, dass das Indogermanische einen »freien Akzent« hatte, aber dahinter steht nicht mehr die Vorstellung, dass Wörter in einer Sprache deswegen völlig unregelmäßig akzentuiert werden könnten. Und konnte man bis ungefähr zur Mitte des 20. Jahrhunderts noch mit der Entdeckung neuer Lautgesetze in die Wissenschaftsgeschichte eingehen, so kann man es nun mit der

---

3 Oswald Panagl, »Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft – ein Anachronismus?«, Salzburger Universitätsreden Heft 73, Salzburg/München 1982.

4 Zitiert nach Panagl (s. Fn. 3), S. 7 f.

Entdeckung von Ablaut- und Akzenttypen. Man braucht sich heutzutage nicht mehr zu wundern, warum das Wort für den ›Fuß‹ im Griechischen *pous* und im Lateinischen *pēs* lautet, sondern kann die Wörter als einzelsprachliche Fortsetzer eines ursprünglich akrostatischen Wurzelnomens mit einem geregelten Ablautverhältnis von *ō* im Casus Rectus und *ē* im Casus Obliquus verstehen. Einzelsprachlich ist dieser Ablaut dann vereinfacht worden, und zwar im einen Fall nach dem bezeugungsfrequenteren *e*-stufigen Obliquus und im anderen nach dem lautlich markierteren Rectus. Das geht über die ›Ablautvarianten‹ der älteren Forschung weit hinaus.

Damit aber, und das war ein unbeabsichtigter und zunächst wohl auch unbemerkter Nebeneffekt, hat die etymologische Forschung eine ganz neue Relevanz erhalten. Im Augenblick wird eine intensive Diskussion darüber geführt, ob und wie diese Ablauttypen in einer natürlichen Sprache überhaupt erlernbar wären; ob es eigentlich irgendwo in den Sprachen der Welt Phänomene gibt, die wenigstens im Großen und Ganzen mit dem für das Indogermanische postulierten Typus vergleichbar sind; ob es methodisch vertretbar ist, womöglich doch einmal einen Sprachtyp zu postulieren, der in mancher Hinsicht in der Tat einzigartig und ohne Parallelen ist<sup>5</sup>. Wir finden uns also in der schwierigen, für den Forscher aber auch sehr spannenden Situation wieder, Befunde, die wir mit den Methoden unseres Faches, *more indogermanico*, als sicher und unanfechtbar beschreiben können, konfrontieren zu müssen mit Befunden beispielsweise der Spracherwerbsforschung oder der Typologie, die im Rahmen der in *diesen* Paradigmen verwendeten Methodik ebenso sicher und unanfechtbar sind, sich mit unseren Ergebnissen aber nicht so ohne weiteres vereinigen lassen. Das muss nicht zwangsläufig heißen, dass eines der Fächer Unrecht hat. Es kann auch so sein, dass es in der Sprache und beim Sprechen Mechanismen, Wirkungsfaktoren und Strategien gibt, von denen wir alle noch nicht genug verstehen, um sie schon durchschauen und angemessen berücksichtigen zu können. Damit ist man aber weg von einem Forschungsparadigma, das sich ausschließlich mit der Frage befasst, ob denn nun ein palatales *k'* im Luwischen tatsächlich zum Sibilanten wird oder ob ein 6000 Jahre altes Wort der Grundsprache vorn oder hinten betont war. Es geht vielmehr um ein zentrales Humanum, um menschliche Sprache, ihr Funktionieren, ihr Interagieren mit dem menschlichen Geist.

Das führt im Zusammenspiel verschiedener Fachdisziplinen zu völlig neuartigen Fragestellungen. Und das betrifft nicht nur die Morphologieforschung, sondern zunehmend auch die Semantik, die lange Zeit ein Stiefkind

---

<sup>5</sup> Vgl. zu all dem z. B. Götz Keydana, »Indogermanische Akzenttypen und die Grenzen der Rekonstruktion«, <http://www.keydana.de/deutsch/download.php>.



der Sprachgeschichte war. Um noch einmal Oswald Panagl zu zitieren: Die Krise der Indogermanistik in den siebziger Jahren sei auch deshalb entstanden, weil man sich »mit den häufigen irrationalen Bocksprüngen des Bedeutungswandels so weit abgefunden, ja geradezu arrangiert [hatte], daß beinahe jede semantische Entwicklung, auch die Abweichung in konträre Bereiche, widerspruchslos akzeptiert wurde, sofern nur der Lautkörper den Normen entsprach.«<sup>6</sup> Das ist eine Einsicht, die sich nur langsam durchgesetzt hat, mittlerweile aber im Grundsatz doch allgemein akzeptiert ist. Es ist immer noch so, dass ein Sprachhistoriker, *arbeitstechnisch* gesehen, stets mit dem Lautlichen beginnt – wenn eine etymologische Verknüpfung lautlich ausgeschlossen ist, braucht man über semantische Zusammenhänge selbstverständlich nicht mehr weiter nachzudenken. Dass aber Bedeutungswandel nicht etwas ist, das man sich quasi im Nachklapp und mit letztlich intuitiven Methoden irgendwie zu rechtbiegen kann, das hat die Wissenschaft inzwischen eingesehen.

Wir wissen heute, dass sehr vieles an der menschlichen Sprachfähigkeit angeboren ist, obwohl auch auf diesem Gebiet vieles noch nicht im Einzelnen durchschaubar ist. Die Linguistik spricht in diesem Zusammenhang gern von einem *black-box*-Phänomen – es gibt im menschlichen Gehirn einen hocheffizienten Sprachverarbeitungsapparat, der Daten aufnimmt, die wir kontrollieren können, und der dann wieder verarbeitete Daten ausgibt, die wir ebenfalls kontrollieren können. Aber wie die *black-box* im Einzelnen arbeitet, wissen wir vorläufig noch nicht. Dies zu erforschen ist Aufgabe der Psycholinguistik und verwandter Disziplinen, und die Aufgabe der Sprachgeschichte im Rahmen dieser Fragestellung besteht ganz eindeutig darin, das Angeborene vom Erworbenen abgrenzen zu helfen.

Ein »sprachliches Universale«, also ein Phänomen, das in allen Sprachen der Welt vorkommt, ist nämlich ein relativer Begriff. Um Universalien festzustellen ist eine Untersuchung quasi in konzentrischen Kreisen nötig, von der Einzelsprache über die größeren Sprachareale, in unserem Fall also Europa, bis hin zu den Sprachen der Welt. Keine sprachwissenschaftliche Forschungsdisziplin kann das allein leisten, aber alle können dazu etwas beitragen. Seltsamerweise hat sich ja die Sprachgeschichte an der sonst allseits expandierenden Europaforschung bis jetzt noch verhältnismäßig wenig beteiligt. Es gibt zwar eine Forschungsdisziplin »Eurolinguistik«, aber dort arbeitet man doch überwiegend synchron. Und Europa ist natürlich etwas historisch Gewachsenes, sollte also auch in seiner chronologischen Tiefendimension erforscht werden. Außerdem tendiert die Eurolinguistik manchmal in einer etwas beunruhigenden Weise dazu, die eigene Arbeitshypothese als schon bewiesene Prämisse

---

6 Panagl (s. Fn. 3), S. 8.

zu betrachten, nämlich die Annahme, dass wir es bei den europäischen Sprachen, arealinguistisch betrachtet, mit einem ›Sprachbund‹ zu tun hätten, also einem losen Konglomerat von Sprachen, die nicht zwangsläufig genetisch verwandt sein müssen, die aber über längere Zeit in einem so engen Kontakt gestanden haben, dass sie sprachliche Gemeinsamkeiten ausgebildet haben. Das ist ein sehr schwieriges Forschungsgebiet, weil bei sprachlichen Gemeinsamkeiten natürlich immer erst im Einzelnen geklärt werden muss, ob sie tatsächlich auf Sprachkontakt und nicht vielleicht doch auf allgemein menschlichen Universalien beruhen – oder auch auf Zufall, denn auch das gibt es. Außerdem vermisst man ein wenig den ›Sitz im Leben‹, also ein Konzept, das einen tatsächlich über die konkreten Träger- und Vermittlerschichten des Sprachkontakts informieren würde. Sprachbünde kennt man nämlich sonst vor allem bei afrikanischen und indianischen Sprachen, und da sind die entscheidenden Faktoren stets erstens eine verhältnismäßig hohe Mobilität, also eine mindestens halbnomadische Lebensweise, die zu häufigen Kontakten mit Sprechern anderer Sprachen führt, und zweitens eine relativ hohe Zahl von mehrsprachigen oder partiell mehrsprachigen Sprechern. Europäer sind für die Ausbildung eines Sprachbunds dagegen weniger geeignet, weil die Mobilität niedrig und die Mehrsprachigkeit im statistischen Vergleich bescheiden ausgeprägt ist, und die Kommunikationsmedien gleichen das nur begrenzt aus. Jedenfalls könnte da die Sprachgeschichte und ebenso die Typologie wohl mitunter in die Diskussion eingreifen, durchaus nicht im Sinne einer Konfrontation, wohl aber im Sinne eines Korrektivs, insbesondere was die Universalienforschung und die Abgrenzung zu einzelsprachlich motivierten Entwicklungen angeht.

Man kann das an Beispielen aus unserem Projekt *Deutsche Wortfeldetymologie in europäischem Kontext* exemplifizieren. Denn dieses Projekt bezieht im Forschungsansatz die etymologische Arbeit zwar selbstverständlich ein, geht darüber aber dann doch auch ganz wesentlich hinaus, weil es nicht einfach nur Wörter, sondern Wortfelder analysiert und die dort jeweils festgestellten Befunde in aller Ausführlichkeit auch semasiologisch und anwendungsbezogen untersucht werden, zum Beispiel durch die Feststellung von Phraseologismen, Metaphorik oder Lehnwortbeziehungen. Das Ganze wird dann in einen europäischen Kontext gestellt. Das macht es möglich, zunächst einmal Europäismen festzustellen, die tatsächlich im Detail und in ihrer historischen Tiefe nachvollziehbar werden. Es wird dann Aufgabe der Typologie und der außereuropäischen Philologien sein, diese Befunde mit universalem Material zu vergleichen.

Metaphorik ist ein Gebiet, auf dem sich der Grenzbereich von ererbtem und erworbenem, universalem und kulturgebundenem Sprachmaterial besonders gut ausloten lässt. Nach der klassischen Metaphertheorie von Lakoff

und Johnson<sup>7</sup> sind Metaphern keineswegs eine Angelegenheit der poetischen Sprache, sondern etwas, das in allen Sprachen der Welt zum inneren Kern des Sprachmaterials gehört. Sie sind auch keineswegs nur schmückendes Beiwerk, sondern Strategien und Konzeptionierungen, durch die sich der Sprecher buchstäblich das Universum erschließt – nämlich durch eine sprachliche Technik, die die Aneignung des Unbekannten durch den Vergleich mit Bekanntem ermöglicht. Eine Metapher ist, nach einem schönen Diktum von Lakoff, die Kunst, einem alten Wort neue Tricks beizubringen. Dabei gehen Universales und Kulturspezifisches immer Hand in Hand.

Ein gutes Beispiel dafür sind etwa die Metaphernkonzepte, durch die Gefühlsregungen mit Körperorganen verknüpft werden. Man sagt im Deutschen

- *jemand hat sich ein Herz gefasst,*
- *etwas geht jemandem an die Nieren,*
- *etwas liegt jemandem schwer im Magen,*
- *einem ist eine Laus über die Leber gelaufen,*
- *jemand anderer spuckt Galle.*

Für die meisten dieser Ausdrücke gibt es Vergleichbares in den europäischen Sprachen, aber man tut gut daran, über den Gemeinsamkeiten die Unterschiede nicht zu vernachlässigen. So hat zwar ›sich ein Herz fassen‹ eine ziemlich genaue Entsprechung in der englischen Redeweise *take heart*, aber im Italienischen sagt man über jemanden, der Mut hat, er habe *Leber: ha fegato*. Ganz ähnlich ist der italienische Ausdruck ›jemand hat Magen‹, *a stomacho*, der dann eine exakte Gleichung mit französisch *avoir de l'estomac* darstellt; aber um im Italienischen oder Französischen ›Magen‹ zu haben, muss jemand nicht nur Mut haben, sondern auch vieles einstecken können. Die Konnotation ›Mumm zusammen mit Ausdauer‹ ist also etwas anders und kann im Deutschen nicht mit einer Körperorganmetapher ausgedrückt werden, wohl aber im Englischen, das hierfür *guts*, also ›Eingeweide‹ bietet. Umgekehrt ist die Wendung, dass jemandem *die Galle überläuft*, im Italienischen so nicht ausdrückbar, sondern man kann hier nur auf das Adjektiv *bilioso* – ›gallig, verärgert, griesgrämig, übellaunig‹ – ausweichen.

Man kann durch die Detailuntersuchung solcher Wendungen auch partielle Gemeinsamkeiten, also so etwas wie innereuropäische Regionalismen aufzeigen, zum Beispiel die Tendenz südeuropäischer Sprachen, eine besondere Art von Mannesmut in Wendungen mit Vulgärwörtern für die *Hoden* oder den *Penis* auszudrücken, aber man muss sich hier auch vor voreiligen Klischeevorstellungen hüten. Denn tatsächlich ist es so, dass es solche Ausdrücke in anderen

---

<sup>7</sup> George Lakoff und Mark Johnson, *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*, Heidelberg 2002.

Kulturen durchaus auch gibt. Es kann nur passieren, dass sie wegen der anderen gesellschaftlichen Spielregeln von der Sprechergemeinschaft als derartig *sub standard* empfunden werden, dass sie extrem selten fixiert werden und dadurch auch schwer fassbar sind, es sozusagen nicht ganz bis zu einer festen Redewendung schaffen. Den Ausdruck *Eier haben* oder, häufiger, *keine Eier haben* gibt es nämlich zum Beispiel im Deutschen durchaus auch, man findet ihn aber eher durch eine Internetrecherche als in Phraseologismensammlungen, und auch im Netz dann eher in formlosen Textgattungen wie Blogs oder Chatrooms. Man hat es hier also mit sprachsoziologischen Faktoren zu tun, die den Sprachforscher unverzüglich wieder zur Etymologie rückverweisen. Denn, das muss man immer wieder einmal klarstellen, Etiketten wie ›vulgär‹ oder ›sub standard‹ beziehen sich auf außersprachliche Parameter, mit anderen Worten: Es gibt gar keine ›vulgären‹ Wörter, sondern nur solche, die als vulgär empfunden werden. Italienisch *palle* für die ›Hoden‹ ist zum Beispiel nichts anderes als die etymologische Entsprechung zu deutsch *Ball* – das Benennungsmotiv besteht also in dem völlig unschuldigen Vergleich der runden Form bestimmter Objekte. Ganz ähnlich bedeutet das im Deutschen eher unfeine Wort *Arsch*, griechisch *órros*, armenisch *oř*, hethitisch *arras-*, etymologisch betrachtet nichts anderes als ›der Aufragende‹ (idg. *\*h<sub>3</sub>órs-o-s* mit Assimilation im Griechischen und Anaptyxe und geneuerter Stammbildung im Hethitischen und letztlich zur Verbalwurzel *\*h<sub>3</sub>er-* ›sich in Bewegung setzen, aufsteigen‹ in lateinisch *orior* ›erhebe mich‹<sup>8</sup>), was ja als Bezeichnung für die einzige rückwärtige Ausbuchtung am menschlichen Körper nicht weiter anstößig sein sollte. Anstößig wird es erst durch eine gesellschaftliche Regel, die das Sprechen über bestimmte Körperteile mit einem Tabu belegt. Das führt dann häufig zu Lexemersatz, der indessen das Problem auch immer nur kurzfristig behebt – denn auch wenn man statt *Arsch* das etwas feinere Wort *Hintern* benutzt, ist nach kurzer Zeit doch wieder klar, wovon man da redet, der Tabucharacter des Wortes wird also abgenutzt. Und so kann man vom *Gesäß* bis zum *Allerwertesten* immer wieder neue Wörter bilden. Sprachsoziologische und pragmatische Kriterien müssen also bei der etymologischen Arbeit immer auch mitberücksichtigt werden, weil sich einem die Wortgeschichte sonst nicht erschließt.

Betrachten wir noch einmal die *Leber*: Für das germanische Wort, deutsch *Leber*, englisch *liver*, schwedisch *lever* sind schon mehrere etymologische Deutungen vorgeschlagen worden<sup>9</sup>. Zum Beispiel gab es den Versuch, das Wort

8 Vgl. Helmut Rix u. a., *Lexikon der indogermanischen Verben*, Wiesbaden 1998, S. 266 f.

9 Vgl. Friedrich Kluge und Elmar Seebold, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 22. Aufl. 1989, S. 432.

irgendwie direkt an uridg. *\*jékʰr(t)*, altindisch *yákr̥t*, lat. *iecur*, griech. *hepar* usw. anzuschließen<sup>10</sup>. Nachdem das offensichtlich weder im Anlaut noch bei der Fortsetzung des grundsprachlichen Labiovelars sauber aufgeht, hat man versucht, mit ›tabuistischer Entstellung‹ zu argumentieren und dabei auf das altarmenische Wort für die Leber, *leard*, verwiesen, das ebenfalls einen *l*-Anlaut aufweist. Aber so darf man heutzutage einfach nicht mehr argumentieren. Denn das armenische Wort ist seinerseits etymologisch unklar und muss keineswegs zur postulierten idg. Vorform gehören, und tabuistische lautliche Umgestaltung ist ein Phänomen, das es zwar durchaus gibt, das man aber mit äußerster Vorsicht behandeln sollte, weil man sonst allzu leicht der rekonstruktorischen Willkür verfällt. Diese Deutung muss also aus lautlichen Gründen ausscheiden. Es gibt aber noch zwei weitere Interpretationsvorschläge.

Nach dem einen ist die Leber ursprünglich ›die fette‹, womit aber nicht etwa die krankhafte Fettleber, sondern eine für kulinarische Zwecke hergestellte Mastleber gemeint ist. Das hätte dann eine schöne Parallele im romanischen Wort frz. *foie*, ital. *fegato* usw., das auf ein vulgärlateinisches *iecur ficatum* ›mit Feigen versehene Leber‹ zurückgeführt werden kann. Dazu ist uns glücklicherweise beim älteren Plinius eine Küchenanekdote überliefert: Es soll nämlich der berühmt-berüchtigte Prasser und Gourmet aus ernerischer Zeit, Marcus Gavius Apicius, bekannt auch als Initiator eines Kochbuchs, gewesen sein, der erstmals auf die Idee gekommen ist, Schweine mit getrockneten Feigen zu mästen, um eine besonders wohlschmeckende Schweinsleber zu bekommen. Und für den semantischen Wandel vom Küchenwort zur neutralen Körperteilbezeichnung und wieder zurück könnte man reichlich Parallelbeispiele beibringen. Ich verweise nur exemplarisch auf das süddeutsche *Kutteln*, das etymologisch zunächst nur die ›Eingeweide‹ bezeichnet und in neuerer Zeit ausschließlich für den *zubereiteten* Tiermagen verwendet wurde. Es ist aber neuerdings schon wieder möglich, bei unspezifischen Bauchschmerzen zu sagen, *es täten einem die Kutteln weh*. Ob die alte Bedeutung hier unterschwellig im Dialekt weiterexistiert hat oder durch eine scherzhafte Bedeutungsübertragung reaktiviert wurde, ist dabei schlechterdings nicht zu entscheiden.

Die Leber als ›die fette‹ ist also durchaus denkbar; man könnte als weitere Parallele auf die Etymologie der *Lunge* verweisen, denn das ist ursprünglich ›die leichte‹, also ebenfalls ein Küchenwort, das ursprünglich nur ein Attribut zum eigentlichen Wort war und sich dann verselbständigt hat.

Es gibt aber für die Leber noch eine konkurrierende Deutung, nach der sie als Sitz der Lebenskraft auch etymologisch zur Wortsippe von *leben* gehört.

---

10 Vgl. Dagmar Wodtke, Britta Irslinger und Carolin Schneider, *Nomina im indogermanischen Lexikon*, Heidelberg 2008, S. 392 ff.

Dieser Vorschlag ist insofern etwas problematischer – wenn auch nicht ausgeschlossen –, als es innerhalb der Indogermania mehrere Lokalisierungsversuche für die Lebenskraft gibt: die Lunge kommt in Frage, das Zwerchfell, aber natürlich auch das Herz. Es ist daher nicht mit letzter Konsequenz nachzuweisen, dass sich im germanischen Bereich nun gerade die Leber als zentrales Lebensorgan durchgesetzt hätte, weil das Aussetzen des Herzschlags, das Aufhören des Atems natürlich die leichter wahrnehmbaren Phänomene beim Tod sind. Man hat argumentiert, dass die Leber beim Tieropfer eine gewisse Rolle spielt, und natürlich gibt es für die Leber als Lebenssitz auch außereuropäische Parallelen – wir alle kennen das aus Indianergeschichten. Aber man muss doch zugeben, dass diese Interpretation ein wenig spekulativ bleibt.

Auf jeden Fall kann man aber an diesen beiden konkurrierenden Deutungen sehen, wie weit die Spannweite der Benennungsmotive in diesem Bereich sein kann: Die kulinarische Marotte eines dekadenten Römers auf der einen Seite, ein Lebenskonzept, womöglich beeinflusst durch die Fachterminologie des rituell-magischen Opferwesens, auf der anderen. Die Entscheidung kann in diesem Fall die Wortbildung bringen, weil die *Leber* in der Deutung als substantiviertes Adjektiv eine Parallele in griech. *liparós* ›fett‹ hat, während man bei der Deutung als ›die lebende‹ oder ›die zum Leben gehörige‹ mit einer morphologisch isolierten Bildung zu rechnen hätte. Wir müssen also fürs erste festhalten, dass sich in unserer Sprache leider kein philosophisches Lebenskonzept, sondern die gute Küche durchgesetzt hat.

Wenn man nun, nach all diesen Parallelen mit Varianten im Detail, nach all den Organmetaphern und Phraseologismen einmal die Gegenprobe macht und fragt, welche Organe denn nun *nicht* metaphorisch verwendet werden, stößt man allerdings ebenfalls auf Übereinstimmungen. Es gibt zum Beispiel keinerlei Phraseologismen oder Ähnliches mit Bezeichnungen für diejenigen Organe, die für den medizinischen Laien subjektiv nicht ohne weiteres wahrnehmbar oder überhaupt wenig im allgemeinen Bewusstsein sind, wie etwa die *Bauchspeicheldrüse*. Auch für die *Milz* gibt es außer einem bescheidenen Biertrinkerwitz wenig Material zu untersuchen. Es ist aber ganz gut möglich, dass sich das in der Zukunft durch das ständig steigende Gesundheitsbewusstsein, das wir uns in unserer Hochzivilisation leisten können, irgendwann einmal ändert.

Als weitere, übergreifende Gemeinsamkeit lässt sich feststellen, dass die konzeptuelle Verknüpfung von Gefühlsregungen mit inneren Organen offenbar universal ist; kulturspezifisch ist lediglich die Zuordnung bestimmter Affekte zu bestimmten Organen. Das gilt auch, wenn man den Blick einmal auf außereuropäische Kulturen lenkt: So wird zum Beispiel im Indonesischen fast alles, was wir im Deutschen dem Herzen zuordnen, der Leber zugeschrieben,

die außerdem noch die ›Seele‹ repräsentiert.<sup>11</sup> Das ist nun nicht so trivial, wie man im ersten Moment denkt, denn die psychosomatischen Interaktionen von Affekt und physiologischer Reaktion beschränken sich ja keineswegs auf die inneren Organe – man kann, nur zum Beispiel, von Stress und Ärger auch nervöse Ekzeme oder schmerzhaft Verspannungen im Schulterbereich bekommen. Es scheint aber ein universales Konzept im Sinne der schon erwähnten Metapherntheorie von Lakoff und Johnson zu sein, dass Gefühle nach einer allgemein menschlichen Vorstellung immer in einer Innen-Außen-Bewegung konzeptioniert werden – entweder das Organ wird von einem von außen kommenden Ärgernis affiziert, das dann beispielsweise jemandem ›an die Nieren geht‹, oder ein Affekt entsteht innen und wird dann nach außen befördert, zum Beispiel wenn einem ›die Galle übergeht‹ oder ein Italiener ›Leber‹ zeigt. Schulter oder Haut werden aber offensichtlich konzeptionell als ausschließlich ›außen‹ empfunden und sind daher für eine solche Metaphorik weniger geeignet.

Die bisherigen Betrachtungen haben schon gezeigt, dass lexikalisierte Metaphern dazu neigen, in semantischen Gruppen aufzutreten und die Realität zu strukturieren. Sie bilden also einen ganzen Vorstellungskomplex. Außerdem haben wir gesehen, dass es bei der Metaphernbildung übereinzelsprachliche Regularitäten und auch Elementarparallelen gibt, die durch die Struktur des menschlichen Wahrnehmungsapparates bedingt sind. Im Zusammenhang mit den Körperteilbezeichnungen kann man nun noch auf einen weiteren Metaphernkomplex verweisen, nämlich auf die Bezeichnungen für die Geländeformationen. Auch das ist ein Bereich, bei dem die Sprache eine realitätsstrukturierende Funktion hat, denn in einem unstrukturierten Wahrnehmungsapparat gäbe es überhaupt kein Kriterium, mit dem man zwischen ›Berg‹ und ›Tal‹ unterscheiden könnte, sondern man hätte ein fließendes Wahrnehmungskontinuum. Interessanterweise konkurrieren bei den Bezeichnungen für Geländeformationen in fast allen Sprachen zwei Metaphernkonzepte: Zum einen die metaphorische Verwendung von Körperteilbezeichnungen, wie sie etwa dt. *Landzunge*, schw. *näs* ›Landzunge‹, ursprünglich ›Nase‹ oder engl. *foot of a mountain* ›Fuß eines Berges‹ bieten. Im Hethitischen ist das etwa im Bergnamen *Iskissa* ›Rücken‹ bezeugt, und ein Beleg aus einer hethitischen Tierparabel bietet sogar das Wort *tuekka-* ›Körper‹ in der Bedeutung ›Oberfläche (eines Berges)‹. Das ließe sich unendlich fortsetzen: An Körperteilmetaphern gibt es anord. *kinn* f. ›Backe‹ für den ›Bergabhang‹, anord. *áss* ›Schulter‹ für den ›Bergrücken‹, norw. *nakk* ›Nacken‹

---

11 Vgl. Poppy Siahaan, *Metaphorische Konzepte im Deutschen und im Indonesischen: Herz, Leber, Kopf, Auge und Hand*, Frankfurt/Bern 2008.

für den ›Berggipfel‹, lat. (alat.), *collum* n. ›Hals‹ für das ›Bergjoch‹ und vieles mehr<sup>12</sup>.

Ebenso frequent ist aber auch die Verwendung von Gefäßbezeichnungen für Geländeformationen in mehreren Einzelsprachen, man denke an dt. *Kuppe* aus einem spätlat. *cuppa* ›Becher‹ oder an ein griechisches *lépas* ›Schale‹ in der Bedeutung ›Felskuppe‹. Die berühmteste von allen Gefäßmetaphern ist aber sicherlich das griechische Wort *Krater* ›Mischkrug‹, zunächst als Bezeichnung für eine Geländevertiefung, später auch als Bezeichnung für den Schlund eines Vulkans. Eine Stelle bei Lucrez kontrastiert sehr schön die Körperteilmaphern des Lateinischen mit der Gefäßmetapher des Griechischen (Lucr. *De rerum natura* 6, 701):

in summo sunt vertice enim crateres, ut ipsi  
nominant; nos quod fauces perhibemus et ora.

›Denn auf dem Gipfel des Berges öffnen sich ›Krater‹ – so heißen sie bei den Griechen, ›Schlünde‹, auch ›Münder‹ aber bei uns Römern.«

Im Altarmenischen konkurrieren synchron die Wörter *hrabxa-beran* ›Vulkan-Mund‹ (zu *hraboux* ›Vulkan‹), also als zweiteilige Metapher eine klassische Kenning, und *xarʹnaran* ›Schmelztiegel‹ zum Verbum *xarʹnem* ›mischen‹, usw. Auch dies ist, wie die Typologie weiß, ein Universale, ebenso wie die metaphorische Querverbindung von Körperteil- und Gefäßbezeichnung, die wir im Deutschen etwa bei dem Wort *Becken* und ganz entsprechend im Lateinischen bei dem Wort *pelvis* haben. Selbstverständlich muss man bei all diesen Wörtern zunächst die diachrone Wortgeschichte betrachten, denn es ist natürlich immer auch möglich, dass so ein Wort mitsamt seiner metaphorischen Nebenbedeutung entlehnt wird oder das Vorbild für eine Lehnprägung bietet. Aber für die Bedeutungsforschung ist das letztlich gar nicht entscheidend, denn eine metaphorische Bedeutung würde aller Erfahrung nach nicht mitentlehnt werden, wenn sie nicht in der Zielsprache auch eine konzeptionelle Verankerungsmöglichkeit hätte. Es gibt also auch artifizielle ›Kulturwandermetaphern‹, und auch dafür in aller Kürze ein Beispiel: Im *Kleinen Prinzen* des französischen Dichters Antoine de Saint-Exupéry heißt es:

›Man sieht nur mit dem Herzen gut.  
Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.«<sup>13</sup>

---

12 Weiteres Material bei Susanne Zeilfelder, »Metaphern in Theorie und Praxis«, in G.-J. Pinault und D. Petit, Hg., *La langue poétique indo-européenne. Akten der Arbeitstagung der Indogermanischen Gesellschaft in Paris 2003*, Leuven-Paris 2006, S. 537–549.

13 Antoine de Saint-Exupéry, *Der kleine Prinz*, Düsseldorf 1998, S. 52.



Das ist eine sehr poetische Metapher, die nicht der Umgangssprache entstammt, aber sie hat eine merkwürdige Parallele bei dem Böhmen Bohumil Hrabal:

»Wenn die Nacht kommt und langsam den Docht der Lampe löscht, kann die Zunge nicht sagen, was das Herz gerade sieht.«<sup>14</sup>

Nun könnte man ja annehmen, dass das ein intertextuelles Zitat sei, aber Hrabals Text stammt von 1939, der französische von 1943, und es ist nun wirklich durch nichts wahrscheinlich zu machen, dass Saint-Exupéry das Buch eines damals völlig unbekanntem Tschechen noch während des Krieges in der Originalsprache gelesen hat. Man hat daher zwei Möglichkeiten, diese auffällige Ähnlichkeit zu erklären: Es kann entweder eine Elementarparallele vorliegen, dann müsste man plausibel machen, dass ein Sprecher beim Herzen, in diesem Kontext konzeptioniert als Gefühlssitz, gleichzeitig als Wahrnehmungsorgan metaphorisieren konnte, es also bildhaft mit ›Augen‹ versehen hat. Diese Annahme scheitert aber an der Tatsache, dass sich ein solches Metaphernkonzept ausschließlich in literarischem Kontext, niemals aber in irgendeiner Umgangssprache findet. Man muss also zu anderen Erklärungsmöglichkeiten greifen und eine gemeinsame literarische Quelle finden, und da wird man auch alsbald fündig, nämlich in dem Paulusbrief Epheser I, 18:

»Er erleuchte die Augen eures Herzens, dass ihr erkennen möget, zu welcher Hoffnung ihr von ihm berufen seid, und welchen Reichtum an Herrlichkeit er den Heiligen beschieden hat.«

Paulus wiederum variiert eine einigermaßen vergleichbare Metapher aus dem Alten Testament:

Jerem. 4,4: »Beschneidet euch für den Herrn und tut weg die Vorhaut eures Herzens, ihr Männer von Juda und ihr Leute von Jerusalem.«

5. Moses 10,16: »So beschneidet nun eure Herzen und seid hinfort nicht halsstarrig.«

Hesek. 44,9: »Es soll kein Fremder mit unbeschnittenem Herzen und unbeschnittenem Fleisch in mein Heiligtum kommen von allen Fremdlingen, die unter den Kindern Israels leben.«

Über die theologischen Literaturen des Mittelalters dringt die Metapher vom Herzen, das seinerseits Körperteile hat, weiter in die Übersetzungsliteratur ein. So ist etwa im althochdeutschen Sangaller Glauben und Beichte davon die Rede,

---

14 Zitiert nach Monika Zgustová, *Bohumil Hrabal – Leben und Werk*, Frankfurt 2001, S. 46.

dass man der geistlichen Belehrung mit dem ›Ohr des Herzens‹, *cordis aure*, ahd. *mite anadâhten ôren iures herzen* anhören solle, bei Hugo von St. Victor ist dann auch von den ›Augen des Fleisches‹ die Rede, und wenn man die Belege weiterverfolgt, kann man immer wieder neue und spielerische Varianten des Motivs aufzeigen, gleichzeitig zeigt sich eine allmähliche Verweltlichung des Ausdrucks, ohne dass er direkt in die Volkssprachen eingedrungen wäre. Man muss daher keineswegs annehmen, dass es sich bei Saint-Exupéry und Hrabal um *bewusste* Bibelzitate oder Anspielungen handelt, sie können die Metapher durchaus als Literaturmetapher unklarer Herkunft rezipiert haben. Ein solches metaphorisches Konzept müsste aber demnach bei der Untersuchung als kulturgebunden und keineswegs universal gewertet werden, jedenfalls solange, wie nicht beispielsweise ein Spezialist für Bantusprachen nachweist, dass es den Ausdruck in Afrika vor der Christianisierung auch schon gegeben hat.

Wir wollen nun die eingangs gestellte Frage nach dem Zweck oder eben Selbstzweck der Etymologie noch einmal neu angehen. Wenn der Begriff ›Zweck‹ gleichbedeutend sein sollte mit dem Begriff des ›praktischen Nutzens‹, dann ist etymologische Forschung in der Tat Selbstzweck. Es ist immer eine verzweifelte Ausrede, wenn bedrängte Sprachhistoriker darauf verweisen, dass durch ihre Forschungen die sogenannten ›Ausnahmen‹ einer einzelsprachlichen Grammatik als fossilisierte, ursprünglich aber durchaus Regeln gehorchende Reliktbildungen verstanden werden können. In der Zeit, die man braucht, um auf fundierte wissenschaftliche Weise zu lernen, warum der Plural *mice* zu englisch *mouse* keineswegs eine befremdliche ›Ausnahme‹, sondern ein Fortsetzer desselben Umlautplurals ist, den wir in deutsch *Mäuse* auch haben, hätte man die Form bequem auch auswendig lernen können. Nein, diese Art von Zweckangaben ist ungefähr so sinnlos, wie wenn die Vertreter der erstaunlich kostenintensiven Weltraumforschung darauf verweisen, dass sie ja schließlich nebenher die Teflonpfanne erfunden hätten.

Diese Art von Zweckdenken kann und will die Sprachwissenschaft nicht bedienen.

Jedoch, ›Zweck‹ bedeutet ja gar nicht Nutzen. Um noch eine letzte Etymologie zu machen: Im Althochdeutschen bezeichnet der *zwec* einen ›Nagel oder ›Pflock‹, daher bis heute die Nebenform *Zwecke*, speziell ist der *zwec* dann derjenige Pflock, den man beim Wettschießen in die Mitte einer Zielscheibe drückt. Der Zweck ist also das, was man treffen möchte, zunächst das konkrete Ziel, dann in übertragener Bedeutung die *Absicht*.

Zu fragen ist also, welche *Absicht* wir mit unserer etymologischen Arbeit verfolgen. Und wir wollen hier nicht simplifizierend mit einer Forderung nach ›Bildung‹ statt ›Ausbildung‹ schließen. Aber ›Bildung‹ als Kompetenz in Bereichen, die nicht unmittelbar der Sicherung des Lebensunterhalts dienen,

sollte in seiner gesellschaftlichen Bedeutung auch nicht unterschätzt werden. Und was nun speziell die auf Europa bezogene Sprachforschung angeht, die wir im Projekt *Deutsche Wortfeldetymologie* betreiben, so will diese Arbeit ganz explizit auch einen Beitrag zu der Frage leisten, inwieweit es denn ein europäisches Bewusstsein überhaupt gibt und vielleicht auch: eines Tages einmal geben kann.

Die europäische Union ist staatsrechtlich betrachtet ein etwas diffuses Gebilde, über dessen Zukunftsperspektive allgemein Unklarheit besteht. Man weiß allerlei über die kurz- und mittelfristigen Erweiterungspläne, aber eigentlich nichts Verbindliches über die langfristigen Entwicklungsziele. Soll die EU eines Tages in die ›Vereinigten Staaten‹ von Europa münden? Oder soll sie wie bisher ein überstaatlicher Verbund von kooperierenden Einzelstaaten bleiben? Wird die EU eines Tages alle europäischen Staaten umfassen?

Im Augenblick spürt man in Deutschland mitunter ein gewisses Unbehagen, weil die Europäische Union subjektiv oft nur als bürokratischer Moloch erfahren wird. Der etwas schöngeistige Wahlspruch ›In Vielfalt geeint‹ macht das nicht besser. Ein europäisches Bewusstsein entwickelt der Einzelne bislang vorzugsweise dann, wenn er sich außerhalb von Europa bewegt. Nie ist man so europäisch wie in dem Augenblick, wo man ratlos an einer Straßenecke in Tokyo steht, weil es in dieser seltsamen Millionenstadt keine Straßennamen gibt. Aber wenn es denn ein europäisches Bewusstsein geben könnte, dann müsste es natürlich auf mehr als auf Abgrenzungen nach außen hin durch ein paar antrainierte, aber letztlich doch äußerliche Verhaltensweisen beruhen.

Die Sprachwissenschaft kann hier einen wertvollen Beitrag leisten, weil sie dazu anleitet, in einer bewusst reflektierenden Weise über die wahrnehmungsstrukturierende Funktion von Sprache nachzudenken. Es hat ja in der Vergangenheit auch schon Theorien gegeben, die in einer ganz strikten Weise das Prinzip vertreten haben, dass jede Einzelsprache ihr eigenes Weltbild strukturiere. Das ist eine Idee, die letztlich schon bei Humboldt angelegt ist und in Deutschland von Leo Weisgerber, in Amerika von Edward Sapir und Benjamin Whorf weitergeführt worden ist. In der extremen Lesart dieser Theorie würde das bedeuten, dass so etwas wie eine ›Übersetzung‹ gar nicht möglich wäre. Denn in einem jeweils ganz anders strukturierten Weltbild wäre kein sprachlicher Begriff vollkommen deckungsgleich mit dem in einer anderen Sprache. Es hat sich aber bald herausgestellt, dass die These in dieser Absolutheit nicht haltbar ist – eine linguistische Theorie, die von einem Indianersprachenforscher wie Sapir betrieben wird, gleichzeitig aber die schiere Unzugänglichkeit fremder Sprachen behauptet, würde sich ja auch selbst ad absurdum führen. Die Sapir-Whorf-Hypothese hat aber auf jeden Fall unser Gespür für die Risiken und Untiefen einer vorschnellen Annahme von sprachlichen Uni-

versalien geschärft und bleibt in der abgemilderten Form eines ›sprachlichen Relativitätsprinzips‹ auch unbestreitbar richtig.<sup>15</sup> Es geht nun nicht mehr an, eine Indianersprache auf der Basis der Lateingrammatik zu beschreiben, und auch die Selbstverständlichkeit ist dahin, mit der man früher semantische Entwicklungen als ›normal‹ empfunden hat, nur weil sie einem aus der eigenen Muttersprache und vielleicht noch einer genetisch verwandten Fremdsprache vertraut waren. Wir wissen heute sehr viel genauer, welch großen Aufwand an metasprachlichen Umschreibungen man betreiben muss, um einen sprachlichen Sachverhalt tatsächlich adäquat darzustellen. Wenn also die Sprachforschung auch einen erzieherischen Wert hat, dann besteht er sicherlich darin, dass sie den achtsamen Umgang mit Sprache als dem zwar nicht einzigen, wohl aber wichtigsten Kommunikationsmittel lehrt. Und es lässt sich mit großer Wahrscheinlichkeit erwarten, dass speziell die Sprachforschung im europäischen Kontext letztlich doch genau das aufzeigen kann, was das europäische Motto ›In Vielfalt geeint‹ postuliert. Es kommt dabei nämlich gar nicht so sehr darauf an, ob wir im Detail sprachliche ›Europäismen‹, also exakte Übereinstimmungen zwischen bestimmten Wendungen in den europäischen Sprachen auffinden, denn das sind ja letzten Endes Oberflächenphänomene. Viel wichtiger sind die konzeptuellen Übereinstimmungen, die sich im Sprachmaterial niederschlagen und die durch die etymologische Forschung wieder freigelegt werden können. Wenn es überhaupt so etwas wie eine ›europäische Weltsicht‹ gibt, dann wird man sie in sprachlichen Strategien, die die Realitätswahrnehmung strukturieren, am ehesten und am objektivsten aufzeigen können. Und vieles, was man vielleicht vorschnell als ›typisch deutsch‹ oder ›typisch europäisch‹ bewertet, wird sich im Zuge der Universalienforschung als allgemein menschlich erweisen. Das ist ganz bestimmt kein unnützer Erkenntnisgewinn.

Und ein letztes: Auch das Interesse an Sprache ist ein menschliches Universale. Kinder denken sehr viel und manchmal sehr klug über Wörter nach. Es ist eigentlich schade, dass man ihnen das so oft mit einem unwirschen ›das heißt eben so‹ austreibt. Tatsächlich lässt sich nämlich in sehr vielen Fällen durchaus erklären, warum etwas so und nicht anders heißt, und es ist ein langer Forscherweg, bis man an den Punkt kommt, wo es wirklich nicht mehr weitergeht.

---

15 Zum ganzen Problem Ivar Werlen, *Sprache, Mensch und Welt: Geschichte und Bedeutung des Prinzips der sprachlichen Relativität*, Darmstadt 1989.

# Die Bedeutung der frühesten germanischen Überlieferung für das Althochdeutsche

## 0. Einleitung

Das *Etymologische Wörterbuch des Althochdeutschen* (EWA) beschäftigt sich mit dem Wortschatz des Althochdeutschen in dessen etymologischen Zusammenhängen. Das Althochdeutsche steht als Sprache nicht allein, sondern gehört zur großen Gruppe der indogermanischen Sprachen. Dies sind alle Sprachen, die genetisch miteinander verwandt sind, d. h. sie setzen unter Veränderung vieler einzelner Sprachelemente eine vorgeschichtliche Sprache fort, die selbst nicht in Textzeugnissen belegt ist, sondern lediglich durch die Rekonstruktion wiedergewonnen werden kann. Diese Sprache wird die indogermanische Grundsprache, kurz auch Urindogermanisch genannt. Häufig lassen sich die belegten Einzelsprachen zu größeren Sprachgruppen zusammenfassen, die Sprachzweige genannt werden. Das Althochdeutsche gehört dabei zum germanischen Sprachzweig. Im Sinne des Begriffs der genetischen Sprachverwandtschaft führen nicht nur sämtliche indogermanische Sprachen auf die nicht belegte Ursprache Urindogermanisch zurück, sondern auch die Einzelsprachen in Sprachzweigen stammen von einer ebenfalls nicht belegten Ursprache ab. So gehen etwa die germanischen Sprachen auf das Urgermanische oder die italischen Sprachen mit dessen wichtigstem Vertreter, dem Lateinischen, auf das Uritalische zurück. Da Sprachen sich kontinuierlich verändern, ist es leicht einsichtig, dass den ältesten bezeugten Sprachstufen die größte Bedeutung zukommt.

Das ehemals einheitliche Urgermanische zerfällt in späterer Zeit in drei Untergruppen:

1. *Ostgermanisch*: Der wichtigste Vertreter des Ostgermanischen ist das Gotische, das vor allem in der Bibelübersetzung des Bischofs Wulfila aus der Mitte des vierten Jahrhunderts überliefert ist. Die anderen ostgermanischen Sprachen, wie Wandalisch, Burgundisch oder Herulisch, sind dagegen nur äußerst dürftig vor allem in Personennamen in der lateinisch-griechischen Nebenüberlieferung bezeugt.

2. *Nordgermanisch*: Das Nordgermanische zerfällt in zwei weitere Untergruppen, nämlich erstens in das Westnordische und zweitens in das Ostnordische. Zum Westnordischen gehören das Altnorwegische und das Altisländische, zum Ostnordischen das Altschwedische und das Altdänische. Die Überlieferung des Nordgermanischen beginnt ab dem siebten Jahrhundert, zunächst durch Runeninschriften, später dann – nach der Christianisierung – in lateinischer Schrift.
3. *Westgermanisch*: Das Westgermanische umfasst sechs Sprachen, nämlich das Althochdeutsche, Altsächsische, Altniederfränkische (oder Altniederländische), Altenglische, Altfriesische und Langobardische. Die Überlieferung setzt in der Regel im siebten Jahrhundert ein, ausgenommen vom Altfriesischen, dessen Überlieferung erst später beginnt.

Wie aus dieser kurzen Übersicht hervorgeht, setzt die germanische Großkorpusüberlieferung relativ spät ein, nämlich erst im vierten Jahrhundert nach Christus. Es ist jedoch einem glücklichen Umstand zu verdanken, dass hiermit nicht das früheste bezeugte Germanische seinen Anfang nimmt. Durch die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Römern und Germanen und die lateinische und griechische Berichterstattung darüber sind in lateinischen und griechischen Texten vor allem germanische Namen und einige wenige Einzelwörter überliefert. Eine halbeigenständige germanische Überlieferung ist – ebenfalls im römischen Rahmen – durch die Inschriften germanischer Soldaten im römischen Dienst gegeben. Es handelt sich dabei meistens um Grab- und Motivinschriften. Auch sie bezeugen zumeist germanische Namen. Schließlich gibt es noch eine eigenständige germanische Überlieferung. Es sind die frühesten germanischen Runeninschriften, die in einer eigenständigen Schrift, dem sogenannten älteren Fuþark verfasst sind. Diese sporadische inschriftliche Überlieferung setzt bereits um 170 n. Chr. ein.

In unserem Zusammenhang, das heißt in Bezug auf die Etymologie des Germanischen, fragt sich nun, was dieses Material an Beiträgen zu einem Etymologischen Wörterbuch des Althochdeutschen beizutragen vermag. Es seien dafür im Folgenden einige Beispiele gegeben.

### **1. Althochdeutsch *gambar* ›tüchtig, kraftvoll‹ und lateinisch-germanisch *Sugambri* bzw. *Gambrivii***

Die Etymologie von althochdeutsch *gambar* ›tüchtig, kraftvoll‹ war lange Zeit umstritten, da die etymologische Echtheit des *-b-* nicht gesichert war. So wurde althochdeutsch *gambar*, das im lexikalischen Material der restlichen germa-

nischen Sprachen keine Entsprechungen aufweist, regelmäßig als urgermanisch \**gam-ara-* mit einem sekundären als Übergangslaut eingeschobenen \*-*ǰ-* analysiert.<sup>1</sup> Dies ist als Möglichkeit nicht prinzipiell auszuschließen, wie etwa die Wortsippe ›zimmer‹ im Gotischen mit dem Nebeneinander von *timbrjan* und *timrjan*\* zeigt.

Allerdings finden sich nun im frühgermanischen onomastischen Material Namen, die sicher mit althochdeutsch *gambar* zu verknüpfen sind. Es handelt sich um die lateinisch-germanischen Völkernamen *Su-gambri* und *Gambrivii*. Hinzu kommen aus späterer Zeit die Personennamen langobardisch *Gambara* und westgotisch *Cambra* (mit einer mehrfach belegten Schreibung *c-* für *g-*). Da bereits die früh belegten Völkernamen das *-b-* aufweisen, muss dieses *-b-* echt sein und kann nicht als sekundärer Übergangslaut interpretiert werden. Es ist zunächst also von einer urgermanischen Vorform \**gamǰ-ara-* auszugehen. Aber auch diese ist noch nicht ganz korrekt. Der früher belegte westgotische Personenne *Cambra* zeigt nämlich in Vergleich zu dem später belegten langobardischen Name *Gambara* und der Lautung althochdeutsch *gambar*, dass das langobardische und althochdeutsche *-a-* als ein Sprossvokal aufzufassen ist.<sup>2</sup> Für das Ungermanische ist somit \**gamǰ-ra-* anzusetzen. Es liegt dabei eine Ableitung mit dem Verbaladjektive bildenden Suffix \*-*ra-* einer Verbalwurzel \**gamǰ-* vor. Die Verbalwurzel ist wohl in mittelhochdeutsch *gampen*, *gimpen*, *gumpen* ›hüpfen‹ fortgesetzt.<sup>3</sup> Also ist das Benennungsmotiv für den Völkernamen *Sugambri* die kraftvolle Bewegung.

## 2. Althochdeutsch *ōdi* ›öde‹ und lat.-germ. *Aufaniae*

Die Etymologie von althochdeutsch *ōdi* ›öde‹ bereitet nur wenige Schwierigkeiten. Es hat in den germanischen Sprachen Verwandte in gotisch *auþ[ei]s*, altenglisch *īþe* und altisländisch *auðr*. Auch die Weise der Bildung ist unproblematisch. Es ist eine Ableitung mit dem Suffix urgermanisch \*-*þ(i)ǰa-*, ein Suffix, das Ableitungen von Raumadverbien bildet. Die Ableitungsbasis ist ein sonst im Germanischen nicht belegtes Adverb \**au* ›weg‹. In den anderen indogermanischen Sprachen ist dieses Wort demgegenüber gut bezeugt. Es findet sich in altindisch *ava-*, altavestisch *auuā*, jungavestisch *auua*, griechisch *αῦ*,

---

1 Vgl. stellvertretend Rosemarie Lühr, *Expressivität und Lautgesetz im Germanischen*, Heidelberg 1988, S. 111.

2 Vgl. Norbert Wagner, »*Cambra*«, in *Beiträge zur Namenforschung. Neue Folge* 18 (1983), S. 71–72.

3 Vgl. Lühr, *Expressivität* (s. Fn. 1), S. 111.

lateinisch, litauisch, lettisch *au-* und altkirchenslavisch *u-*. Sämtliche Formen führen auf urindogermanisch *\*h<sub>2</sub>eu-* ›weg‹ zurück.

Nun findet sich unter den vielen in lateinischen Inschriften belegten Matronenbeinamen, die teils germanischer, teils auch keltischer Herkunft sind, siebzimal der Name *Aufaniae*.<sup>4</sup> Bis vor kurzem war dieser Name nicht etymologisiert. Die vorgeschlagenen Verbindungen, einerseits mit dem Völkernamen der Ubier (lat. *Ubii*) kamen aus lautlichen Gründen ebenso wenig in Frage wie die Annahme eines Präfixes *\*ūf-* ›auf‹. Nach einer neueren Analyse ist nun die Wortbildungsfuge zwischen *Au-* und *-faniae*. Das Hinterglied *-faniae* ist dabei zu urgermanisch *\*fanja-* ›Sumpfb-‹ zu stellen, ein im Germanisch weit verbreitetes Wort, das als gotisch *fani*, althochdeutsch *fenna*, *fennī*, altsächsisch *fenni*, altenglisch *fen(n)*, altfriesisch *fenne* und altisländisch *fen* bezeugt ist. Auch in Ortsnamen findet es sich häufig, etwa in *Haduveni* (aus dem neunten Jh.), in *Sutfeno* (anno 1053; jetzt *Zutphen*), *Noordveen* und *Grossefehn*. Im Altisländischen bezeichnet *Fensalr* ›Moor-Saal‹ den Wohnsitz der Göttin Frigg. Aber auch in dem bei Prokop bezeugten erulischen Personennamen *Φαυίθεος* ›Sumpfb-Diener‹ ist es erhalten. Da die Matronenbeinamen häufig von Toponymen abgeleitet sind, ist diese Deutung des Elements sachlich gerechtfertigt. In *Au-* wäre schließlich das Grundwort von althochdeutsch *ōdi* ›öde‹ zu sehen, also das sonst im Germanischen nicht weiter belegte Element *\*au-* ›weg‹. Dass solche ursprünglichen Adverbien als Präfixe verwendet werden konnten, zeigt lateinisch *au-*, etwa in *auferre* ›wegnehmen‹. Es ist also anzunehmen, dass das Präfix *\*au-* auch im Germanischen vorhanden war und erst nach dem zweiten Jahrhundert vor dem Einsetzen der literarischen Überlieferung ausgestorben ist. Der Matronenbeiname ist dabei als ›die zum abgelegenen Fenn Gehörende‹ zu interpretieren.

### 3. Althochdeutsch *mahal* ›Gerichtsstätte, Versammlung, Vertrag‹ und lateinisch-germanisch *Mahalinehae* bzw. *-mellae*

Die germanischen Sprachen kennen bei den urindogermanischen Tenues *\*p*, *\*t*, *\*k* eine doppelte Vertretung im Inlaut: Einerseits und mehrheitlich sind die Fortsetzer im Urgermanischen die stimmlosen Laute *\*f*, *\*þ* und *\*χ*, andererseits und seltener dagegen die stimmhaften Laute *\*b*, *\*d* und *\*g*. Dieses Neben-

---

4 Zum Folgenden vgl. Günter Neumann, »Die germanischen Matronen-Beinamen«, in Gerhard Bauchhenß und Günter Neumann, Hg., *Matronen und verwandte Gottheiten*, Köln/Bonn 1987, S. 102–132, hier S. 114–115.



einander, besser bekannt als das Verner'sche Gesetz (benannt nach seinem Entdecker, dem Dänen Karl Verner), ist das Resultat der unterschiedlichen urindogermanischen Akzentstelle. Stand der Akzent unmittelbar vor den urindogermanischen Tenues entstanden die urgermanischen stimmlosen Laute, stand der Akzent demgegenüber nicht unmittelbar vor ihnen, entstanden die entsprechenden stimmhaften Laute.

In dem Standardwerk zum Verner'schen Gesetz im Germanischen von Stefan Schaffner wird unter den Beispielen auch urgermanisch *\*maþla-* neben *\*malla-* < *\*maðla-* ›Versammlungsort; Rede‹ aufgeführt.<sup>5</sup> Urgermanisch *\*maþla-* wäre nach ihm fortgesetzt in gotisch *maþl\** ›Versammlungsort, Markt‹.<sup>6</sup> Verbaut findet sich das Wort auch in langobardisch *gamahal* ›Eidshelfer‹. Die Lautfolge *-hal-* im Althochdeutschen, Altsächsischen und Langobardischen, die einen Sprossvokal *-a-* enthält, lässt sich dabei aus einem westgermanischen Lautwandel *\*-þl-* zu *\*-χl-* in den Kasus obliqui erklären. Der nämliche Lautwandel ist in althochdeutsch *bīhal* ›Beil‹ < *\*biþl-* belegt. Das Alter dieses Lautwandels war lange Zeit unbekannt. Nun gibt es einen Matronenbeinamen *Mahalinehae*, der von Schaffner als nicht zugehörig betrachtet wird. Der Grund ist, dass nach seiner Meinung ein *\*χ* vor *l* im Westgermanischen geminiert, also verdoppelt wird. Wenn also bereits in vor-westgermanischer Zeit ein *χ* entstanden wäre, hätte dies nach ihm zu voralthochdeutsch *\*\*maχχla-*, nicht *\*maχla-* geführt. Schaffners Gründe sind jedoch nicht stichhaltig. Denn einerseits werden vor *\*-l-* nur die germanischen Laute *\*p*, *\*t* und *\*k* verdoppelt, andererseits zeigt die Schreibung *Mahalinehae* bereits einen Sprossvokal. Das heißt, die Laute *χ* und *l* stehen nicht in unmittelbarem Kontakt. Der Matronenbeiname *Mahalinehae* kann somit problemlos zu althochdeutsch *mahal* gestellt werden und der Lautwandel von *\*-þl-* zu *\*-χl-* ist vor dem zweiten Jh. n. Chr. anzusetzen.

Verfolgen wir Schaffners Analyse des Wortes althochdeutsch *mahal* weiter, so liegt urgermanisch *\*malla-* (< *\*maðla-*) vor in fränkisch-lateinisch *mallus*, *mallum* ›Gerichtsstätte, Termin‹ (vgl. ebenfalls das Kompositum *mallobergus*

---

5 Stefan Schaffner, *Das Vernersche Gesetz und der innerparadigmatische grammatische Wechsel des Urgermanischen im Nominalbereich*, Innsbruck 2001, S. 243–246.

6 Nur Markus.7.4 [Dat. Sg.] *af maþla* ›vom Markt‹; Ableitungen von dem Substantiv liegen vor in *maþljan* ›reden‹ (dazu das Verbalabstraktum *maþleins* ›Rede(weise)‹), *-maþli* (in *fauramaþli* ›Oberbefehl‹) und *-maþleis* (in *fauramaþleis* ›Vorsteher, Gebieter‹), althochdeutsch *mahal* ›Gerichtsstätte, Versammlung, Vertrag‹ (davon abgeleitet *mahalen* ›ein Übereinkommen treffen‹ [gimahalen ›verloben‹], *mahalon* ›anklagen‹, *mahali* ›Anklage, Beschuldigung‹), altsächsisch *mahal* ›Gericht(sversammlung); Rede, Lehre‹ (davon abgeleitet *mahlian* ›reden‹), altenglisch *mæðel*, *meðel* neben *mæl* ›Versammlungsplatz, Versammlung, Rede‹ (davon abgeleitet *mæðlan*, *meðlan* ›reden‹) und altisländisch *mál*, altschwedisch *mal* ›Versammlung, Verabredung; Sprache, Rede‹ (davon abgeleitet *méla* ›reden, sprechen‹).

›Malberg, Gerichtsstätte‹ und die Ableitung *mallare* ›vor Gericht laden‹) sowie in altschwedisch und altnorwegisch *mall* ›Rede, Sprache‹.

Es stellt sich jedoch die Frage, ob diese Interpretation der Faktenlage gerecht wird. Nicht berücksichtigt hat Schaffner nämlich die Namen zweier germanischer Göttinnen, die in lateinischen Inschriften belegt sind, nämlich *Fledimellae* (Dat. Sg.; Vechten) und *deae Harimellae* (Dat. Sg.; Birrens beim Hadrianswall [England]).<sup>7</sup> Die jeweiligen Erstglieder sind klar: *Fledi-* ist auf urgermanisch \**flēdi-* ›Schönheit, Sauberkeit‹ (fortgesetzt in althochdeutsch *-flāt*, mittelhochdeutsch *vlāt* und altenglisch *-flæd*, *-flēd*) zurückzuführen und *Hari-* auf urgermanisch \**χarija-* ›Heer‹ (fortgesetzt in althochdeutsch, altsächsisch *heri*, gotisch *harjis*, altenglisch *here* und altisländisch *herr*). Für das Zweitglied *-mella*\* gab es lange Zeit mehrere Deutungsvorschläge, von denen sich aber keine entscheidend hat durchsetzen können. So hatte Förstemann in seinem *Altdeutschen Namenbuch* das Lemma unter *MALV* eingeordnet, welches er zu got *malwjan* ›zermalmen‹ stellte. Much erinnerte demgegenüber an den altnordischen Personennamen *Mjöll* und den identischen Substantiv *mjöll* ›Neuschnee‹. Schröder hatte auf den Ortsnamen *Harimalla* ›Heerversammlung‹ hingewiesen. Dagegen hatte Much eingewandt, dass die Differenz zwischen *e* und *a* für die Deutung problematisch sei, da eine Ablautform \**mepla-*, \**mella-* neben \**maþla-*, \**malla-* nicht erwiesen werden könne. Auch sei die Bedeutung ›Versammlung‹ bei dem Namen *Fledimella* unwahrscheinlich, und dieser sei sicher nicht von *Harimella* zu trennen.

Nun werden bei Ammianus Marcellinus zwei Franken, die *Mallobaudes* heißen, erwähnt. Zwei Handschriften aus dem neunten Jahrhundert kennen beide Namen auch mit *Mello-*. Das *-e-* ist dem romanischen Übergang von *a* zu *e* zuzurechnen. Genau derselbe Name erscheint in einer Inschrift zu Poitiers aus dem 7. Jahrhundert in der Grabkapelle eines Abtes als *MELLEBAVDI* (Dat. Sg.), wozu als Nom. Sg. *Mellebaudis* anzusetzen ist. Da der Name der Bataver in einer Inschrift aus dem 1. Jh. n. Chr. als *Betavos* erscheint, in einer undatierten Inschrift als *Betav*/, ist der Übergang von *a* zu *e* also bereits für diese Zeit anzunehmen. *Mello-* ist somit lediglich eine vulgärlateinische Substitution für *Mallo-*. Derselbe Vorgang ist auch bei *Fledimella* und *Harimella* anzunehmen. Dieselbe romanische Substitution wird dabei auch für die Schreibung *-ll-* anstelle von *-þl-* verantwortlich sein. Denn eine innergermanische Assimilation von \**-ðl-* zu *-ll-* ist in dieser frühen Zeit kaum anzunehmen. Das heißt jedoch, dass auch fränkisch-lateinisch *mallus*, *mallum* ›Gerichtsstätte, Termin‹ als vulgärlateinische Schreibung zu erklären ist.

<sup>7</sup> Vgl. hierzu Norbert Wagner, »*Fledimella*\*, *Harimella*\* und *Baudihillia*\*«, in *Historisches Sprachwissenschaft* 115 (2002), S. 93–98.

Es bleibt somit für den Ansatz einer urgermanischen Form *\*mađla-* lediglich altnorwegisch und altschwedisch *mall*. Und auch diese Wörter können anders erklärt werden, wenn man berücksichtigt, dass die altnorwegische Schreibung unter Einfluss des Altschwedischen zustande gekommen sein kann. Im Altschwedischen kann nach einem stark nebentonigen Vokal ein einfacher Konsonant geminiert werden, ein Vorgang, der zumeist im Kompositionshinterglied stattfindet. Dieser Wandel kann zwar durch den Anschluss an das Simplex verhindert werden, die geminierte Form kann sich aber ebenfalls aus dem Kompositum lösen und sich neben die lautgesetzliche Simplexform stellen. So mag sich *mall* etwa aus dem Kompositum *giptarmall* ›Heirat‹ losgelöst haben. Der Ansatz einer Verner'schen Variante urgermanisch *\*mađla-* ist daher kaum gerechtfertigt.

Schließlich ist auch die Etymologie von urgermanisch *\*maþla-* umstritten. Der heute kaum mehr vertretenen Auffassung nach liegt eine Ableitung eines Verbs der Bedeutung ›messen‹, entweder urindogermanisch *\*meh<sub>1</sub>-* oder *\*med-*, vor, so dass als Vorform entweder *\*mh<sub>1</sub>-tlo-* oder *\*mod-tlo-* anzunehmen sei. Demgegenüber geht man heute in aller Regel von einer Ableitung des Verbs urindogermanisch *\*mad-* ›entgegenreten, treffen‹ aus (also von einer Vorform *\*mad-tlo-*), da dies semantisch wahrscheinlicher wäre.<sup>8</sup> Ein Versammlungsort sei ja der Platz, an dem man sich trifft, wo man sich entgegentreift. Jedoch ist eine Ableitung von einem Verb mit der Bedeutung ›messen‹ nicht so abwegig, wie es womöglich den Anschein hat. Der lateinische Schriftsteller Tacitus berichtet in seiner *Germania* im elften Kapitel über die Versammlungen bei den Germanen: *coeunt, nisi quid fortuitum et subitum inciderit, certis diebus, cum aut inchoatur luna aut impletur. nam agendis rebus hoc auspicatissimum initium credunt. nec dierum numerum ut nos, sed noctium computant: sic constituunt, sic condicunt* ›man versammelt sich, außer es sollte etwas Unerwartetes und Unvermutetes vorgefallen sein, an festgesetzten Tagen, wenn der Mond entweder neu wird oder sich rundet. Denn dies halten sie für den glücklichsten Zeitpunkt, eine Unternehmung zu beginnen. Dabei berechnen sie nicht wie wir die Anzahl der Tage, sondern der Nächte: auf diese Weise beraumt man Termine an, auf diese Weise setzt man sie fest. *\*maþla-* wäre demnach der Ort, wo man sich aufgrund eines errechneten festgesetzten Termins trifft.

---

<sup>8</sup> Vgl. u. a. Antje Casaretto, *Nominale Wortbildung der gotischen Sprache. Die Derivation der Substantive*, Heidelberg 2004, S. 405.

#### 4. Althochdeutsch *garo* ›bereit(et)‹ und runisch *karuR*

Das althochdeutsche Adjektiv *garo* ›bereit(et)‹ findet in den west- und nordgermanischen Sprachen Entsprechungen: altsächsisch *garu*, altniederfränkisch *garo*, altenglisch *gæro*, *gearu*, altisländisch *gǫrr*. Aus den in den Einzelsprachen belegten Formen kann die urgermanische Vorform nicht mit Sicherheit erschlossen werden. Denn sowohl der Ansatz als *\*gazya-* als auch als *\*gazya-* ist denkbar, da in den West- und Nordgermanischen Sprachen ein urgermanisches *\*-z-* zu *-r-* wird. Die weitere Etymologie des Wortes ist umstritten. Semantisch sehr überzeugend ist ein Vorschlag, der von urgermanische *\*gazya-* ausgeht. Dieser Vorschlag sieht eine lautliche Entsprechung in tocharisch A *kāsu* ›gut‹. Beide Wörter würden demnach auf urindogermanisch *\*g<sup>h</sup>as-<sup>u</sup>ó-* zurückgehen.<sup>9</sup> Nun ist jedoch, was bisher von fast allen übersehen wurde, das Wort auch in einer altschwedischen Runeninschrift überliefert, nämlich auf dem Stein von Rök, geschrieben als *karuR*. Da in diesem Schriftsystem kein Unterschied zwischen Tenues und Mediae gemacht wird, kann diese Schreibung problemlos als *garuR* gelesen werden. Die Endung *-uR* geht dabei auf urgermanisch *\*-<sup>u</sup>az* mit bereits synkopierten *-a-* zurück. Wie nun die unterschiedlichen Runenzeichen deutlich beweisen, kann *karuR* nicht auf urgermanisch *\*gazya-* zurückgehen. Denn die Form urgermanisch *\*gazya<sup>z</sup>* hätte dann als *\*\*kaRuR* realisiert werden müssen. Die Schreibung mit *-r-* zeigt vielmehr eindeutig, dass die Vorform nur *\*gar<sup>u</sup>a-* gewesen sein kann. Die Verbindung mit tocharisch A *kāsu* ›gut‹ – wie ansprechend auch immer aus semantischer Sicht – muss daher fallen gelassen werden.

#### 5. Althochdeutsch *hengist* ›verschnittenes Pferd, Wallach‹ und runisch *hahai*

Auch das althochdeutsche Wort *hengist* ›verschnittenes Pferd, Wallach‹ hat in den anderen west- und nordgermanischen Sprachen Entsprechungen, vgl. altsächsisch (in Ortsnamen) *Hengist-* (in *Hengistbeki*), mittelniederländisch *henxt*, altfriesisch *hengst*, *hangst*, *hingst* und altenglisch *hengest*. Die Formen gehen auf urgermanisch *\*<sup>h</sup>angista-* zurück. Daneben stehen Formen, die das Ergebnis des Verner'schen Gesetzes aufweisen: runen-schwedisch *histR*, altisländisch *hestr* und altschwedisch *hæster*, *hēster*, die auf urgermanisch *\*<sup>h</sup>an<sup>h</sup>ista-* führen. Es handelt sich um einen substantivierten ursprünglichen Superlativ ›am besten Springender (Schnellster)‹ mit Suffix urgermanisch *\*-ista-* (vgl. zu solchen

<sup>9</sup> Vgl. Rosemarie Lühr, *Die Gedichte des Skalden Egill*, Dettelbach 2000, S. 200.

Substantivierungen etwa gotisch *sinista\** ›Ältester‹). Der zugrundeliegende Positiv des Adjektivs findet sich unmittelbar in litauisch *sankùs* ›schnell, flink‹. Die Ableitungsbasis ist wohl ein Nasalpräsenz *\*k̂ h<sub>2</sub>-n-k-* zur Verbalwurzel urindogermanisch *\*k̂ eh<sub>2</sub>k-* ›springen‹, das in litauisch *šókti* ›springen, tanzen; sich machen an‹ und lettisch *sākt* ›anfängen, beginnen‹ fortgesetzt ist. Nun findet sich jedoch in der Runeninschrift von Möjbro eine Dativ-Singular-Form *hahai* in der Folge *anahahaislaginaz*. Zusammen mit der Bilddarstellung auf dem Stein, die einen Reiter auf einem Pferd darstellt, lässt sich die Folge problemlos als *ana hahai slaginaz* analysieren und mit ›auf dem Hengst erschlagen‹ interpretieren. In *hahai* liegt somit das ebenfalls substantivierte Adjektiv vor, das die Basis für die Superlativbildung urgermanisch *\*χangista-* gewesen ist. Daneben erscheint das Element ebenfalls in der Personennamengebung, so in vor-althochdeutsch *Hāhwār* auf der Gürtelschnalle von Weimar; ca. 550 und in dem burgundischen Namen (im Genitiv Singular) *Hanhavaldi*.

## 6. Kontinuitäten in der germanischen Personennamengebung

Ein kurzer Blick sei abschließend auf die im Etymologischen Wörterbuch des Althochdeutschen nicht aufgenommenen Personennamen gestattet. Die ältesten Runeninschriften bieten nämlich der Textsorte entsprechend überproportional viele Personennamen. Auffällig ist, dass die Zahl der komponierten Namen seltener ist als erwartet. Viel häufiger treten einstämmige Namen auf, die, von der Bedeutung her, zumeist nur als Beinamen gewertet werden können. Viele dieser schon früh bezeugten Namen finden sich nun auch in althochdeutscher Zeit.

So lässt sich etwa *harja* auf dem Kamm von Vimose aus dem zweiten Jh. n. Chr. als Ableitung mit dem Individualisierungen bildenden Suffix urgermanisch *\*-n-* von urgermanisch *\*χarǵa-* ›Heer‹ erklären. Entsprechungen hierzu finden sich nicht nur auf einer weiteren Runeninschrift als *harijan* (auf dem Stein von Skåäng; ca. 500), sondern ebenfalls in althochdeutsch *Herio* 802 und altsächsisch *Herio*.

Ein weiterer Beiname erscheint auf dem Schildfesselbeschluss von Illerup Ådal I um 200 n. Chr., nämlich *swarta*. Es ist ebenfalls eine Ableitung mit dem Individualisierungen bildenden Suffix *\*-n-* von urgermanisch *\*s<sub>2</sub>arta-* ›schwarz‹. Auch dieser Beiname hat vielfache Entsprechungen, so in einer englischen Runeninschrift auf dem Steinkreuz von Andreas II (Isle of Man) *suarti*, aber auch in althochdeutsch *Swarzo*, genau so wie in altisländisch *Svarti*, alt-dänisch und altschwedisch *Swarte*.

Auf der nicht vollständigen Inschrift auf einem Messerschaft von Kragehul (nicht sicher datiert) lässt sich zweifelsfrei auch die Folge *bera* identifizieren, die sicher als Beiname anzusehen ist. Es liegt wiederum eine Ableitung mit dem Suffix *\*-n-* von urgermanisch *\*bēra-* ›braun‹ vor, also wie bei *swarta* eine Farbbezeichnung, die zu einem Beinamen wurde. Entsprechungen finden sich in althochdeutsch *Bero*, altschwedisch *Bæri*, *Biere* und altdänisch *Biari*.

## 7. Schlussfolgerung

Die Beispiele sollten zeigen, dass die früheste germanische Überlieferung, ob eigenständig oder in der lateinisch-griechischen Nebenüberlieferung, einen wichtigen Beitrag zum Etymologischen Wörterbuch des Althochdeutschen zu leisten vermag. Die Vernachlässigung dieses Materials, wie es in etymologischen Wörterbüchern zum Germanischen meist der Fall ist, ist daher nicht zu rechtfertigen. Diese wenigen frühgermanischen Zeugnisse vermögen nämlich, so sporadisch sie auch sind, eine wichtige Lücke zwischen den germanischen Einzelsprachen und den anderen indogermanischen Sprachen zu schließen.

Almut Mikeleitits-Winter

# Wörter(buch) und Sachen. Alltagswortschatz im Althochdeutschen<sup>1</sup>

## 1. Voraussetzungen

Bei der Erarbeitung eines großen semasiologischen Wörterbuchs ist der Lexikograph den Zwängen des alphabetischen Voranschreitens unterworfen und kann für sein Wort nur in Ausnahmefällen einen vertieften Vergleich mit bedeutungsmäßig nahestehenden, aber erst in späteren Wortstrecken abzuarbeitenden Lexemen anstellen. So ist sogar von der »onomasiologische[n] Blindheit der alphabetischen Wörterbücher«<sup>2</sup> gesprochen worden. Außerhalb des lexikographischen Prozesses jedoch können übergreifende Wortschatzuntersuchungen zu ganzen Themenfeldern bzw. Sachkomplexen in Angriff genommen werden, die das Materialarchiv sowie bereits publizierte Bände umfassend nutzen und der weiteren Wörterbucharbeit zugute kommen.

Für das Althochdeutsche hat sich das Interesse zunehmend (wieder) auf den Wortschatz des alltäglichen materiellen Lebens gerichtet. Dies korrespondiert ganz offensichtlich mit der allgemeinen »Entdeckung des Alltags«<sup>3</sup> durch die sozialgeschichtliche Forschung in den letzten Jahrzehnten. Nicht zuletzt das »Kulturthema Essen«<sup>4</sup> wird erschlossen und in vielfältigen Zusammenhängen aufgegriffen, ist doch »die Geschichte der Menschheit [...] von Anfang an

---

1 Erweiterte Fassung eines Vortrages anlässlich der Präsentation von Bd. IV des Althochdeutschen Wörterbuchs an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften.

2 Herbert Ernst Wiegand, »Nachdenken über Wörterbücher: Aktuelle Probleme«, in Günther Drosdowski, Helmut Henne und Herbert E. Wiegand, *Nachdenken über Wörterbücher*, korr. Nachdr., Mannheim, Wien, Zürich, 1984, S. 51–102, hier S. 102.

3 Klaus-Peter Wegera, »Deutsche Sprachgeschichte und Geschichte des Alltags«, in Werner Besch u. a., Hg., *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl., Bd. 1, Berlin, New York 1998 (HSK 2, 1), S. 139–159, hier S. 139 f. (auch zu definitorischen Fragen).

4 Alois Wierlacher, Gerhard Neumann und Hans-Jürgen Teuteberg, Hg., *Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder*, Berlin 1993 (Kulturthema Essen Bd. 1); Massimo Montanari, *Der Hunger und der Überfluß. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa*, Sonderausg. München 1999; Ernst Schubert, *Essen und Trinken im Mittelalter*, Darmstadt 2006.

und zu einem wesentlichen Teil eine Sozialgeschichte des Essens«. <sup>5</sup> Von seiten der linguistischen Pragmatik ist ein Programm zur Untersuchung der »Diskurse des kulinarischen Handelns« entworfen worden, wobei ›kulinarisch‹ auszuweiten ist »auf das gesamte Feld des ›das Essen als Kulturphänomen Betreffende[n]‹«. <sup>6</sup> Diskursbereiche sind demnach die ›Auswahl und Bewertung der Nahrungsmittel‹, die ›Zubereitung der Nahrungsmittel‹ und die ›Organisation des Verzehrs von Nahrungsmitteln‹. Die Sprachhandlungen im Zusammenhang mit der Nahrungszubereitung sollen dann manifest und beobachtbar sein in den entsprechenden Texten, in schriftlicher Form vor allem der Textsorte Rezept. Tatsächlich verfügt die Forschung durch das Einsetzen der Kochbuchüberlieferung im späten Mittelalter für die Sprachstufen des Mittelhochdeutschen und des Frühneuhochdeutschen über ein beachtliches Textkorpus an Rezepten, <sup>7</sup> die als Bestandteil der Fachliteratur des Mittelalters – im Hinblick auch auf Auftraggeber und Adressaten – untersucht sowie lexikologisch ausgewertet werden. <sup>8</sup>

Für das Althochdeutsche gelten jedoch andere Voraussetzungen: Fachbezogene Texte der beschriebenen Art existierten in dieser Zeit noch nicht. Dem Versuch, in einem umfassenderen Sinn einen Wortschatzbereich des materiellen Lebens (früh)mittelalterlicher Zeit zu rekonstruieren, sind deutliche Grenzen gesetzt. Gerade der Basisbereich der lebenspraktischen Alltagswelt ist in der althochdeutschen Überlieferung besonders gering repräsentiert. Die diesbezügliche Kommunikation – und damit der ›Diskurs über das Kochen‹ – blieb prinzipiell auf mündliche Formen beschränkt und entzieht sich

---

5 Gerhard Neumann, »Einleitung«, in Gerhard Neumann, Alois Wierlacher und Rainer Wild, Hg., *Essen und Lebensqualität. Natur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*, Frankfurt, New York 2001, S. 9–14, hier S. 9.

6 Klaus J. Mattheier, »Das Essen und die Sprache. Umriss einer Linguistik des Essens«, in *Kulturthema Essen* (s. Fn. 4), S. 245–255, hier S. 246f., 249f.

7 Bester Überblick über Stand und Perspektiven der Erforschung bei Alexander Reck, »Die deutschsprachigen Kochbücher des Mittelalters«, in *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 109 (2001), S. 82–104; Sammlung von Quellentexten in elektronischer Form im Projekt »Monumenta Culinaria et Diaetetica Historica« sowie umfassende Bibliographie zu den Themen Kochen, Nahrungsmittel, Wein von Thomas Gloning unter <http://uni-giessen.de/gloning/kobu.htm> (28. 2. 2009). Von Trude Ehlert, die die Würzburger Arbeitsstelle zur Erforschung mittelalterlicher Kochrezeptliteratur leitet, stammt auch die wohl erfolgreichste Sammlung mittelalterlicher Rezepte für die moderne Küche: *Das Kochbuch des Mittelalters*, 4. Aufl., Düsseldorf 2007.

8 Vgl. Sabine Bunsmann-Hopf, *Zur Sprache in Kochbüchern des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Ein fachkundliches Wörterbuch*, Würzburg 2003 (Würzburger medizinhistorische Forschungen Bd. 80).



einem direkten Zugang.<sup>9</sup> Schwierigkeiten liegen in der bevorzugten Ausrichtung der Überlieferung auf den religiös-geistigen Bereich sowie dem damit verbundenen Auftreten vieler Wörter in metaphorischen Verwendungsweisen. Bei Vorlagetexten aus Bibel und Antike sind zusätzlich die kulturellen Kontraste zu berücksichtigen, durch die mittelalterliche Lebensrealität oft nur gebrochen gespiegelt wird. Erst die Sachglossare der späalthochdeutschen Periode bieten themenbezogene Zusammenstellungen in einigem Umfang.

Tragfähige Aussagen sind deshalb aus den Sprachzeugnissen allein nicht zu gewinnen. Vielmehr ist zuerst eine Verankerung in den sachbezogenen Informationen zu suchen, um von dorthier die Brücke zu den Sprachquellen zu schlagen. Zugänge zu dem Phänomen Nahrung und Nahrungszubereitung in historischer Dimension werden von der Mittelalterarchäologie, der kulturwissenschaftlichen sowie alltags- und sozialgeschichtlich orientierten Forschung sowie der ethnologischen Nahrungsforschung gesucht. Von den dort ausgewerteten Quellengruppen sind zu nennen:

- *Sachüberreste*: Von Bedeutung sind Gerät und Geschirr für Zubereitung und Verzehr von Speisen, daneben aber auch Nahrungsüberreste, Tierknochen, pflanzliche Reste bis hin zu Pflanzenpollen.
- *Bildquellen*: Als Dokument von einzigartigem Wert wird oft der St. Galler Klosterplan (um 825) herangezogen, der die Idealvorstellung einer karolingerzeitlichen Klosteranlage mit allen Wirtschaftseinheiten vermittelt, außerdem Illustrationen in Handschriften wie dem Utrecht-Psalter (9. Jh.) oder dem Hortus deliciarum (um 1180).
- *Schriftliche Quellen in lateinischer Sprache*: Hier können Leges und Urkunden verglichen werden, die Krongüterordnung *Capitulare de villis et curtis imperialibus* (Ende 8. Jh.) mit Anordnungen zu Viehzucht, Anbau von Obst, Gemüse und Heilpflanzen, Mühlenwesen, Vorratshaltung sowie Handwerkern, außerdem Urbare mit Aufzeichnungen über die Abgaben und Dienste, die *Regula Sancti Benedicti* (seit dem 6. Jh.) mit Festlegungen zu Art und Menge der Nahrung und zur Mitarbeit der Mönche bei der Zubereitung, dazu Konzilsbeschlüsse und Klosterstatuten oder auch biographische Quellen.

---

<sup>9</sup> Vgl. Elvira Glaser, »Glossen als Quelle althochdeutscher Alltagssprache?«, in Ursula Götz und Stefanie Stricker, Hg., *Neue Perspektiven der Sprachgeschichte. Internationales Kolloquium des Zentrums für Mittelalterstudien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg 11. und 12. Februar 2005*, Heidelberg 2006, S. 65–81, hier S. 67f.; Hugo Steger, »Sprachgeschichte als Geschichte der Textsorten, Kommunikationsbereiche und Semantiktypen«, in Werner Besch u. a., Hg., *Sprachgeschichte 1* (s. Fn. 3), S. 284–300, hier S. 289 u. 297.

Die Erkenntnisse zu den soziokulturellen Voraussetzungen der Nahrungsgewinnung und -verarbeitung im frühen Mittelalter, zu den dabei tätigen Personen, den Organisationsformen, verwendeten Geräten, Arbeitstechniken sowie hergestellten Nahrungsmitteln und Speisen bilden dann die Grundlage für die Ermittlung der Bezeichnungen sowie für die Herausarbeitung von Abgrenzungs- und Zuordnungskriterien. Diese Vorgehensweise ist der Methode der Onomasiologie verpflichtet. In Abgrenzung zu der älteren, unter der Formel ›Wörter und Sachen‹ bekannt gewordenen Forschungsrichtung – auf die im Titel dieses Beitrages noch einmal angespielt ist – geht die moderne historische Onomasiologie nicht mehr von einer direkten Beziehung zwischen Wort und Sache aus, sondern hat diese Auffassung durch ein Sprachzeichenmodell ersetzt, das zwischen der Sache und der diese bezeichnenden Ausdrucksform als Zwischengröße den Begriff ansetzt.

## 2. Wörter der Nahrungszubereitung

### 2.1 Zum Wortbestand

Wortschatz der Nahrungszubereitung in einem engeren Sinne kann über die entsprechenden Tätigkeitsverben sowie die Nomina agentis erfasst werden. Aus dem Material des Althochdeutschen Wörterbuchs – und damit die gesamte althochdeutsche Überlieferung berücksichtigend – ließen sich immerhin 99 Verben sowie 40 Personenbezeichnungen aus diesem Bereich ermitteln.<sup>10</sup> Trotz der Problematik der Quellenlage sind verbale Bezeichnungen aus allen Arbeitsgebieten der Herstellung von Nahrungsmitteln und Getränken sowie der Speisenzubereitung vertreten: beginnend mit der Reinigung und Zerkleinerung des Getreides und der Teig- und Breiherstellung, der Vorbereitung von Gemüse, dem Schlachten und der Fleischverarbeitung, der Herstellung von Milchprodukten über das Garen und Würzen, Konservieren und unmittelbare Vorbereiten zum Verzehr bis hin zur Herstellung von Getränken. Teilweise kann dies ein überraschend vielfältiger und spezifizierter Wortschatz sein. Als Beispiel seien von den Bezeichnungen für ›produktspezifische Tätigkeiten

---

<sup>10</sup> Vgl. Almut Mikeleitis-Winter, *Der Bereich Nahrungszubereitung im althochdeutschen Wortschatz. Onomasiologisch-semasiologische Untersuchungen*, Berlin 2001 (Althochdeutsches Wörterbuch. Beiband), insbes. S. 232 f., 311 u. 301 f. sowie die Wortartikel mit allen Belegen S. 77–229 und 269–308; jetzt auch dies., »Zum Wortschatz der Nahrung«, in Rolf Bergmann und Stefanie Stricker, Hg., *Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie*, Berlin, New York 2009 (im Druck).

zur Vorbereitung von Nahrungsmitteln‹ die ›Tätigkeiten zur Verarbeitung des Getreides‹ genannt:<sup>11</sup>

**a) Zerkleinern:** *gibliuuuan* ›zerstoßen, -stampfen‹ – *bôzen* ›zerstoßen, -stampfen‹ – *griozan* (Part. Prät.) ›grob gemahlen‹ – *malan* ›mahlen‹ – *zisamanemalan* ›zermahlen?‹ – *mullen* ›zerreiben, -stoßen‹ – *niuuuuan* ›zerstoßen‹ – *firniuuuuan* ›zerstoßen‹ – *stamphôn* ›zerstampfen, -stoßen‹ – *stemphen* ›stampfen‹; **b) Reinigen:** *feuuen* ›sieben‹ – *redan* ›sieben‹ – *rîtarôn* ›sieben, sichten‹ – *girîtarôn* ›sieben, sichten‹ – *siften* ›(fein) sieben‹; **c) Bereiten von Teig und Brei:** *theismen* ›durchsäuern‹ – *thuueran* ›vermengen‹ – *knetan* ›vermengen, (durch)kneten‹ – *giknetan* ›kneten?‹ – *zirlâzan* ›auflösen‹ – *ruoren* ›anrühren, vermengen‹ – *sûren* ›säuern, zur Gärung bringen‹ – *zitriban* ›auflösen‹.

Bezeichnungen für Personen, die Tätigkeiten der Nahrungsmittelherstellung ausüben, lassen sich nach den Wirtschaftsbereichen des Mühlenwesens, der Bäckerei, der Fleischverarbeitung, der Speisenzubereitung sowie der Getränkeherstellung gruppieren. Einen knappen Eindruck sollen die Bezeichnungen für den Bäcker bzw. die Bäckerin vermitteln:

*becka* – *beckeri* – *beckersa* – *brôtbecka* – *brôtbeckera*<sup>+</sup> – *brôtbeckeri* – *brôtbeckerin* – *brôtbeckila* – *brôtbecko* – *knetârin* – *phistur*.

## 2.2 Zur semantischen Analyse

Insgesamt waren mehr als 1 600 Einzelbelege zu prüfen, von denen schließlich etwa 440 für den Sachbereich Nahrungszubereitung näher auszuwerten waren. Fast zwei Drittel der Verben sind nämlich auch in anderen Bedeutungen und Verwendungsweisen bezeugt. So ist *siodan* nicht bloß Bezeichnung einer Garmethode sowie der Behandlung alkoholischer Getränke, sondern begegnet auch als technischer Ausdruck für das Läutern des Goldes, als Bezeichnung für das Brennen von Ziegeln, das Gerben von Fellen und das Erhitzen von Harz.

Die Untersuchung und Strukturierung der betreffenden Bedeutungen für alle ermittelten Wörter kann dann den Methoden der Semasiologie folgen. Es gelten dieselben Prinzipien der Beleganalyse wie bei der Erstellung der Wörterbuchartikel. Für jedes einzelne Vorkommen des Wortes muss der sprachliche Kontext untersucht werden. Hier wird jeweils nur eine Bedeutung von mehre-

<sup>11</sup> Alle Lexeme sind hier in althochdeutscher Form notiert, auf eine Bezeugung des Wortes in ausschließlich späten Handschriften ab dem 13. Jahrhundert wird gegebenenfalls hingewiesen (\*).

ren möglichen aktualisiert. Mit der Analyse der syntaktischen Strukturen und der syntagmatischen semantischen Beziehungen kann diese erfasst werden. Dafür sind bei den sogenannten literarischen Denkmälern mit zusammenhängendem althochdeutschen Text und gegebenenfalls zusätzlichem lateinischen Vorlagetext prinzipiell günstigere Voraussetzungen gegeben.

Bei den Glossen gestaltet sich die Analyse komplizierter. Für die Erschließung der kontextuellen semantischen Disambiguierung wird stets das lateinische Bezugswort in seinem Textzusammenhang herangezogen. Es bleibt dann im einzelnen zu beurteilen, inwieweit der Glossator die dort vorliegende spezielle Bedeutung des lateinischen Bezugswortes erfasste bzw. überhaupt zu erfassen beabsichtigte. Als Kriterien für die Einstufung als eine kontextgerechte Wiedergabe – als Kontextübersetzung bezeichnet<sup>12</sup> – kann die Berücksichtigung morphologischer oder syntaktischer Besonderheiten, vor allem jedoch spezieller Bedeutungsausprägungen gelten, die sich eben nur aus dem lateinischen Text erschließen. So wäre die Glossierung von lat. *coquere*, normalerweise ›kochen‹, durch ahd. *backan* ›backen‹ in *Coxerunt puochan* (Gl 1,321,39)<sup>13</sup> bei isoliertem Lemma kaum denkbar, sondern sie setzt die Kenntnis des Bibeltextes voraus, der vom Backen eines Teiges spricht: *coxeruntque farinam quam dudum conspersam de Aegypto tulerant* (Ex. 12,39). Ähnlich kann der Eintrag *Fac chohho* (Gl 1,813,17) zu *adfer mihi venationem tuam et fac cibos ut comedam* (Liber com., Gen. 27,7), in dem lat. *facere* ›machen‹ durch ein viel spezielleres *kohhôn* ›kochen‹ wiedergegeben ist, eigentlich nur zustande gekommen sein, weil der Glossator den Bibeltextzusammenhang beachtete, der von der Bereitung einer Mahlzeit berichtet, und sich bei der Wahl des Verbs semantisch von lat. *cibum* ›Speise‹ leiten ließ. Bei *Frixam in fannun kasuezzit* (Gl 1,280,25) zu *[David] partitus est ... singulis ... similam frixam oleo* (2. Reg. 6,19) ist die Garmethode *suueizen* ›braten, (in Fett) backen‹ für ein Gebäck sogar durch die zusätzliche Nennung des Küchengerätes *phanna* ›Pfanne‹ präzisiert.

Dem allen stehen andere Fälle gegenüber, in denen die Wortwahl auf deutscher Seite nicht mit der Kontextbedeutung des lateinischen Lemmas vereinbar ist, die sogenannten Vokabelübersetzungen. Sie können Fehlübersetzungen

---

12 Zu dem am Leipziger Althochdeutschen Wörterbuch entwickelten methodischen Konzept vgl. Heinrich Götz, »Zur Bedeutungsanalyse und Darstellung althochdeutscher Glossen«, in Rudolf Große, Siegfried Blum und Heinrich Götz, *Beiträge zur Bedeutungerschließung im Althochdeutschen Wortschatz*, Berlin 1977 (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Klasse, 118, 1), S. 53–208.

13 Für die abgekürzt zitierten Quellenangaben vgl. *Althochdeutsches Wörterbuch*. Auf Grund der von Elias v. Steinmeyer hinterlassenen Sammlungen im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig bearb. und hrsg. von Elisabeth Karg-Gasterstädt und Theodor Frings, Bd. 1, Berlin 1968, S. VIII–XXII.

sein oder aber auf dem Wunsch basieren, ein lateinisches Wort einfach in seiner geläufigsten Bedeutung wiederzugeben.

Bei der Analyse aller zum onomasiologischen Paradigma gehörenden Wörter ergeben sich vielfältige Auswertungsansätze. Aus der Verteilung der Wörter und Belege auf die beiden großen Quellengruppen des Althochdeutschen wird einmal mehr deutlich, welche überragende Bedeutung der in der älteren Forschung lange unterschätzten Glossenüberlieferung für unsere Kenntnis bestimmter Wortschätze zukommt. Von den 99 Verben stammen 38 überhaupt nur aus Glossen und weitere 22 sind in relevanten Bedeutungen nur hier überliefert. Praktisch ausschließlich in Glossen sind die Personenbezeichnungen tradiert. Oftmals sind es ganz bestimmte Textzusammenhänge, die offenbar eine spezielle Attraktivität für die Glossatoren besaßen und denen jeweils eine ganze Reihe von Übersetzungsversuchen zu verdanken ist. Zu dem Bildwort von den Pharisäern, die die Mücken aus ihren Getränken heraussehen, ganze Kamele jedoch verschlucken (Matth. 23,24), sind lat. *excolare* bzw. *liquare* ›heraussehen‹ mit immerhin fünf verschiedenen Verben wiedergegeben: *sihan*, *ûz-sihan*, *abaflôzen*, *ûzflôzen* und *ûzfliozan*.

### 2.3 Zur Ausdifferenzierung des Wortschatzbereiches

Auch die zeitliche Verteilung innerhalb der althochdeutschen Überlieferung muss selbstverständlich Berücksichtigung finden, etwa um neu aufkommendes oder veraltendes, später nicht mehr gebräuchliches Wortgut zu erkennen. Allerdings kann der Zeitpunkt des Auftretens in den Quellen allein kaum etwas über das tatsächliche Alter der Wörter aussagen. Der verbale Wortschatz für den Bereich der Nahrungszubereitung muss schon frühzeitig gut ausgebaut gewesen sein. Starke Verben als indogermanisch-germanisches Erbgut bilden den Kern der onomasiologisch motivierten Gruppen, indem sie so grundlegende, seit alters angewandte Techniken bezeichnen wie das Zerkleinern von Getreide (vgl. *malan*, *niuuan*), das Bereiten von Teig (*knetan*) und das Garen von Nahrungsmitteln (*siodan*, *backan*, *brâtan*). Auch viele der sekundär gebildeten schwachen Verben sind bereits für gemein- oder zumindest westgermanische Zeit vorauszusetzen, wie sich aus dem Vorhandensein von Entsprechungen in anderen altgermanischen Sprachen schließen lässt. Sie können ursprünglich als deverbale Bildungen mit kausativer oder iterativ-intensiver Bedeutung entstanden sein (*jerien* ›in Gärung bringen‹ zu *jesan* ›gären‹ bzw. *mullen* zu *malan*). Häufiger sind aber denominaler Ableitungen, die als desubstantivische Faktitiva, als Instrumentativa, Ornativa sowie Privativa den Inhalt oder das Ergebnis der Tätigkeit (*slahtôn* ›schlachten‹ zu *slahta* ›Tötung‹ bzw. *lidôn* ›zerlegen, in Stücke

schneiden‹ zu *lid* ›Glied‹), das verwendete Gerät (*hersten* ›rösten‹ zu *harst* ›Bratrost‹), einen beizufügenden Nahrungszusatz (*uuurzen* ›(mit Kräutern) würzen‹ zu *uuurz* ›Kraut‹), ein zu entfernendes Teil (*feimen* ›Schaum abheben, abschäumen‹ zu *feim* ›Schaum‹) oder auch als deadjektivische Faktitiva eine durch die Tätigkeit zu erreichende Eigenschaft eines Objekts (*lúttaren* ›abklären, reinigen‹ zu *lúttar* ›rein‹) zum Ausgangspunkt ihrer Motiviertheit haben. Die weitere Ausdifferenzierung der verbalen Bezeichnungen im Althochdeutschen konnte dann, vor allem im Hinblick auf das Ausdrücken von Bewegungsrichtungen und Aktionsarten, in starkem Maße über Präfigierungen erfolgen (*zisamane-giozan* ›zusammenschütten, -gießen‹). Mit den Neuerungen der Sachkultur bei Weinbau und Kochkunst wurden schließlich entsprechende lateinische Verben als Lehnwörter übernommen (*miskan* ›mischen‹, *kohhôn* ›kochen‹, *temparôn* ›würzen‹ oder *pressôn* ›auspressen, keltern‹).

Bei den Personenbezeichnungen dagegen scheint es sich größtenteils um Neubildungen althochdeutscher Zeit zu handeln. Die Notwendigkeit, Personen nach einer spezialisierten, berufsmäßig ausgeübten Tätigkeit in der Nahrungszubereitung zu bezeichnen, konnte sich erst mit zunehmender Arbeitsteilung in diesem Bereich nach und nach ergeben. Im früheren Mittelalter zeichnen sich arbeitsteilige handwerkliche Bereiche zunächst innerhalb der komplexeren Einheiten großer Grundwirtschaften ab. Im dörflichen Bereich bestanden verschiedene Formen handwerklicher Nebentätigkeit. Mit dem Aufblühen der Städte ab dem 11. Jahrhundert ist dann eine fortschreitende Arbeitsteilung und Spezialisierung des Nahrungshandwerks verbunden, die sich auch im Anwachsen von Berufsbezeichnungen zeigt.<sup>14</sup> In diesem Spannungsfeld sind die vorgefundenen Personenbezeichnungen zu verstehen. Für Frauen war in Bäckereien und großen Küchen eine eigene (Berufs-)Tätigkeit durchaus möglich. Öfter beziehen sich weibliche Berufsbezeichnungen jedoch auf die Ehefrau oder Witwe eines Handwerkers, was bei *mulinersa* ›Müllerin‹ der Fall sein dürfte.

Interessante Fragestellungen zu den Nomina agentis betreffen die Wortbildungsstruktur als Kompositum oder Ableitung mit unterschiedlich produktiven Suffixen sowie die Motiviertheit der Bildungen. Eine Anzahl von Ableitungen ist zu Wortgruppen aus Verb und Akkusativergänzung gebildet wie z. B. *fleischackâri*<sup>+</sup> und *fleischackil* ›Fleischer‹ zu *\*fleisc hackôn* ›Fleisch hacken‹ oder *furscuria* ›Herd-, Küchenmagd‹ zu *\*fiur scurien* ›Feuer schüren‹. Eine Anknüpfung an die charakteristische Arbeitstätigkeit in Kombination mit dem

---

14 Vgl. Dieter Möhn, »Die deutschen handwerklichen Fachsprachen und ihre Erforschung. Eine Übersicht«, in Lothar Hoffmann u. a., Hg., *Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*, Bd. 1, Berlin, New York 1998 (HSK 14, 1), S. 1020–1039, hier S. 1023 f.

Produkt bot sich für die neu entstehenden Nomina agentis dieses Sachbereichs offenbar besonders an. Die weiblichen Personenbezeichnungen können entweder parallel zu einer männlichen gebildet sein (*brôtbecka* neben *brôtbecko*) oder durch Motion von einer solchen abgeleitet (*beckersa* zu *beckeri*). Lehnwörter sind z. B. *mulinâri* ›Müller‹, *koh* ›Koch‹, *phistur* ›Bäcker‹, *mezzilâri* ›Fleischer‹ und *uuînzuril* ›Winzer‹.

## 2.4 Zu lexikologischen Bezügen innerhalb der onomasiologischen Gruppen

Innerhalb der onomasiologischen Gruppen fallen an einigen Stellen unbesetzte Positionen unmittelbar auf. Bezeichnungen etwa für die Konservierungsmethode des Räucherns oder für die Butterbereitung fehlen ganz, außerdem ein übergreifender Ausdruck für das Bierbrauen sowie eine Personenbezeichnung aus der Milchwirtschaft. Aber auch darüber hinaus ist quellenbedingt mit Lücken zu rechnen. Viele Ausdrücke sind lediglich als Hapaxlegomena bezeugt oder begegnen nur in wenig charakteristischen Belegsituationen, so dass sie sich nicht annähernd in ihrem gesamten Bedeutungsumfang rekonstruieren lassen.

Punktuell werden aber die verschiedenartigen Beziehungen sichtbar, die zwischen den Verben einer Gruppe bestanden haben können: übergreifende Bezeichnung neben spezieller Bezeichnung eines Einzelverfahrens (*temparôn* ›würzen‹ neben *suozen* ›süß, genießbar machen‹, *salzan* ›salzen‹, *uuurzen* ›(mit Kräutern) würzen‹), Ausdrücke für aufeinanderfolgende Schritte in einem Handlungsablauf (bei der Fleischverarbeitung: *slahan* ›schlachten‹, *fillen* ›(die Haut) abziehen, abhäuten‹, *lidôn* ›zerlegen, in Stücke schneiden‹; bei der Weinherstellung: *tretan* ›(Trauben) (aus)treten‹ und *pressôn* ›auspressen, keltern‹ für das Treten der Früchte mit den Füßen bzw. das Auspressen mit mechanischen Geräten), Wörter für alternativ zueinander einzusetzende Verfahren (*stamphôn* ›zerstampfen, -stoßen‹ und *malan* ›mahlen‹ für die technologisch unterschiedlichen Methoden zum Zerkleinern des Getreides im Mörser bzw. in der Mühle; *siodan* ›sieden, kochen‹, *brâtan* ›braten‹ und *backan* ›backen‹ für unterschiedliche Garverfahren), Beziehungen einer lokalen oder aktionalen Abstufung zwischen Basisverben und zugehörigen Präfixbildungen (*misken* ›mischen‹ und *zisamanemisken* ›vermischen‹ bzw. *siodan* ›sieden, kochen‹ und *firsiodan* ›zerkochen‹).

Auch regionale Differenzierungen können eine Rolle spielen, die für das Althochdeutsche oft nur schwer fassbar sind. Bei den vielfältigen Bezeichnungen für Bäcker lässt sich aber in Ansätzen bereits die aus späterer Zeit bekannte regionale Verteilung der Heteronyme ausmachen: *beckeri* erscheint in

mitteldeutschen Handschriften, (*brôt*)*becko* und *phistur* dagegen mit vorwiegend oberdeutscher Verbreitung. Für *beckersa* ist auf Grund des speziellen Motivierungssuffixes von einer Beschränkung auf mittelfränkisches Sprachgebiet auszugehen.

### 3. Überlegungen zur Alltagssprachlichkeit

Die Frage, inwieweit nun das vorgefundene Wortgut tatsächlich alltagssprachlich – im Sinne von »Sprechen im Alltag und über Alltägliches«<sup>15</sup> – gebraucht worden ist, lässt sich selbstverständlich nicht pauschal klären. Bei sachbezogenem Wortschatz zu einem Grundbereich der Lebenspraxis darf das für einen größeren Teil der Fälle aber vorausgesetzt werden.

Indizien dafür, dass ein allgemein geläufiger Ausdruck vorliegt, lassen sich oft anhand der einzelnen Übersetzungssituation finden. War dem Glossator – über eine bloße Einzelentsprechung zum lateinischen Lemma hinaus – sichtlich an einer sachgerechten Erfassung des im Kontextzusammenhang Gemeinten gelegen und lässt sich dabei eine (zumindest ansatzweise) eigenständige Wiedergabe erkennen, so dürfte mit einiger Wahrscheinlichkeit auch gebräuchliches Wortgut zugrunde liegen. Auch die Verwendung eines Verbs bei der Übersetzung biblischer Gleichnisse und Bilder, wo Neues gerade durch Anknüpfung an Alltägliches und Bekanntes vermittelt bzw. schwerer Fassliches dadurch veranschaulicht werden sollte, kann letztlich den Schluss auf Sprachwirklichkeit und höhere Benutzungsfrequenz einer Bezeichnung zulassen. Weitere Kriterien können Parallelen in anderen altgermanischen Sprachen sein sowie ein Weiterleben des Wortes im Mittelhochdeutschen und darüber hinaus, z. T. auch in den Mundarten.

Umgekehrt können im Einzelfall bestimmte Indizien gegen eine alltagssprachliche Gültigkeit sprechen. Bei einem Wortbildungsprodukt in enger Nachbildung des glossierten Lateins, mit geringer Bezeugungsfrequenz sowie ohne weitere Parallelen wird es sich vermutlich um eine bloße Ad-hoc-Bildung des Glossators handeln, die keinen Bestand hatte.

Eine Abgrenzung hätte auf der anderen Seite auch gegenüber möglichen fachsprachlichen Sonderverwendungen zu erfolgen. Unzweifelhaft sind in dem vorgefundenen Wortmaterial Reflexe bereits ausdifferenzierter Sach- und Fachwortschätze auszumachen. So behandelt das Kapitel *De mensis et escis* des spätalthochdeutschen Summarum Heinrici einige Zubereitungsformen für Fleischgerichte: nach *Crudum rov* »roh« sind das *Frixum girostit* »geröstet«,

---

15 Vgl. Elvira Glaser, »Glossen« (s. Fn. 9), S. 66. Für das folgende vgl. S. 65–71.



*Assum gibratin* ›gebraten‹, *Coctum gechochet* ›gekocht‹, *Elixum gisothin* ›gesotten‹, *Salsum gisalzin* ›gesalzen‹ (Gl 3,153,56–154,1; Hbr. I,336,318–322). Das Nomen agentis *slahtâri* ›Schlächter, Fleischer‹ ist mit verschiedenen Bezeichnungen aus der Fleischverarbeitung, vor allem für Fleischarten, Wurstsorten und tierische Fette, in einem kleinen Sachglossar zusammengefasst: *spechûs* ›Speisekammer (für Speck)‹, *spec* ›Speck‹, *bahho* ›Schinken, Speckseite‹, *smeroleib* ›Fettklumpen, Bauchfett‹, *unsliht* ›(Eingeweide-)Fett, Unschlitt‹, *spint* ›Fett, Speck‹, *uuurst* ›Wurst‹, *lebar(a)uuurst* ›Leberwurst‹, *brâtuuurst* ›eine Art Fleischwurst‹, *scubiling* ›Wurst‹, *slougrâto* ›Wurst(fleisch)‹, *sulza* ›Salzbrühe‹, *zantaring* ›Räucherfleisch, Braten‹, *lentibrâto* ›Lendenfleisch‹, *in(gi)slahti* ›Innereien, Kleingehacktes‹ u. a. (Gl 3,613,1–29). Dennoch ist für den Basisbereich Nahrungszubereitung noch kaum mit einer weitergehenden Ausgliederung der diesbezüglichen Kommunikation aus der allgemeinen Alltagskommunikation zu rechnen.<sup>16</sup>

#### 4. Nahrungswortschatz: Perspektiven

Bei einer weiteren lexikologischen Erschließung des Gesamtkomplexes Nahrung könnten die onomasiologischen Paradigmen der Verben und der Nomina agentis dann jeweils zu den übrigen Kategorien innerhalb ein und desselben Handlungszusammenhanges in Relation gesetzt werden. Die traditionell als Wortfelder bezeichneten Einheiten lassen sich als ›Rahmen‹ verstehen, die jeweils eine stereotype Situation als »musterhafte Ausformung von Sachen, Personen und Handlungen unter einem bestimmten Stichwort«<sup>17</sup> repräsentieren. Bezeichnungen für allgemeine Bedingungen der Ernährung, für Nahrungsmittel, Speisen und Getränke, für Geräte und Gefäße sowie Räume bzw. Gebäude für die Zubereitung und Lagerung müssten mit eingeschlossen werden. Über die in dem onomasiologischen Arbeitsschritt gewonnenen Informationen wird das für die historische Sprachgemeinschaft situationspezifisch verfügbare Wissen zumindest ansatzweise rekonstruiert. Wenn Bezeichnungen eines Sinnzusammenhangs zunächst unabhängig von der Wortart der Lexeme erfasst sind, so können Beziehungen im Wortschatz, etwa der maßgebliche Aus-

16 Vgl. Wilfried Seibicke, »Fachsprachen in historischer Entwicklung«, in Werner Besch u. a., Hg., *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl., Bd. 3, Berlin, New York 2003 (HSK 2, 3), S. 2377–2391, hier S. 2378.

17 Dieses Konzept ist vorgestellt und zuerst für Wortschatz der Heilkunde nutzbar gemacht worden von Jörg Riecke, *Die Frühgeschichte der mittelalterlichen medizinischen Fachsprache im Deutschen*, 2 Bde., Berlin, New York 2004, hier Bd. 1, S. 83–87 (Zitat S. 85).

bau bestimmter Felder über einzelne besonders produktive Wortfamilien, deutlicher in den Blick gelangen. Dies soll im folgenden anhand dreier Beispiele angedeutet werden.

### *Beispiel 1: Bier*

Verschiedene Zeugnisse unterrichten über den großen Stellenwert von Bier und Brauwesen. Die Paläo-Ethnobotanik kann für das frühe Mittelalter zu den Bierwürzen auf archäologische Funde von Hopfen und Gagel verweisen, außerdem auf die Erwähnung in schriftlichen Zeugnissen. Die Herstellung des Bieres fiel zwar von alters her in den Bereich der bäuerlichen Hausarbeiten, speziell der Frauen – und darüber ist in den Quellen nur spärlich berichtet. Große kirchliche oder weltliche Grundherrschaften verfügten dagegen über eigene Brauhäuser, in denen spezialisierte männliche Arbeitskräfte tätig waren. So beauftragt das Capitulare de villis den Verwalter der königlichen Domänen, gute Fachleute dafür heranzuziehen.<sup>18</sup> Im St. Galler Klosterplan sind sogar für die Pilger, die Gäste und die Mönche gesonderte Brauereien vorgesehen, die jeweils mit einer Bäckerei zu einem Wirtschaftskomplex verbunden sein sollen. In der Darstellung der Brauerei des Gästehauses sind Sudhaus (mit Feuerstätten und Braukessel) und Kühlraum (mit Gärbottichen und Kühlschiffen) zu erkennen (vgl. Abb. 1). Die Beischriften lauten: *domus conficiendae celiae* ›Brauhaus‹ und *hic refrigeratur ceruisa* ›hier wird das Bier abgekühlt‹.

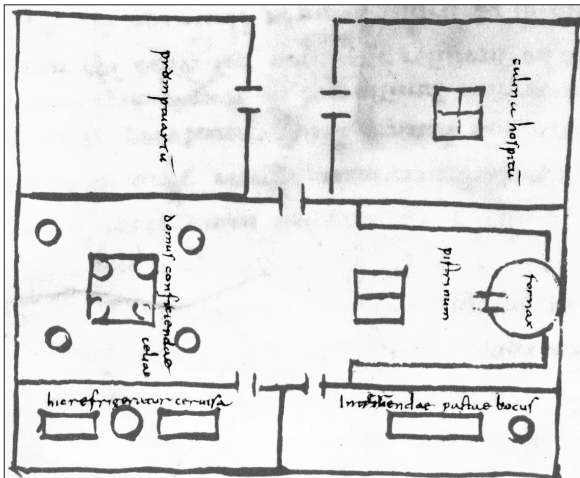


Abbildung 1:  
St. Galler Klosterplan  
(Detail), Stiftsbibliothek  
St. Gallen, Cod. Sang. 1092

<sup>18</sup> Für Nachweise, auch zum weiteren, vgl. Almut Mikeleitit-Winter, *Der Bereich Nahrungszubereitung* (s. Fn. 10), S. 45–76.

Ein Blick auf die Überlieferung, dargestellt als Rahmen ›Bierherstellung‹, bietet das folgende Bild:

1. **Ausgangsstoffe:** a) **Getreide:** *gersta* ›Gerste‹ – *habaro* ›Hafer‹ – *malz, malzi* ›Malz‹ – *uueizi* ›Weizen, Dinkel‹; b) **Zusätze:** *grúz* ›Bierwürze‹ – *honag* ›Honig‹ – *hopho* ›Hopfen‹ – *uuirz* ›Bierwürze‹;
2. **hergestellte Getränke:** *bior* ›Bier‹ – *grúz* ›(Weizen-, Gersten-)Bier‹ – *grúzing* ›(Weizen-, Gersten-)Bier‹ – *lúttartranc* ›Bier?‹;
3. **Nebenprodukte, Abfälle:** *heffa* ›Hefe, Bodensatz‹ – *trabo* ›Treber‹ – *trebir* ›Treber‹ – *truosana* ›Bodensatz, Hefe‹;
4. **Geräte, Gefäße:** *biorfaz* ›Bierkrug, -fass‹ – *briuphanna* ›Brau-, Siedepfanne‹ – *tharra* ›Darre‹ – *therra* ›Darre‹ – *gellita* ›Kübel, Eimer, Gelte‹ – *muoltra* ›Trog, Wanne‹ – *trog* ›Schüssel, Trog‹ – *trugilín* ›Schüssel, kleiner Trog‹;
5. **Herstellungsort:** *briuhús* ›Brauhaus, Brauerei‹;
6. **Tätigkeiten:** *therren* ›dörren‹ – *jerien* ›in Gärung bringen‹ – *milsken* (Part. Prät.) ›mit Honig gesüßt‹ – *irsezzen* ›ansetzen‹ – *siodan* ›sieden, kochen‹;
7. **Personen:** *briumeistar* ›Braumeister‹ – *briuuuâri* ›(Bier-)Braucher‹ – *briuuuino* ›(Bier-)Braucher‹ – *grúzeri* ›Bierbrauer‹.

Zwar sind einige Tätigkeits- und Personenbezeichnungen sowie verschiedene Ausdrücke für die verwendeten Ausgangsstoffe, das Produkt Bier, Geräte und Gefäße zu finden, es fehlt jedoch, wie bereits erwähnt, ein eigentlich zu erwartender übergreifender Ausdruck für die Bierbereitung. Innerhalb des Rahmens ›Bierherstellung‹ zeugen nun aber die Lexeme *briuhús* und *briuphanna* zusammen mit den Nomina-agentis-Bildungen *briuuuino*, *briuuuâri* sowie *briumeistar* davon, dass ein Verb *\*briuuuan* im Althochdeutschen bereits üblich gewesen ist und nur überlieferungsbedingt fehlt. Gestützt wird dies auch durch Parallelen in anderen altgermanischen Sprachen.<sup>19</sup> Der nach den sachgeschichtlichen Informationen durchaus bedeutsame Bereich des Bierbrauens ist in der Überlieferung insgesamt weit geringer repräsentiert als die Weinherstellung, für die bereits Textvorlagen der Bibel und antiker Schriftsteller reichlich Ansatzpunkte boten. Schließlich hält die althochdeutsche Überlieferung aber doch noch eine kleine Kostbarkeit bereit, den einzigen Beleg für *irsezzen* ›ansetzen‹. In einem St. Galler Spottvers (9. Jh.) spiegelt sich ländliches Brauchtum der Zeit. Erzählt wird von einem Verlobungsritual. Der Verlobungstrunk ist bereitet, doch dann wird die Verbindung wieder aufgelöst, wohl wegen Unfruchtbarkeit der Braut: *Liubene ersazta sine gruz unde kab sina tohter uz: to cham aber Starzfidere, prahta imo sina tohter uuidere* (S401,2) ›Liubene setzte sein Weizenbier an und gab

<sup>19</sup> Vgl. dazu ebd., S.203 sowie S.205 zu einem vereinzelt Beleg für altsächsisch *gibreuwan* in einem Werdener Urbar.

seine Tochter aus: Da kam aber Starzfidere, brachte ihm seine Tochter wieder<sup>20</sup>.

### *Beispiel 2: Butter*

Die Illustrationen des Utrecht-Psalters, die manche kulturelle Errungenschaft der Karolingerzeit darstellen, enthalten auch die frühe Abbildung eines Butterfassers.



Abbildung 2: Utrecht-Psalter  
(Detail), Universitätsbibliothek  
Utrecht, MS. 32, fol. 86r

Mit gewissen regionalen Unterschieden blieb das Produkt Butter aber, wohl auch wegen der aufwändigen Herstellung, bis ins hohe Mittelalter ein Nahrungsmittel von eher exklusiver Stellung. Die ohnehin nur begrenzt anfallende Milch wurde häufiger zu Käse verarbeitet. Vor allem dem einfachen Sauermilchkäse kam als allgemeinem Nahrungsmittel breiter Bevölkerungskreise große Bedeutung zu. In einem möglichen Rahmen ›Herstellung von Milchprodukten‹ stellt sich der überlieferte Wortschatz wie folgt dar:

---

<sup>20</sup> Übersetzung nach Stephan Müller, Hg., *Althochdeutsche Literatur. Eine kommentierte Anthologie*, Stuttgart 2007, S. 261.

1. **Ausgangsstoffe:** **a) Milch:** *miluh* ›Milch‹; **b) Zusätze:** ?*girunnan*<sup>+</sup> ›Gerinnungsmittel, Lab‹ – *girunnida* ›Gerinnungsmittel, Lab‹ – *girunst* ›Gerinnungsmittel, Lab‹ – *kâsilubbi*, *-lubba* ›Lab zur Käseherstellung‹ – *lab* ›Lab‹ – *quâgul* ›Lab‹ – *rennisal* ›Gerinnungsmittel, Lab‹;
2. **Milchprodukte:** **a) Rahm:** *roum* ›Milchrahm, Sahne‹; **b) Butter:** *anko* ›Butter‹ – *anksmero* ›Butter(schmalz)‹ – *ankspint* ›Butter(schmalz)‹ – *butira* ›Butter‹ – *kuosmero* ›Butter‹ – *miluhsmalz* ›Butter‹ – *slegibatta* ›(frisch geschlagene) Butter‹ – ?*smero* ›(Butter-)Schmalz‹; **c) Käse:** *formizzi* ›(geformter) Käse, Käseleib‹ – *kâsi* ›(geformter) Käse‹; **d) Buttermilch, Molke, Quark:** *kâsiuuazzar* ›Käsewasser, Molke‹ – *molkan* ›Molke, Quark?‹ – *scotto* ›Quark, Molke‹ – *slegimelc* ›Buttermilch, Molke‹ – *slegimelc* ›Buttermilch, Molke‹ – *ueezizihha* ›Molke‹;
3. **Geräte, Gefäße:** *kâsibora* ›Käsekorb‹ – *kâsifaz* ›Käsekorb, -form‹ – *kâsikar* ›Käsekorb, -form‹ – *kâsikorb* ›Käsekorb‹ – *kâsinaph*<sup>+</sup> ›Käseform, -korb‹ – *kâsiuuazzarkar* ›Gefäß für Molke‹ – *kurbilin* ›kleiner Korb‹ – *sîha* ›Seihe‹ – *sîhtuoh* ›Seihetuch‹ – *zeina* ›Korb‹;
4. **Herstellungsort:** *kasari* ›Sennhütte‹;
5. **Tätigkeiten:** *thûhen* ›festdrücken, pressen‹ – *githûhen* ›zusammendrücken, -pressen, formen‹ – *girennen* ›gerinnen lassen, zum Gerinnen bringen‹ – *sîhan* ›(heraus)sehen‹;
6. **Vorgänge:** *zisamanefaran* ›gerinnen‹ – *girinnan* ›gerinnen‹.

Für das Produkt Butter standen als einheimische Bezeichnungen mit regionaler Differenzierung *anko* (im Oberdeutschen, vorwiegend im Alemannischen) sowie die Komposita mit *smero* und *smalz*, beide ›Fett, Schmalz‹, zur Verfügung. Sie wurden später teilweise durch das Lehnwort *butira* ersetzt, das als kulturelles Wanderwort wohl über die Klosterwirtschaft in Verbindung mit Neuerungen in der Zubereitung (festere Konsistenz, bessere Haltbarkeit) in Gebrauch kam. Insgesamt dominieren aber Bezeichnungen aus der Käseherstellung, auch mit einigen speziellen Gerätebezeichnungen mit *kâsi* als Bestimmungswort sowie den Tätigkeitsbezeichnungen. Vielleicht könnte nach dem Kompositum *slegibatta* das Verb ahd. *slahan* ›schlagen‹ für die Tätigkeit bei der Butterbereitung verwendet worden sein, direkte Belege dafür liegen aber nicht vor.

Mit der Frage nach Personenbezeichnungen aus der Milchverarbeitung ist auch die Grenzziehung gegenüber dem Wortschatz der landwirtschaftlichen Urproduktion angesprochen. Arbeiten der Butter- und Käseherstellung fielen in den Almwirtschaften in den Aufgabenbereich des Senns. Die überlieferten Belege für ahd. *senno* und auch für *suueigo* sowie *suueigâri* geben hierfür jedoch keine unmittelbaren Hinweise, für sie kann lediglich die Bedeutung ›Hirt, Schäfer‹ bzw. ›Rinderhirt‹ angegeben werden.<sup>21</sup> Übergänge und Überschneidungen zwischen unterschiedlichen Rahmen wären in jedem Fall in den Blick zu nehmen.

21 Vgl. auch Juliane Brandsch, *Bezeichnungen für Bauern und Hofgesinde im Althochdeutschen*, Berlin 1987 (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Klasse, 127, 4), S. 51 f.

### Beispiel 3: Brezel

Aus dem Hortus deliciarum der Herrad von Hohenburg ist die Miniatur zum Mahl der Esther überliefert, wo neben anderem Gebäck eine Brezel in besonderer Ausformung zu sehen ist (vgl. Abb. 3). Auch andere mittelalterliche Handschriften zeigen im Kontext biblischer Motive Abbildungen der Brezel. Selbstverständlich sind Fragen der Stilisierung und bestimmter Topoi zu berücksichtigen, jedoch werden durchaus Rückschlüsse auf die Formentwicklung – vom geöffneten Ring zur geschlungenen Brezel – und die Stellung dieses ursprünglich eucharistischen Gebäcks gezogen.<sup>22</sup>

Eine fast unvorstellbare Vielfalt an Brotsorten nach Form, Zutaten und Zubereitungsweise zählen die *Benedictiones ad mensas* (um 1030) auf, die aus der Feder Ekkeharths IV. von St. Gallen stammenden Speisesegnungen. Die Forschung geht mittlerweile davon aus, dass diese lateinische Dichtung – an einigen Stellen sogar deutsch glossiert – eher um der Vers- und Reimtechnik

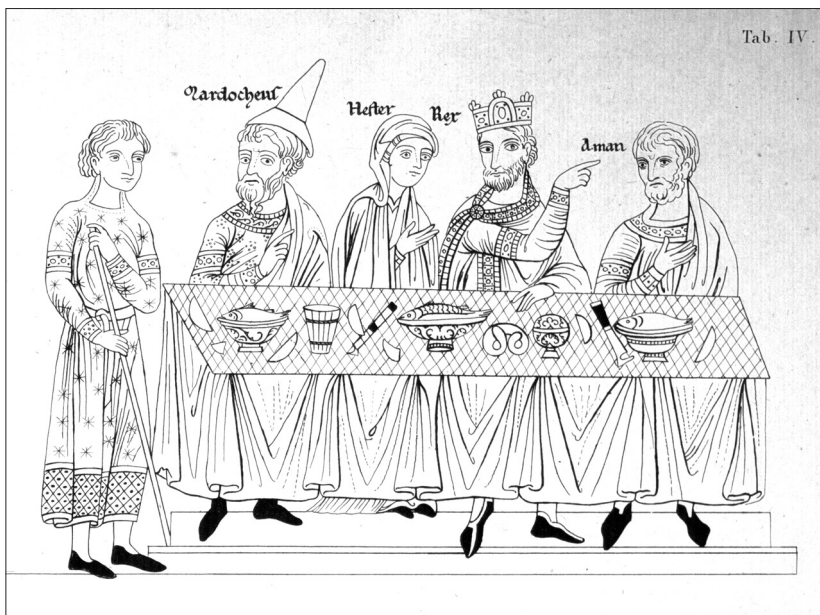


Abbildung 3: Hortus deliciarum der Herrad von Hohenburg (Detail), Nachzeichnung bei Christian Moritz Engelhardt, Herrad von Landsberg, Stuttgart und Tübingen 1818, Tafel 4, Exemplar der Universitätsbibliothek Leipzig, Gr. Fol. 679

<sup>22</sup> Vgl. Irene Krauß, *Gelungen geschlungen. Das große Buch der Brezel. Wissenswertes, Alltägliches, Kurioses*, Tübingen 2003, S. 14–34.

willen geschrieben ist und alle nur denkbaren Speisen besingt, als dass sich hier reales Klosterleben der Zeit abbildet. Die Frage nach den Bezeichnungen für Brot und Feingebäck im Althochdeutschen und den darin möglicherweise erkennbaren Differenzierungen ist jedoch aufgeworfen. Allein als Bezeichnung der Brezel finden sich in der althochdeutschen Überlieferung vier Wörter: *brezzila*, *brezzitel(la)*, *brezzita*, *brezza*, die als Lehnwörter auf verschiedene mittellateinische Ableitungen zu lat. *brachium* ›Arm‹ zurückgehen.<sup>23</sup> Ausdrücke wie *ring*, *brôtring* und *bougbrôt* in Doppel- oder Parallelglossierungen beziehen sich auf ringförmige bzw. runde Gebäcke. Für die lateinischen Lemmata *collyrida* und *crustula/-um* und auch *torta* sowie für die Glossen *kuohho* und *flado* in weiteren Parallelhandschriften sind wohl die Bedeutungsangaben ›Kuchen‹ bzw. auch allgemeiner ›Feingebäck‹ angezeigt. Erst der Vergleich mit weiteren Gebäckbezeichnungen kann eine umfassende Beurteilung ermöglichen.

In den bisher publizierten Bänden des Althochdeutschen Wörterbuchs mit den Buchstaben A bis L sind nicht weniger als 36 verschiedene Bezeichnungen für Brot und Feingebäcke behandelt, wobei unter dem Ansatz *brôt* noch eine ganze Anzahl an Ausdrücken für spezielle Brotsorten hinzukommt. Ist das Wörterbuch einmal fertiggestellt, werden darin fast 60 dieser teilweise recht speziellen und kulturgeschichtlich hochinteressanten Wörter enthalten sein. Eine eigene Untersuchung wäre auf jeden Fall lohnenswert.

---

23 *Althochdeutsches Wörterbuch 1* (s.Fn.13), Sp.1377; Albert L. Lloyd, Rosemarie Lühr und Otto Springer, *Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen*, Bd.2, Göttingen, Zürich 1998, Sp. 330 f.

Maria Kozianka

## ›Herz‹ im Etymologischen Wörterbuch des Althochdeutschen

Eine Zeile aus einem Epigramm Herders erregte seinerzeit erheblichen Unmut bei Goethe

»Der von Göttern du stammst, von Gothen oder vom Kothe.«<sup>1</sup>

Mithilfe eines etymologischen Wörterbuchs wäre es Goethe möglich gewesen, Herder zu korrigieren und die beiden letztgenannten Varianten auszuschließen. Für die Erklärung seines Namens kommen nun zwei Möglichkeiten in Betracht. Zum einen kann es sich um die Kurzform eines ursprünglich zweigliedrigen Namens mit dem Vorderglied althochdeutsch *got* ›Gott‹ handeln, einem bereits seit dem 8. Jahrhundert belegten Maskulinum, das in allen germanischen Sprachen Entsprechungen hat. Vergleichen lässt sich dann der Familienname *Kunz*, der auf ein zweigliedriges *Kon-rad* zurückgeht. So ist der Name *Gödeke* eine Variante des Namens *Goethe*, da er ebenfalls von einem zweigliedrigen *Gott-fried* oder *Gott-hold*, *Gott-hard* gebildet wurde.<sup>2</sup> Zum anderen ist der Name *Goethe* mit dem maskulinen *n*-Stamm mittelniederdeutsch *gode*, mittelhochdeutsch *göte* ›Pate, Taufpate‹ in Verbindung zu bringen. Etwas älter als das Maskulinum ist das seit dem 12. Jahrhundert in Glossen belegte schwache Femininum althochdeutsch *gota* ›Taufpatin‹, das lateinisch *admater*, *conmater* glossiert. Dem althochdeutschen femininen Substantiv entsprechen mittelniederdeutsch *gode*, *gade* und mittelniederländisch *gode*, *goede*. Diese westgermanischen Wörter setzen urgermanisch *\*gudōn-* voraus, einen von dem schon genannten Substantiv *\*guda-* ›Gott‹ abgeleiteten *n*-Stamm. Das Suffix urgermanisch *\*-ōn-* bringt hier eine Zugehörigkeit zum Ausdruck und hat eine movierende Funktion. Das heißt, dass mit Hilfe eines Suffixes eine feminine Personenbezeichnung von einer maskulinen abgeleitet wird, z. B. bildet man von neuhochdeutsch *Arzt* mit dem Suffix *-in* *Ärztin*. Wie *gota* ist auch alt-

---

1 *Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand*, Bd. 25, Stuttgart, Tübingen 1830, S. 308.

2 Vgl. Adolf Bach, *Deutsche Namenkunde*. Bd. 1, 1: *Die deutschen Personennamen*, Heidelberg 1952, S. 248 f.



hochdeutsch *hîwa* ›Gattin‹ mit dem Fortsetzer des Suffixes urgermanisch \*-ōn- von althochdeutsch *hîwo* ›Gatte‹ abgeleitet, genau genommen ist es ›die zum Gatten Gehörige‹, untergegangene Wörter, die in dem deutschen Lexem *Heirat* fortleben. Ähnlich ist althochdeutsch *bera* ›Bäarin‹ eigentlich ›die zum *bero* (Bären) Gehörige‹. Althochdeutsch *gota* ist also wörtlich ›die zu Gott Gehörige‹.

Doch kehren wir zu Goethe zurück: ganz gleich, welche der beiden Ableitungsmöglichkeiten in Betracht kommt – mit ›Gott‹ haben sie beide zu tun, und Herder hat mit seiner ersten Etymologie richtig gelegen.

Schon dieses kleine Beispiel zeigt den Nutzen etymologischer Forschung. Etymologische Wörterbücher sind, ganz allgemein gesagt, Hilfsmittel, die die Herkunft und Geschichte von Wörtern erklären.

Kommen wir nun zum *Etymologischen Wörterbuch des Althochdeutschen*:

Das Althochdeutsche gehört zur germanischen Sprachgruppe, die wiederum Teil der indogermanischen Sprachfamilie ist. Sprachen einer Sprachfamilie weisen lautliche, morphologische und lexikalische Übereinstimmungen auf. Sie sind miteinander genetisch verwandt, d. h. sie gehen auf einen gemeinsamen Ursprung zurück. Diese gemeinsame Grundsprache lässt sich mit den Methoden der Indogermanistik rekonstruieren.

Zur indogermanischen Sprachfamilie gehören außer dem Germanischen das Indo-Iranische mit seinen ältesten Vertretern Vedisch und Avestisch, das Griechische mit dem Mykenischen, das ausgestorbene Anatolische mit dem Hethitischen als Hauptvertreter, das gleichfalls ausgestorbene Tocharische, dann das Keltische mit dem Irischen, Kymrischen usw., das Italische mit Latein und Oskisch-Umbrisch sowie den modernen romanischen Sprachen, das Balto-Slawische und schließlich das Armenische und Albanische.

Das *Etymologische Wörterbuch des Althochdeutschen* untersucht die Herkunft und die Entwicklung des althochdeutschen Wortschatzes sowie die verwandtschaftlichen Beziehungen althochdeutscher Wörter zu Wörtern gleichen Ursprungs in den anderen indogermanischen Sprachen.

Die Arbeitsweise am Wörterbuch wird im Folgenden an einem Beispiel demonstriert, und zwar an einem Erbwort, das bis in die Neuzeit fortgesetzt ist und zum Grundwortschatz unserer Muttersprache gehört: Althochdeutsch *herza* ›Herz‹.

Für die Beschreibung der Beleglage und der Semantik greift das *Etymologische Wörterbuch des Althochdeutschen* u. a. auf das synchron angelegte Leipziger *Althochdeutsche Wörterbuch* zurück.

Althochdeutsch *herza*, ein neutraler *n*-Stamm, ist schon seit dem 8. Jahrhundert in Glossen und literarischen Denkmälern überliefert. Es bedeutet »Herz als inneres Organ des Menschen, als lebensbestimmender Teil des menschlichen Körpers, als Inbegriff des Inneren mit seinem Fühlen, Wollen

und Denken, als Ort der Seele und des Geistes, als Sitz der Tugenden und Untugenden, des Guten und Bösen, als Träger sittlich-religiöser Vorstellungen, Werte und Handlungen, als Sitz des Mutes, der Tatkraft, Stärke, als geistiges Zentrum, als Ort des Glaubens, Vertrauens, Hoffens, als Innerstes in allegorischer Auslegung«. <sup>3</sup> Lateinische Entsprechungen sind: *animus, cor, conscientia, mens, pectus*. Schon im Althochdeutschen kommt das Wort in zahlreichen Wendungen vor wie z. B. *mit firhartemo herzen* ›verstockt‹, eigtl. ›mit verhärtetem Herzen‹, *zi herzen kleban* ›jemandem am Herzen liegen‹.

Im Mittelhochdeutschen lautet die Form mit Abschwächung des Endsilbenvokals *herze*. In den obliquen Kasus treten neben schwachen auch starke Formen auf wie der Dativ Singular und Nominativ / Akkusativ Plural *herze*. In Analogie zu diesen starken Formen wurde ein endungsloser Nominativ Singular *herz* gebildet, der bis heute fortlebt.

Bis ins Neuhochdeutsche reichen die phraseologischen Wendungen mittelhochdeutsch *jemandem ze herzen gān* ›jemandem zu Herzen gehen‹ oder *jemandes herze brechen* ›jemanden todunglücklich machen‹. Auch in mittelhochdeutschen Paarformeln kommt *herze* häufig vor: z. B. komplementäres *herze unde lip* ›Herz/Gefühl/Verstand und Körper‹ und synonymes *herze unde muot* oder *herze unde sinne*, das je nach Kontext als ›Gesinnung, Empfinden, Verstand, Denken, Geist‹ aufzufassen ist. <sup>4</sup>

Die Bedeutung von *Herz* hat sich bis in das Neuhochdeutsche nicht geändert, noch heute bezeichnet es das Körperorgan und übertragen das ›Zentrum der Gefühlsempfindungen‹.

Wenden wir uns den Verwandten in den anderen germanischen Sprachen zu:

Dem althochdeutschen Wort entsprechen: Altsächsisch *herta* (Neutrum) <sup>5</sup>, mittelniederdeutsch *herte* und *harte* <sup>6</sup> (bei der *a*-Form ist Öffnung von *e* vor *r* + Dental eingetreten) und wie im Mittelhochdeutschen verkürztes *hert* (Neutrum), vereinzelt kommen auch feminine Formen vor. Im Altniederfränkischen haben wir neutrales *herta*, das als mittelniederländisch *herte, harte* und *hert, hart* (Neutrum, auch Femininum) und neuniederländisch *hart* (Neutrum) fortgesetzt ist. <sup>7</sup> Das *-a-* in neuniederländisch *hart* ist wohl eingetreten, um eine

---

<sup>3</sup> Vgl. Rudolf Große, Hg., *Althochdeutsches Wörterbuch*, Bd. 4, Berlin 1995, Sp. 1025–1037.

<sup>4</sup> Vgl. Jesko Friedrich, *Phraseologisches Wörterbuch des Mittelhochdeutschen*, Tübingen 2006, S. 214–216.

<sup>5</sup> Vgl. Edward Sehr, *Vollständiges Wörterbuch zum Heliand*, 2. Aufl., Göttingen 1966, S. 254.

<sup>6</sup> Vgl. Agathe Lasch und Conrad Borchling, *Mittelniederdeutsches Handwörterbuch*, Bd. 2, Münster 1960, S. 293 f.

<sup>7</sup> Vgl. Marlies Philippa u. a., *Etymologisch woordenboek van het Nederlands. F – Ka*, Amsterdam 2005, S. 388.

Homonymie mit neuniederländisch *hert* ›Hirsch‹ zu vermeiden. Im Altfrisischen entspricht *herte*, *hirte* Femininum ›Herz‹<sup>8</sup>, neufriesisch *hert* ist neutral. Im Altenglischen hat *heorte* ›Herz, Sinn, Geist, Wille, Mut, Verstand‹<sup>9</sup> feminines Genus, mitttelenglisch entspricht *herte*, neuenglisch *heart*. Im Nordgermanischen haben wir altisländisch *hjarta* (Neutrum) ›Herz, Sinn, Mut‹, neuisländisch, norwegisch *hjarta*, dänisch *hjerte*, schwedisch *hjärta*.<sup>10</sup> Altisländisch *hjarta* ist übrigens ins Orknische als *herto* entlehnt und wird als Kosename für Kühe gebraucht. Und schließlich entspricht althochdeutsch *herza* gotisch *hairto* ›Herz, καρδιά‹,<sup>11</sup> das häufig in Wulfilas Bibelübersetzung begegnet. Das althochdeutsche *z* im Unterschied zum stimmlosen Dental der anderen germanischen Sprachen ist das Resultat der 2. oder hochdeutschen Lautverschiebung.

Die Vorform der einzelsprachlichen Vertreter von ›Herz‹ lässt sich auf urgermanisch \**χertōn*- (Neutrum) zurückführen.

Das Wort flektiert als neutraler *n*-Stamm wie die Körperteilbezeichnungen *Auge* und *Ohr*. Das neutrale Genus bei Körperteilbezeichnungen ist alt; zu vergleichen sind hier die ein *n*-Suffix enthaltenden Heteroklitika altindisch *ásthi* ›Knochen‹ mit *n*-Suffix im Genitiv Singular *asthnáh*, *ákṣi* ›Auge‹, Genitiv Singular *akṣṇáh* usw. Zur Erklärung: Heteroklitische Nomina sind durch einen alten innerparadigmatischen Stammklassenwechsel charakterisiert. Fortsetzer eines ursprünglichen *r/n*-Heteroklitikons ist z. B. neuhochdeutsch *Wasser*, althochdeutsch *wazzar*, altsächsisch *watar*, altenglisch *wæter* < westgermanisch \**uatar*- mit Verallgemeinerung des *r*-Stamms, dem im Nord- und Ostgermanischen Bildungen mit *n*-Suffix gegenüberstehen, nämlich altisländisch *vatn*, gotisch *wato*. Das *n*-Suffix sehen wir im Genitiv Singular *watins*.

Wie eben schon erwähnt, erfolgte im Altfrisischen und Altenglischen und teilweise im Mittelniederdeutschen und Mittelniederländischen ein Übertritt des Wortes ins Femininum. Der Ausgang \**-ōn*- von urgermanisch \**χertōn*- konnte nämlich von den Sprechern auch als femininer *n*-Stamm interpretiert werden. In germanischen Komposita mit ›Herz‹ findet sich aber schon immer ein *a*-Stamm: Althochdeutsch *armherz*, gotisch *armhairts* ›barmherzig‹ als Lehnbildungen nach gleichbedeutendem lateinisch *misericors*, altenglisch *hēahheort* ›stolz‹, gotisch *hauhhairts* ›stolz‹, gotisch \**hrainjahairts* ›reinen Her-

8 Vgl. Ferdinand Holthausen, *Altfrisisches Wörterbuch*, 2., verb. Aufl. von Dietrich Hofmann, Heidelberg 1985, S. 43.

9 Vgl. Joseph Bosworth und Northcote Toller, *An Anglo-Saxon dictionary*, Oxford 1898 [1991], S. 530 f.

10 Vgl. Jan de Vries, *Altnordisches etymologisches Wörterbuch*, 2. verb. Aufl., Leiden 1977, S. 232.

11 Vgl. Winfred P. Lehmann, *Gothic etymological dictionary*, Leiden 1986, S. 171.

zens: als Lehnbildung nach griechisch *καθαρός τῆ καρδία*. Diese Adjektive sind Possessivkomposita der Bedeutung ›mit etwas versehen sein, etwas haben‹.

Verlassen wir nun den Bereich der Morphologie und Wortbildung und wenden uns der Bedeutungsgeschichte zu: Schon von alters her wurden die inneren Organe des Menschen mit Äußerungen des Willens, des Verstandes und des Gemütes in Verbindung gebracht. So gilt in vielen Kulturen die gesamte Zwerchfellregion als Sitz von Schmerz und Gemütsbewegungen. Im Germanischen war das Innenleben nach einer emotionalen und einer verstandesmäßigen Richtung differenziert; zu vergleichen sind hier Paarformeln wie althochdeutsch *hugu ioh muot*, altisländisch *hugr ok móðr*. Mit urgermanisch \**mōða-* ist dabei die Vorstellung des Aufwallens von Gefühlen verknüpft. Im altenglischen Beowulf werden derartige Emotionen im Herzen lokalisiert. *hugr* ist in der altnordischen Überlieferung ebenfalls im Herzen angesiedelt: *hugr er í hjarta*. Der Verzehr des Herzens kam daher dem Versuch gleich, sich die dort lokalisierten seelischen Kräfte anzueignen. So berichtet die *Ynglinga saga*, dass Ingjaldr das Herz eines Wolfes aß und dadurch zum grimmigsten und übelgesinntesten Menschen wurde. Und im *Brot af Sigurðarkviðu* bekommt Gothormr von Wolf und Schlange zu essen, um ihn zum Mord an Sigurðr zu bewegen.

Im Gegensatz zu den Vorstellungen der heidnischen Germanen ist das Herz als Sitz des Gefühls und besonders des Mitleids ein Bild, das die Griechen und Römer mit den Juden gemein hatten; vgl. deutsch *am Herzen liegen*, dänisch *ligge en på hjerte* mit lateinisch *cordi esse alicui*. Im Mittelalter knüpfte die wissenschaftliche wie die volkstümliche Begrifflichkeit an diese antiken Traditionen vom Herzen als der organischen und seelisch-geistigen Lebensmitte an. Dem alten Doppelsinn von griechisch *καρδία* entsprechend wurde dabei Herz auch mit Magen gleichgesetzt. In der biblischen und patristischen Theologie ist das Bild vom Herzen als Sitz des Gefühls und des Mitleids noch weiter entwickelt zu einem fundamentalen Bildwort für die Liebe Gottes. Biblischen Ursprungs sind auch viele Redewendungen wie z. B. deutsch *auf Herz und Nieren prüfen*, dänisch *prøve hjerter og nyrer* (Psalm 7, 10: »denn du, gerechter Gott, prüfest Herzen und Nieren«), deutsch *ein Herz und eine Seele*, dänisch *et hjerte og en sjæl* (Apostelgeschichte 4, 32: »Die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele«).<sup>12</sup> Wenn man also heute im Duden unter dem Stichwort *Herz* die beiden Bedeutungsangaben ›Organ‹ und ›Zentrum der Empfindungen‹ liest,<sup>13</sup> so ist klar, wo diese Bedeutungen ihren Ursprung nahmen.

<sup>12</sup> Vgl. Lutz Röhrich, *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, 6. Aufl., Bd. 2, Freiburg 2003, S. 707.

<sup>13</sup> Vgl. *Duden. Deutsches Universalwörterbuch*, 4., neu bearb. Auflage, Mannheim u. a., S. 760.

Die Arbeit des Etymologen ist aber mit der Bedeutungsgeschichte eines Wortes noch nicht beendet. Nachdem untersucht wurde, wie sich ein Wort innerhalb seiner Sprache und seiner Sprachgruppe entwickelt hat, fragen wir, ob es einen noch älteren Ursprung hat. In der Tat ist urgermanisch \**χertōn*- ein Erbwort und weist auf ein ablautendes Wurzelnomen urindogermanisch \**ķērd/ķrd*-és. Beruht die germanische Vorform auf vorurgermanisch \**ķērdōn*-, ist urgermanisch \**e* Ergebnis der Osthoffschen Kürzung (die Osthoffsche Regel besagt, dass in einer Folge Langvokal + Resonant, hier *r*, + Konsonant der Vokal gekürzt wird; vgl. neuhochdeutsch *Ferse*, althochdeutsch *fersana*, altsächsisch *fersna* < urgermanisch \**fersnō*-, lateinisch *perna* Femininum ›Hinterkeule, Schinken‹ < vorurgermanisch, voruritalisch \**persnā*- < urindogermanisch \**pērsnah*<sub>2</sub>- mit Langvokal in der Wurzel wie altindisch *pārṣṇi*, gleichfalls ›Hinterkeule, Schinken‹ zeigt). Auf einem Stammvokal \**ē* basieren auch armenisch *sirt*, Instrumental *sirtiv* ›Herz‹ < \**ķērd-i*- mit Flexion als *i*-Stamm;<sup>14</sup> dann griechisch *κῆρ* < \**ķērd* (wobei \**d* bereits vor der Kürzung des Langvokals schwand);<sup>15</sup> altpreußisch (Vokativ) *seyr*, Genitiv *sīras* ›Herz‹ < \**šēr(d)* < \**ķēr(d)*; zum *a*-Stamm erweitert begegnet altpreußisch *sīras* (Maskulinum), Akkusativ *sīran*.<sup>16</sup> Als *i*-Stamm flektiert ostlitauisch *šėrdis* (Femininum), Akkusativ *šėrdį* ›Mark, Kern im Holz, Inneres, Herz‹, lettisch *seīde* (Femininum) ›Mark, Kern im Holz, Inneres, Mitte‹ (< \**šērd*-).<sup>17</sup> Urslawisch \**serda* (Femininum), das in altkirchenslawisch *srěda* (Femininum), bulgarisch *sredá* ›Mitte, Mittwoch‹ (mit Liquidenmetathese entsprechend dem Gesetz der offenen Silbe im Slawischen), russisch *seredá*, Akkusativ *sėredu* ›Mittwoch‹<sup>18</sup> weiterlebt, ist jung, da ein urindogermanisches \**ķerd* mit Kurzvokal nicht gesichert ist. Und die Schwundstufe setzen fort: Griechisch attisch *καρδίᾱ*, ionisch *κρᾱδίη*, lesbisch *κάρζια*, kyprisch *κορζιά* ›Herz, Seele, Geist, Magen, Mark bei Pflanzen‹.<sup>19</sup> Hier handelt es sich um Ableitungen mit dem Suffix *-iā*, das auch bei anderen Körperteilbezeichnungen vorkommt, z. B. *κοιλίᾱ* ›Bauchhöhle, Unterleib‹. Als schwundstufige Vorform ergibt sich vorurgriechisch \**ķrd-iā*; weiterhin gehören hierher lateinisch *cor*, Genitiv *cordis* (< \**cord* über \**cors*, \**corr*; das Wort ist bei Plautus noch zweimo-

14 Vgl. Birgit Anette Olsen, *The noun in Biblical Armenian. Origin and word-formation – with special emphasis on the Indo-European heritage*, Berlin, New York 1999, S. 86–88.

15 Vgl. Eduard Hermann, *Silbenbildung im Griechischen und in den anderen idg. Sprachen*, Göttingen 1923, S. 75.

16 Vgl. Reinhold Trautmann, *Die altpreußischen Sprachdenkmäler*, Göttingen 1910, S. 424.

17 Vgl. Eduard Fraenkel, *Litauisches etymologisches Wörterbuch*, Heidelberg 1955–1965, S. 987.

18 Vgl. Max Vasmer, *Russisches etymologisches Wörterbuch*, Bd. 2, Heidelberg 1955, S. 614.

19 Vgl. Hjalmar Frisk, *Griechisches etymologisches Wörterbuch*, 2., unveränd. Aufl., Bd. 1, Heidelberg 1973, S. 787 f.

rig) ›Herz‹, auch ›Magen‹<sup>20</sup>; altkirchenslawisch *srъdbce* (Neutrum) ›Herz‹ (eigtl. Diminutiv mit dem diminuierenden Suffix *-bce*), serbo-kroatisch *sŕce*, polnisch *serce*, älter *sirce*, obersorbisch *serce*, Genitiv *serca* (Neutrum) ›Herz‹, ohne Suffix *-bce* sind die Komposita altkirchenslawisch *milosrъdъ*, altpolnisch *miłosirdy* ›barmherzig‹ und altkirchenslawisch *milosrъdije* (Neutrum) ›Barmherzigkeit‹ gebildet; im Baltischen entsprechen litauisch *širdis* (Femininum, älter Maskulinum), Genitiv *širdiės*, Akkusativ *širdį* ›Herz, Gesinnung, Gefühl, Mark von Bäumen, Kernholz‹, lettisch *sirds* (Femininum, älter Maskulinum) ›Herz, Mut, Zorn‹ und im Keltischen schließlich altirisch *cride* (Neutrum) ›Herz‹, neuirisch *croidhe* ›Herz, Mitte‹ und der gallische Personennamenname Dativ *Cridianto*<sup>21</sup> < vorurkeltisch *\*k̑rd̑iom*.

Auch in der am ältesten bezeugten indogermanischen Sprache, dem Hethitischen, ist das Wort fortgesetzt: (Nominativ / Akkusativ Singular Neutrum) *ker* ›Herz‹, Genitiv *kartaš*, Dativ-Lokativ *kardi*. Dabei kommt *ker* stets mit enklitischem Possessivpronomen vor: z. B. *kir-ir-mi-it* ›mein Herz‹, *ki-ir-ša-me-it* ›eure Herzen‹.<sup>22</sup>

Das Paradigma des Wortes ›Herz‹ wird von uns als urindogermanisch Singular Nominativ / Akkusativ *\*k̑ér*, andere starke Kasus *\*k̑érd-*, schwache Kasus *\*k̑rd̑-* angesetzt. Der Stamm *\*k̑érd-* mit kurzem *\*e* scheint jedoch eine Neuerung zu sein, wie wir bereits festgestellt hatten. Dabei stellt hethitisch *ker*, Genitiv *kartaš* die einzige ungestörte Fortsetzung von *\*k̑érd/k̑rd-és* dar, die anderen Sprachen haben jeweils verschieden ausgeglichen und damit vereinfacht: Entweder wurde die Dehnstufe des Nominativ Singular oder die Schwundstufe der schwachen Kasus paradigmatisch verallgemeinert.

Die Grundbedeutung von urindogermanisch *\*k̑érd/k̑rd-és* ist nun leider unbekannt. Das Wort lässt sich an kein anderes aus der Indogermania anschließen. Es muss demnach uralte sein, also schon im frühen Indogermanischen (vor 6000) Jahren vorhanden gewesen sein. Das Substantiv ist eine der wenigen Körperteilbezeichnungen, die – wie gezeigt – in den meisten indogermanischen Sprachen bewahrt ist. Das Herz war für die Indogermanen ursprünglich der Körperteil der Mitte; vgl. die Bedeutung ›Mitte‹ im Slawischen und wohl auch im Keltischen. Die Bedeutung ›Mittwoch‹ im Slawischen ist aber eher eine Lehnübersetzung nach althochdeutsch *mittawecha* als nach vulgärlateinisch *media hebdomas*.

20 Vgl. Alois Walde und Jan B. Hofmann, *Lateinisches etymologisches Wörterbuch*, 3., neubearb. Aufl., 1. Bd., Heidelberg 1938, S. 271 f.

21 Vgl. Joseph Vendryes, *Lexique étymologique de l'irlandais ancien*, Paris 1987, C-235 f.

22 Vgl. Johann Tischler, *Hethitisches etymologisches Glossar*, Teil 1, S. 556–558.

Wir bereits erwähnt, wird ›Herz‹ im Griechischen und Lateinischen auch metaphorisch verwendet. Zur Übertragung in der Bedeutung ›Gemüt‹ passen altindisch *śrad-dhā-* (Femininum) ›Vertrauen, Hingabe, Spendefreudigkeit‹, die Wendung *śrād asmai dhatta* ›glaubet an ihn!‹, päli *saddhā-* (Femininum) ›Spendefreudigkeit, Hingabe, Glaube‹, avestisch *zrazdā-* ›vertrauend, ergeben‹, das aus *\*sradzā-* durch volksetymologische Anlehnung an avestisch *zərād-* ›Herz‹ gebildet ist, altpersisch-aramäisch *\*drazdā-* in *'adradzā'* ›ergeben, fromm<sup>23</sup> und die Verben lateinisch *crēdō* ›vertraue‹, altirisch *cretim* ›glaube‹, kymrisch *credaf*, kornisch *crežy*, mittelbretonisch *cridiff*, neubretonisch *credi* ›glauben‹. Die angeführten Wörter gehen auf urindogermanisch *\*kred-d<sup>h</sup>eh<sub>1</sub>-* ›vertrauen, verlangen‹, eigtl. ›sein Herz auf etwas setzen‹, zurück.

Mit einem anderen Anlaut ist ein Reimwort gebildet: Altindisch *hṛd* (Neutrum) ›Herz, Brust, Inneres‹ (in ältester Sprache nur in obliquen Kasus wie *hṛdá, hṛdáh, hṛdí*, später Nominativ/Akkusativ Singular *hṛt*), *hṛdaya-* (Neutrum) ›Herz‹, Nominativ Singular Neutrum *hārdi* ›der im Herz gedachte innere Sinn, Herz, Gemüt‹, altavestisch *zərād-* (Neutrum), mittelpersisch, neupersisch *dil*, jungavestisch *zərədaīia-* (Neutrum) ›Herz, Innerstes, Höchstes<sup>24</sup> < *\*ǵ<sup>h</sup>ṛd(-)*. Indoiranisch *\*z<sup>h</sup>ṛd-* ist sicher nicht unabhängig von urindogermanisch *\*kérđ* entstanden. Allgemein wird Kreuzung mit einem sinnverwandten Wort angenommen, nämlich griechisch *χορδή* (Femininum) ›Darm, Darmsaite, Saite, Wurst‹, litauisch *žárna (žarnà)* ›(Dünn-)Darm, Schlauch‹, altisländisch *gørn* (Neutrum) ›Darm‹, Plural *garnar* ›Eingeweide‹, die auf urindogermanisch *\*ǵ<sup>h</sup>orneh<sub>2</sub>-* zurückgehen.

Fassen wir zusammen:

Althochdeutsch *herza* hat in allen germanischen Sprachen eine Entsprechung. Es ist einzelsprachlich jeweils bis in die Neuzeit fortgesetzt. Die für die germanischen Einzelsprachen zu rekonstruierende Vorform lautet urgermanisch *\*χertōn-*, wobei das kurze urgermanische *\*e* Ergebnis der Osthoffschen Kürzung ist. Das germanische Erbwort weist auf ein ablautendes Wurzelnommen urindogermanisch *\*kérđ/kṛd-és*, das einzelsprachlich im Indoiranischen, Griechischen, Lateinischen, Armenischen, Balto-Slawischen, Keltischen und Hethitischen weiterlebt, wobei jeweils unterschiedliche Ablautstufen des Rekonstrukts realisiert sind. Die Grundbedeutung unseres Herzens aber wird uns ein ewiges Geheimnis bleiben.

23 Vgl. Manfred Mayrhofer, *Etymologisches Wörterbuch des Altindoarischen*, Bd.2, Heidelberg 1996, S. 663.

24 Vgl. ebd., S. 818.

Andreas Herz

## Der edle Palmenbaum und die kritische Mühle

Die *Fruchtbringende Gesellschaft* als Netzwerk höfisch-adeliger Wissenskultur der frühen Neuzeit

»Sieh an: ein früher Purist steckt also in ihm [dem Teutschen Michel], womöglich jüngstes Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, der Deutschgesinnten Genossenschaft oder der Aufrichtigen Tannengesellschaft. Jedenfalls einer, dem das Saubere am Herzen lag, und somit ganz eindeutig einer von uns – kurzum die geglückte und seit ihrer amtlich nachweisbaren Existenz unsterbliche Verbindung von Erzengel und Tölpel [...]«<sup>1</sup>

In dem oben angeführten Zitat bringt der Erzähler Gerhard Köpf in seinem Roman *Die Strecke* die *Fruchtbringende Gesellschaft* (FG)<sup>2</sup> ins Spiel, um seine Kritik an ihrem vermeintlichen pedantischen Purismus im Grunde in eine Kritik am ‚faschistischen Reinheitswahn‘ (Elfriede Jelinek) zu überführen. Dabei bedient er ein in der Vergangenheit eifrig bestricktes, von ihm durchaus sympathisch befochtenes, tatsächlich aber völlig einseitiges und in die Irre führendes Vorurteil, das in der FG eine puristische, xenophobe Vereinigung zur Rettung der deutschen Sprache vor ›Überfremdung‹<sup>3</sup> und damit das Gegenteil einer Gesellschaft abkonterfeite, die, zumindest in ihren ersten Jahrzehnten, Bestandteil der europäischen Kultur-Avantgarde war und das Fremde gerade zum Muster nahm – wie schon im Sinnbild des universal nützlichen Palmbaums und der Gesellschaftsdevise ‚Alles zu Nutzen‘. Wiederholt wurde jüngst darauf aufmerksam gemacht, dass die FG in ihrer Blütezeit vermocht habe, »die kulturelle Borniertheit, die verrufene Provinzialität und lokale Isolation der deutschen Literatur ein gutes Stück zu überwinden«.<sup>4</sup> Freilich haben bereits zeitgenössische Darstellungen der FG,

---

1 Gerhard Köpf, *Die Strecke*. Roman, Frankfurt a. M. 1987, S. 343.

2 Im Folgenden bedeuten die Sigle FG Fruchtbringende Gesellschaft und eine hinter der Sigle stehende Zahl die Mitgliedsnummer.

3 Vgl. etwa Friedrich Wilhelm Barthold, *Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft. Sitten, Geschmacksbildung und schöne Redekünste deutscher Vornehmen vom Ende des XVI bis über die Mitte des XVII Jahrhunderts*, Berlin 1848, S. 104, wo die FG wegen ihrer »kräftigen Abwehr gegen den Einfluß des Fremden in Sprache und Sitte« gefeiert wird.

4 Wilhelm Kühlmann, »Sprachgesellschaften und nationale Utopien«, in Dieter Langewiesche und Georg Schmidt, Hg., *Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der*



der *Teutsche Palmbaum* (1647) von Carl Gustav von Hille (FG 302) und v. a. der *Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum* (1668) von Georg Neumark (FG 605)<sup>5</sup> die »Idee der Parität als Assoziationsgrundsatz der Fruchtbringenden Gesellschaft zugunsten einer Rehierarchisierung« aufgegeben<sup>6</sup> und aufgrund ihrer die Rezeption der FG prägenden Rolle ein Stück weit dazu beigetragen, die ursprünglichen Ziele und die tatsächliche Wirksamkeit der FG durch zeremonielle Überhöhung und puristische Sprachideologie zu verdunkeln, was sich seinerseits gewandelten historischen Bedingungen im großen Umfeld der Herrschaftsverdichtung im sich herausbildenden absolutistischen Verwaltungsstaat verdankte. Indessen wurde jenes Zerrbild fruchtbringerischer ›Sprachpuristerei‹ von der jüngeren Forschung gründlich abgedankt. Doch wenn die FG nicht die ›Sprach(reinigungs)gesellschaft‹ war, als die sie seit 1824 mit Otto Schulz galt<sup>7</sup>, was war sie dann? Eine »spieľfreudige Vereinigung« von ebenso beflissenen wie sympathisch-harmlosen »Sprachverrückten«?<sup>8</sup> Vielleicht gar nicht so weit entfernt von einem »aristokratischen Club«, dessen Mehrheit »mehr auf einen gemüthlichen Kneipconvent« ausgewiesen sei, als »auf eine gesetzgebende Versammlung für Sprache und Litteratur«?<sup>9</sup> Eine Vereinigung,

---

*Reformation bis zum ersten Weltkrieg*, München 2000, S. 245–264, hier S. 259. Vgl. Peter Bexte, »Die Welt ist wie Africa – Harsdörffers Entwurf einer Entwicklungsgeschichte«, in Doris Gerstl, Hg., *Georg Philipp Harsdörffer und die Künste*, Nürnberg 2005, S. 39–49, hier S. 39 f. u. 47; Klaus Conermann, »Akademie, Kritik und Geschmack. Zur Spracharbeit der Fruchtbringenden Gesellschaft«, in *Unsere Sprache. Beiträge zur Geschichte und Gegenwart der deutschen Sprache. Schriftenreihe der Neuen Fruchtbringenden Gesellschaft zu Köthen/Anhalt* 1 (2008), S. 17–52, hier S. 18 ff.; Ulrike Gleixner, »Sprachreform durch Übersetzen. Die Fruchtbringende Gesellschaft und ihre Verdeutschungsleistung: in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts«, in *WerkstattGeschichte* 48 (2008), S. 7–23, bes. S. 14 ff.

5 Carl Gustav von Hille, *Der Teutsche Palmbaum: Das ist / Lobschrift Von der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft*, Nürnberg 1647, Ndr. München 1970 (*Die Fruchtbringende Gesellschaft. Quellen u. Dokumente in vier Bänden*, hrsg. v. Martin Bircher, Bd. 2); Georg Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum. Oder Ausführlicher Bericht / Von der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft*, Nürnberg, Weimar 1668, Ndr. München 1970 (dass., Bd. 3).

6 Steffen Martus, *Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George*, Berlin, New York 2007, S. 78.

7 Vgl. Conermann, »Akademie, Kritik und Geschmack« (s. Fn. 4), S. 17.

8 Eva Demski, »Die Früchte des Palmbaums«, in Claudia Kleinbub, Katja Lorenz und Johannes Mangei, Hg., »Es nimmt der Augenblick, was Jahre geben«. *Vom Wiederaufbau der Büchersammlung der Herzogin Anna Amalia Bibliothek*, Göttingen 2007, S. 104–110, hier S. 105.

9 Karl Borinski, *Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der litterarischen Kritik in Deutschland*, Berlin 1886, S. 117.



Abb. 1: Palmenimprese der Fruchtbringenden Gesellschaft. Aus: Der Fruchtbringenden Gesellschaft Vorhaben/Nahmen/Gemälde Und Wörter (Köthen 1629/30). Nach Conermann I (s. Fn. 11).

deren hoher Anteil von »illiterati« ihren Programmentwurf zur Verbesserung von Sitten und Landessprache zu einem personell »ungedeckten Anspruch« werden ließ, die aber auch in ihren »ursprünglich politischen Bestrebungen« scheiterte und stattdessen kompensatorisch in den Sprach(helden)krieg zog?<sup>10</sup> Oder ist die FG als eine deutsche Renaissance-Akademie nach italienischen Vorbildern anzusehen, die die politisch-sozialen Führungsschichten unter partiellem Einschluss der Gelehrten in einer »freieren, den eigenen Zielen ohne territoriale, ständische, konfessionelle oder politische Beschränkung dienenden Assoziation« versammeln wollte?<sup>11</sup> War sie ein »spiritueller Bund«, der sich

10 Nicola Kaminski, *Ex Bello Ars oder Ursprung der »Deutschen Poeterey«*, Heidelberg 2004, S. 83 u. 88.

11 Klaus Conermann, »Die Fruchtbringende Gesellschaft und ihr Köthener Gesellschaftsbuch. Eine Einleitung«, in ders., Hg., *Der Fruchtbringenden Gesellschaft geöffneter Erzscrein. Das Köthener Gesellschaftsbuch Fürst Ludwigs I. von Anhalt-Köthen 1617–1650*, 3 Bde. Leipzig [zugleich: Weinheim] 1985, 2. Bd., S. 21–127, hier S. 42. Ausgabe künftig zit. als *Conermann I–III*. Vgl. Gabriele Ball, »Alles zu Nutzen – The Fruchtbringende Gesellschaft (1617–1680) as a German Renaissance Academy«, in Arjan van Dixhoorn, Susie

um das Köthener Gesellschaftsbuch<sup>12</sup> wie um die Bundeslade versammelte und sich mit dem nachträglich behaupteten Gründungsjahr 1617 in die 100-jährige Tradition der Reformation und mit dem 24. 8. möglicherweise sogar in die religiös und politisch bedeutsame Nähe des an diesem Tag gefeierten Apostels Bartholomäus und der Bartholomäusnacht stellte?<sup>13</sup> War sie gar »symbolisches Zentrum eines antihabsburgischen Militärbündnisses«,<sup>14</sup> ideologischer »Überbau« zur politisch-militärischen Mobilisierung protestantischer Reichsstände im Kampf »gegen die kaiserlich-katholische Hegemonie«?<sup>15</sup>

## Schwierige (Be)Gründung der Fruchtbringenden Gesellschaft

Der Frühneuzeithistoriker Georg Schmidt sah durch vermeintliche chronologische Unstimmigkeiten das offiziell konfirmierte Gründungsdatum des 24. 8. 1617 und den Gründungsbericht überhaupt in Frage gestellt.<sup>16</sup> Seine Argumentation gründete sich im weiteren Verlauf auf die soziale und politisch-konfessionelle Zusammensetzung der frühen FG und eine beobachtete Divergenz von programmatischem Anspruch und nachweisbarer Leistung. Demnach hätten »gerade die hochadeligen Fruchtbringer [...] nur partiell dem

---

Speakman Sutch, Hg., *The Reach of the Republic of Letters. Literary and Learned Societies in Late Medieval and Early Modern Europe*, Vol. 2, Leiden, Boston 2008, S. 389–422.

12 Nachdruck des ersten Bandes des Köthener Gesellschaftsbuches in *Conermann I* (s. Fn. 11).

13 Klaus Manger, »Teutschhertziger Kulturpatriotismus in der Fruchtbringenden Gesellschaft«, in ders., Hg., *Die Fruchtbringer – eine Teutschhertzige Gesellschaft*, Heidelberg 2001, S. 79–104, hier S. 87 u. 97 ff.

14 Kaminski (s. Fn. 10), S. 85.

15 Georg Schmidt, »Die Anfänge der Fruchtbringenden Gesellschaft als politisch motivierte Sammlungsbewegung und höfische Akademie«, in Manger, Hg., *Die Fruchtbringer* (s. Fn. 13), S. 5–37, S. 21.

16 Seine Dekonstruktion des Gründungsberichts erstmals in Georg Schmidt, »Die Fürsten von Anhalt – reformierte Konfessionalisierung und überkonfessionelle Einheitsbestrebungen?«, in *Reformation in Anhalt. Melanchthon – Fürst Georg III. Katalog zur Ausstellung der Anhaltischen Landesbücherei Dessau sowie Veröffentlichung der wissenschaftlichen Beiträge des Kolloquiums vom 5. September 1997 in Dessau*, hg. Evangelische Landeskirche Anhalts, Dessau 1997, S. 66–76, hier S. 71; erneut u. a. in Schmidt, *Anfänge* (s. Fn. 15), S. 8 ff., 15 f. u. 21, und in Schmidt, »Kulturbedeutung, Musenhof und ›Land der Residenzen‹. Wie erzählt man die frühneuzeitliche Geschichte Thüringens«, in Matthias Werner, Hg., *Im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik. 150 Jahre Landesgeschichtsforschung in Thüringen*, Köln u. a. 2005, S. 343–376, hier S. 370.

proklamierten Ideal höfischer Tugend, höherer Geselligkeit und der Förderung der deutschen Muttersprache« entsprochen. Die Mehrheit von ihnen habe sich stattdessen »als hohe Offiziere im Kampf gegen den Kaiser und seine Verbündeten« profiliert, nicht zuletzt die Weimarer Herzöge selbst.<sup>17</sup> An der Einsicht, dass »bekanntere Dichter oder Sprachwissenschaftler« in der Gesellschaft nur »eine verschwindende Minderheit« waren und »zudem erst spät rezipiert« wurden, »daß auch bei intensivster Suche nach jedem Gelegenheitsgedicht viele Mitglieder weder literarisch noch sprachfördernd tätig geworden sind«, führe letztlich kein Weg vorbei.<sup>18</sup> Die »vielen adeligen Offiziere und Kriegskommissare, die sich im Kampf gegen die kaiserlich-katholische Kriegsmacht auszeichneten, literarisch oder sprachverbessernd aber kaum hervortraten«, ließen »Ursprung und Funktion dieser höfischen Sozietät nicht im literarisch-sprachwissenschaftlichen Milieu vermuten«, sondern stärker als bisher vermutet in einem Geflecht von »politischen Motiven und militärischen Aktivitäten«.<sup>19</sup> Tatsächlich sei die FG »nicht 1617, sondern erst 1622 im Kontext protestantischer Bündnisbemühungen« – der 1622 von Hz. Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar (FG 5) propagierte »Teutsche Friedbund« als Militärbündnis der Protestanten<sup>20</sup> – institutionalisiert worden und habe zuvor »allenfalls als informeller Zirkel bestanden.«<sup>21</sup> Der FG oblag es, »deutsche« Werte und Einstellungen« – »die Teutsche Freyheit«, »das Teutsche Vertrauen« usw.<sup>22</sup> – zu vermitteln, »für deren Verwirklichung der ›Teutsche Friedbund‹ gegen die kaiserlich-katholische Hegemonie kämpfen sollte.«<sup>23</sup> Zwar scheiterten die Bündnispläne schnell, doch

---

17 Schmidt, *Fürsten von Anhalt* (s. Fn. 16), S. 72. Der Gründungsort Weimar wurde nicht in Frage gestellt, s. ders., »Thüringen – ein Land der Residenzen?«, in Konrad Scheurmann und Jördis Frank, Hg., *neu entdeckt. Thüringen – Land der Residenzen. 2. Thüringer Landesausstellung Schloß Sondershausen. 15. Mai–3. Oktober 2004*, 2 Katalogbde. und 1 Essay-Bd., Mainz 2004, Essaybd., S. 43–51, hier S. 47.

18 Schmidt, *Anfänge* (s. Fn. 15), S. 9 u. 7.

19 Schmidt, *Anfänge* (s. Fn. 15), S. 14, 15 u. 7.

20 Vgl. Klaus Conermann, Hg., *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen: Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650. 1. Bd.: 1617–1626*, unter Mitarbeit von Dieter Merzbacher, Wolfenbüttel, Tübingen 1992, S. 20 f. u. 172 ff. (*Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts. Fruchtbringende Gesellschaft. Kritische Ausgabe der Briefe, Beilagen und Akademiearbeiten [Reihe I], Dokumente und Darstellungen [Reihe II]*). Begr. von Martin Bircher und Klaus Conermann, im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig in Kooperation mit der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel hrsg. von Klaus Conermann, Abt. A: Köthen, Abt. B: Weimar, Abt. C: Halle. Tübingen 1991 ff.; Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 1). Ausg. künftig zit. als DA.

21 Schmidt, *Anfänge* (s. Fn. 15), S. 15, vgl. S. 20 u. 22 f.

22 Neumark, *Palmbaum* (s. Fn. 5), S. 197. Vgl. Schmidt, *Anfänge* (s. Fn. 15), S. 37.

23 Ebd., S. 21.

sei jetzt der FG umso nachdrücklicher die Funktion eines Sammelbeckens »des politisch motivierten Widerstandes« zugekommen.<sup>24</sup> In den späten 30er und 40er Jahren sei dann »ständische Exklusivität weniger wichtig geworden«: Mit dem Tode Herzog Bernhards von Sachsen-Weimar (FG 30) erlosch das letzte militärische Engagement der Ernestiner. Weder Weimar noch Anhalt wollten oder konnten fortan militärisch aktiv eingreifen, daher konnte die Standeschranke fallen und es »durften auch ›bürgerliche‹ Sprachwissenschaftler und Dichter« Mitglieder werden.<sup>25</sup> Damit habe sich »unmerklich« die Zielsetzung der FG verändert und »publizistische Öffentlichkeitsarbeit« einen neuen Schwerpunkt gebildet zwecks sozialer Verbreiterung des Widerstandes gegen den Prager Frieden, um das »drohende katholisch dominierte monarchische System zu blockieren«.<sup>26</sup>

Die Anziehungskraft dieser Thesen besteht zweifellos darin, dem veralteten, zu engen Begriff der »Sprachgesellschaft« ein ausgreifenderes Verständnis der FG entgegenzusetzen, die Gesellschaft und dabei v. a. ihre reichs- und kulturpatriotischen Bestrebungen in der Realgeschichte des Dreißigjährigen Krieges zu verankern und das fruchtbringerische Tugend- und Sprachprogramm zutreffend in die Bemühung einzuordnen, die konfessionellen Spaltungen durch eine »Verpflichtung auf säkulare Werte und Tugenden«, auf eine »Integrationsutopie von Eintracht und Einigkeit in der deutschen Nation« zu überwinden.<sup>27</sup> Diese Sichtweise hat aber auch ihren Preis. Zunächst führt die Ausrichtung der FG auf die dominante Vermittlung nationaler Werte zur Ausblendung des in seiner Intensität frappierenden Kulturtransfers in Alteuropa<sup>28</sup>, den gerade auch die FG ausstellt. Hier droht eine Marginalisierung des von Klaus Conermann zu Recht betonten europäischen Horizonts der FG und ihrer Einbettung in jene große (vulgär)humanistische Bewegung seit dem frühen 15. Jahrhundert, die die verschiedensten Organisationsformen vom informellen Gesprächszir-

---

24 Ebd., S. 28, vgl. S. 26 ff.

25 Ebd., S. 13, vgl. S. 34 f.

26 Ebd., S. 34 f.

27 Ebd., S. 34.

28 Vgl. Wolfgang Adam, »Bibliotheksgeschichte und Frühneuzeit-Forschung. Bilanz und Perspektiven am Beispiel des Nachlaßverzeichnisses von Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen«, in *Euphorion* 102 (2008), S. 1–38, bes. S. 5. Hier auch der Befund einer ungewöhnlich hohen Marge französischer und italienischer Literatur in der Büchersammlung Fürst Ludwigs (S. 9 f.), der als Mitglied der *Accademia della Crusca* im Bildungshorizont Italiens und seiner Akademien stand. Die ersten Jahrzehnte der FG unter ihrem Oberhaupt Fürst Ludwig sind eindeutig von seiner Person und seinem anhaltischen Umfeld geprägt. Das Haus Weimar, von dem Schmidt die FG sehr stark denkt, spielt m. E. in den fruchtbringerischen Quellen bis 1650 eine herabgesetzte Rolle.

kel über Gelehrten-Zusammenschlüsse bis zur regulierten, fürstlich oder zentralstaatlich geförderten Akademie hervorbrachte, die dennoch insgesamt als »Akademiebewegung« aufzufassen ist, sofern die Vereinigungen ein Minimum an Organisation, Kontinuität und symbolischer Repräsentanz aufweisen.<sup>29</sup> Tatsächlich scheint mir die Betonung *nationaler* Werte erst später, nach dem Prager Frieden 1635, in der fruchtbringerischen Publizistik eine auffällige Rolle zu spielen, und sie wendet sich dabei nicht nur gegen das Haus Habsburg, sondern auch gegen das usurpatorische Auftreten der auswärtigen Mächte in Deutschland.<sup>30</sup> Ein markantes Beispiel dafür stellt der sprachkundige, als Übersetzer (Sallust, Malvezzi) und Mathematiker hervorgetretene ehemalige schwedische Obrist Wilhelm v. Kalchein gen. Lohausen (FG 172), zuletzt Stadtkommandant von Rostock, dar. Er war 1635 das Sprachrohr derjenigen deutschen Offiziere in schwedischem Dienst, die ihre durch den Prager Frieden diktierte Dienstaufkündigung mit aufrichtigen Loyalitätsbekundungen entschuldigten und versicherten, einen auch für Schweden ehrenvollen und gerechten Universalfrieden befördern zu wollen. Dann aber scheint er doch zur Reichspartei gestanden zu haben: Im April 1638 warnte »W. v. Lohausen« aus Rostock den ksl. Generalissimus Matthias Gallas, ein schwedischer Angriff drohe von der See her, und bat um Gegenmaßnahmen.<sup>31</sup> Zudem sind für die Frühzeit der FG Quellenverluste in Rechnung zu stellen, da die ältesten Korrespondenzen fehlen (verloren gingen?), vielleicht von den maßgeblichen Akteuren auch gar

---

29 Tibor Klaniczay, »Die Akademie als die Organisationsform der intellektuellen Elite in der Renaissance«, in August Buck und Tibor Klaniczay, Hg., *Sozialgeschichtliche Fragestellungen in der Renaissanceforschung*, Wiesbaden 1992, S. 1–15, hier S. 8; *Conermann II* (s. Fn. 11), S. 38 ff.; grundlegend in diesem Zusammenhang Klaus Conermann, »War die Fruchtbringende Gesellschaft eine Akademie? Über das Verhältnis der Fruchtbringenden Gesellschaft zu den italienischen Akademien«, in Martin Bircher und Ferdinand van Ingen, Hg., *Sprachgesellschaften, Societäten, Dichtergruppen*. Hamburg 1978, S. 103–130. Vgl. auch die einschlägigen Beiträge in Klaus Garber und Heinz Wissmann, Hg., *Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung*, unter Mitw. von Winfried Siebers, 2 Tl.bde. Tübingen 1996.

30 Vgl. Andreas Herz und Gabriele Ball, »Friedenssehnsucht und Spracharbeit. Die Fruchtbringende Gesellschaft 1637–1638«, in *Mitteilungen des Vereins f. Anhaltische Landeskunde* (MVAL) 17 (2008), S. 47–84, hier S. 52–62; Alexander Schmidt, *Vaterlandsliebe und Religionskonflikt. Politische Diskurse im Alten Reich (1555–1648)*, Leiden, Boston 2007, S. 358 ff.

31 Vgl. C. Hallendorf, Hg., *Sverges Traktater med främmande Magter Jemte andra dit hörande Handlingar*, Bd. 5/2: 1632–1645. Stockholm 1909, S. 325 ff.; Bohumil Badura u. a., Hg., *Documenta Bohemica Bellum Tricennale Illustrantia*, Bd. 6, Prag, Wien u. a. 1979, S. 233 Nr. 591.

nicht konsequent gesammelt wurden und die Überlieferung im eigenen FG-Archiv, dem sog. »Erzschrein«, bis auf zwei frühere Stücke erst 1637, dann aber sogleich kräftig, einsetzt. Der heute noch im Historischen Museum in Köthen erhaltene Köthener Erzschrein<sup>32</sup> ist auch insofern unvollständig, als ganze Akten im Landeshauptarchiv Dessau wie *Abt. Köthen A9a Nr. 167* ausschließlich genuin fruchtbringerische Quellen bergen und mit Sicherheit dem ursprünglichen Erzschrein angehörten. Über Umfang, Art und Inhalt der einstigen fruchtbringerischen Korrespondenzen kann also, besonders in den ersten zwei Jahrzehnten ihres Bestehens, nur spekuliert werden. Die Frage nach den frühen FG-Aktivitäten darf daher nicht zu eilfertig im Sinne eines uneingelösten Versprechens beantwortet werden.

Dass die FG nicht wie Pallas Athene fertig gebildet und in blanker Wehr dem Haupt des Zeus entsprang und bei ihrer Gründung 1617 ein förmliches Gründungsdokument aufsetzte, sondern erst 1622 im *Kurtzen Bericht* eine knappe programmatisch-satzungsmäßige Auskunft über sich veröffentlichte, mag ihren darin enthaltenen Gründungsbericht zwar Zweifeln aussetzen. Soll diesem zufolge der Gründungsanlass eine Trauerversammlung im Hause Weimar (nach dem Tod der Herzogin Dorothea Maria) gewesen sein,<sup>33</sup> so steht außer Frage, dass Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen (FG 2), Mitbegründer und bis 1650 spiritus rector der FG, zwar nicht an der Beisetzung seiner Schwester am 5. 8. 1617 teilnehmen, aber im Laufe des Monats einen verspäteten Kondolenzbesuch in Weimar abstatten konnte, der in der Tat den Rahmen für die FG-Gründung auf Burg Hornstein abgegeben haben könnte.<sup>34</sup> Zudem heißt es

---

32 Historisches Museum f. Mittelanhalt (HM), Köthen: VS 544, 545, 546. Vgl. *DA Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 1* (s. Fn. 20), S. 20 u. 22.

33 Zwar war im frühesten gedruckten Selbstzeugnis der Gesellschaft, dem *Kurtzen Bericht der Fruchtbringenden Gesellschaft Zweck und Vorhaben* (Köthen 1622), nur vom Gründungsjahr 1617 und dem Gründungsanlass einer Weimarer Trauerversammlung die Rede, jedoch erscheint das genaue Gründungsdatum seit 1628 in den Gesellschafts-Quellen. Der *Kurtze Bericht in Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen: Werke, 1. Bd. Hrsg. v. Klaus Conermann. Die ersten Gesellschaftsbücher der Fruchtbringenden Gesellschaft (1622, 1624 u. 1628). Johannis Baptistae Gelli Vornehmen Florentinischen Academici Anmutige Gespräch Capricci del Bottaio genandt (1619)*, Wolfenbüttel, Tübingen 1992, S. [7]–[10] (*DA* [s. Fn. 20] Reihe II, Abt. A: Köthen, Bd. 1). Vgl. Fn. 34.

34 Dafür sah Schmidt, *Anfänge* (s. Fn. 15), S. 16, »keine weiteren Anhaltspunkte«. Vgl. ders., »Fürsten von Anhalt« (s. Fn. 16), S. 71. Zu F. Ludwigs verspätetem Trauerbesuch s. aber die Akten Thüring. Hauptstaatsarchiv Weimar: Fl. Haus A 558 u. 559. Quellenhinweise, die eine Bestätigung des offiziellen Gründungsberichts indizieren, in Andreas Herz und Gabriele Ball, »Eine deutsche Akademie im Spannungsfeld von Sprache, Kultur und Politik: Die Fruchtbringende Gesellschaft«, in *neu entdeckt. Thüringen – Land der Residenzen* (s. Fn. 17), Katalogbd. 1, S. 132–146, hier S. 138 Anm. 1; vgl. auch das kumulierte Sachregis-

im *Kurtzen Bericht* nicht umsonst, mit der FG habe man eine den »Academien, die in frembden Landen/ beydes zu erhaltung guten vertrauens/ erbawung wolanstendiger Sitten/ als nützlicher außübung jedes Volcks LandsSprachen/ auffgerichtet«, vergleichbare Institution in Deutschland anstellen wollen, und zwar explizit »anfangs in der enge«, also bewusst zunächst in kleinem Maßstab, grundsätzlich jedoch so, dass der freiwillige Beitritt einem jeden »liebhaber aller Erbarkeit/ Tugend und Höflichkeit/ vornemblich aber des Vaterlands« offen stehe.<sup>35</sup> Dass die unbestreitbar kleine, nicht umgehend an die Öffentlichkeit getretene Gruppe als »allenfalls [...] informeller Zirkel« ihren Status einer höfischen Gesellschaft mit angestrebtem Akademie-Charakter erst 1622, weil dann »institutionalisiert«, gewonnen haben soll und somit der Gründungsbericht zu falsifizieren sei, kann anhand der aufgeführten Indizien nicht recht überzeugen. Auch festere Verkehrsformen, ein eigener FG-Briefstil, die Verfahren gegenseitiger Werkkritik usw. haben sich erst allmählich herausgebildet. Der *Kurtze Bericht* erschien 1622, nachdem eine Zahl von rund 50 Mitgliedern, also eine gewisse Konsolidierung erreicht war, zusammen mit dem frühesten, noch listenförmigen Gesellschaftsbuch, das die ersten 52 Mitglieder – ausnahmslos Fürsten und Adelige, die meisten Adelligen dabei in politischen oder höfischen Funktionen und bereits aus dem »weiteren deutschsprachig-evangelischen Raum«<sup>36</sup> – mit ihren Initialen und Impresen knapp zusammenstellte.<sup>37</sup>

---

ter, Lemma »Gesellschaftsgründung FG« zu der Ausgabe *DA* (s. Fn. 20) online über die Projekt-homepage abzurufen: [www.saw-leipzig.de/](http://www.saw-leipzig.de/) > Vorhaben > Fruchtbringende Gesellschaft > »Register«. Vgl. auch Frank Boblenz, »Legendenbildung oder Wirklichkeit? Vor 385 Jahren wurde in Weimar die Fruchtbringende Gesellschaft initiiert«, in *Palmbaum. Literarisches Journal aus Thüringen* 10 (2002), S. 162–170; Klaus Conermann, »Die Fruchtbringende Gesellschaft und das Fürstentum Anhalt«, in *MVAL* 16 (2007), S. 11–39, bes. S. 29.

35 *Kurtzer Bericht* (s. Fn. 33), S. [8]. Auch Leibniz wünschte 1671 »die aufrichtung einer wiewohl anfangs kleinen, doch wohl gegründeten Societät oder Academi«. Zit. n. Klaus Conermann, Andreas Herz und Helwig Schmidt-Glintzer, »Die Fruchtbringende Gesellschaft. Gesellschaftsgedanke und Akademiebewegung«, in Detlef Döring und Kurt Nowak, Hg., *Gelehrte Gesellschaften im mitteldeutschen Raum (1650–1820)*, Teil I, Stuttgart, Leipzig 2000, S. 19–38, hier S. 28 Anm. 26.

36 Vgl. *Conermann II*, S. 38 und *Conermann III*, S. 5–56 (s. Fn. 11).

37 *Der Fruchtbringenden Gesellschaft Nahmen/ Gemälde/ und Wörter*. (Köthen) 1622, in: *DA* Reihe II, Abt. A: Köthen, Bd. 1 (s. Fn. 33), S. [11]–[17]. Nehmen wir die im Januar 1652 in Schweinfurt von vier Ärzten gegründete heil- und naturkundlich ausgerichtete *Academia Naturae Curiosorum*, die spätere *Leopoldina*, so finden wir hier am Ende des Gründungsjahres 12, 1662 gerade 20 Mitglieder. Erst 1665 kam es mit dem kaiserlichen Privileg zu einem Aufschwung, verlor die *Academia* den Charakter einer privaten Vereinigung; 1670 erschien erstmals das eigene wissenschaftliche Periodikum, die *Miscellanea Curiosa*; 1671 erstmals eine *Historia succincta et brevis Ortus et Progressus S. R. Imperii Aca-*



Allerdings mag der ›verspätete‹ öffentliche Auftritt auch mit den sich zuspitzenden ›böhmischen Händeln‹ und dem beginnenden Großen Krieg zusammenhängen: Die Gründungsdynastien der FG, die Anhaltiner und die Ernestiner, wurzelten unbestritten in den Kreisen der protestantischen Union, die sich 1608 gegen habsburgisches ›Dominat‹ und katholische Gegenreformation in Stellung gebracht hatte. Da zudem vom Frühjahr 1618 bis zum Landesverweis des Reformpädagogen Wolfgang Ratke im Juni 1620, ja darüber hinaus bis zur Kündigung der Unternehmung durch die Ernestiner 1622 ein gemeinsam in Köthen und Weimar aufgelegtes ehrgeiziges, Kräfte bindendes ratichianisches Schulbildungsprojekt durch- und bis 1624 noch allein in Köthen weitergeführt wurde, mag auch dies zur Erklärung beitragen, warum die FG in ihren ersten fünf Jahren kaum öffentlich in Erscheinung trat, auch wenn jenes Schulprojekt keine Unternehmung der FG war, sondern man sich in der Umsetzung professioneller, reformpädagogisch aufgeschlossener Gelehrter bediente.<sup>38</sup> Allen in Köthen verlegten und gedruckten Schriften zur ratichianischen Schulreform war übrigens das aufklärerische Motto Wolfgang Ratkes »Ratio vicit, vetustas cessit« vorangestellt<sup>39</sup> und gewisse Berührungspunkte mit der FG sind nicht von der Hand zu weisen. »Zu Cöthen«, schrieb der ›Projektmitarbeiter‹ Martin Trost im Juni 1618 erfreut, sei nichts weniger als »ein allgemeiner Ratichianischer Grammaticalischer Reichstag« ausgeschrieben.<sup>40</sup> Im Gründungsbericht der FG von 1622 wurde zudem als Gründungsmotiv der FG auch die »anreizung der löblichen Jugend« angegeben, ebenso schlug der in die anhaltische Prinzenziehung involvierte und schon 1613 mit einem Gutachten zum gesamtanhalti-

---

*demiae Naturae Curiosorum*. Vgl. Rolf Winau, »Zur Frühgeschichte der Academia Naturae Curiosorum«, in Fritz Hartmann und Rudolf Vierhaus, Hg., *Der Akademiegedanke im 17. und 18. Jahrhundert*, Bremen, Wolfenbüttel 1977, S. 117–137. Denken wir an die *Académie Française* (\*1635), so legte sie erstmals 1694 und bis heute in zahlreichen Neuausgaben ihr großes Wörterbuch der französischen Sprache vor. Mit ihrer Grammatik ließ sie noch länger, bis 1932, auf sich warten und dieser Versuch ist aufgrund sprachwissenschaftlicher Kritik bis heute singular geblieben. Vgl. Dieter Cherubim und Ariane Walsdorf, *Sprachkritik als Aufklärung. Die Deutsche Gesellschaft in Göttingen im 18. Jahrhundert*, 2., verb. u. erw. Aufl., Göttingen 2005, S. 81.

38 Vgl. dazu DA Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 1 (s. Fn. 20), S. 16, 97 ff., 124 f. u. ö.; Klaus Conermann, »Die fürstliche Offizin zu Köthen. Druckerei, Verlagswesen und Buchhandel im Dienste des Ratichianismus und der Fruchtbringenden Gesellschaft (1618–1644/50)«, in *Wolfenbütteler Barock-Nachrichten* 27 (1997), S. 121–178.

39 Vgl. George Arthur Padley, *Grammatical Theory in Western Europe 1500–1700*, 2 Vols. London etc. 1985, I, S. 110 u. 116.

40 Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt (LHA)/Dessau: Abt. Köthen C18 Nr. 31, Bl. 149r–150v, hier zit. n. Uwe Kordes, *Wolfgang Ratke (Ratichius, 1571–1635). Gesellschaft, Religiosität und Gelehrsamkeit im frühen 17. Jahrhundert*, Heidelberg 1999, S. 81.

nischen Gymnasium Zerbst beauftragte Peter von Sebottendorf (FG 57) im Juli 1630 vor, die künftige »Verbesserung des Schul-Wercks« mithilfe von Beiträgen der FG-Mitglieder zu finanzieren.<sup>41</sup> Insgesamt bleibt doch die Frage, warum die FG, wäre sie das Sammelbecken des politischen Widerstands der Protestanten gegen Wien, Rom und Madrid gewesen, in den einschlägigen Quellen keine Spur einer solchen politischen Instrumentalisierung, eines Netzwerkes der politisch-ideologischen Selbstbehauptung der protestantischen Reichsstände hinterlassen hat, nicht in anhaltinischen oder ernestinischen, nicht in schwedischen Quellen, trotz des angestrebten Bemühens Oxenstiernas um ein allgemeinprotestantisches *Corpus Evangelicorum*, das 1633 mit dem Heilbronner Bund nur die vier oberdeutschen Reichskreise erfasste, sich aber nicht auf die »fruchtbringenden« Kernterritorien Nord- und Mitteldeutschlands, sprich den nieder- und den obersächsischen Reichskreis auszudehnen vermochte. Stattdessen sehen wir den (seit 1624) kaisertreuen Fürst Christian II. von Anhalt-Bernburg (FG 51), der sich zu dieser Zeit auch an Übersetzungen Dantes, Giovan Battista Guarinis u. a. versuchte<sup>42</sup>, am 8. 10. 1623 aus Padua versichern, die Übersendung weiterer Exemplare des von Fürst Ludwig aus dem Französischen ins Italienische übersetzten *Cabinet des saintes affections* der Marie Le Gendre Dame de Rivery werde »amplificare o aumentare la fama della lodevole compagnia fruttifera Tedesca«. <sup>43</sup> Dies zeigt, wie auch schon Fürst Christians überschwengliches Lob des Tacitisten und Satirikers Traiano Boccalini (1556–1613) in einem Brief an Fürst Ludwig, d. d. Amberg 4. 1. 1617<sup>44</sup>, die starke Attraktion, die die moderne italienische Bildung auf jene beiden anhaltinischen Fruchtbringer ausübte,<sup>45</sup> die mit Tobias Hübner (FG 25) und Diederich von dem Werder (FG 31) die stärksten Impulse in die frühe FG trugen.

---

41 S. Kurtzer Bericht (s. Fn. 33), S. [8]; Klaus Conermann, Hg., *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen: Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650*. 3. Bd.: 1630–1636, unter Mitarb. von Gabriele Ball und Andreas Herz, Leipzig, Tübingen 2003, S. 247 ff. (DA [s. Fn. 20] Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 3).

42 Vgl. DA Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 1 (s. Fn. 20), S. 225 ff. u. 455 ff.

43 Ebd., S. 217.

44 LHA Dessau: Abt. Köthen A 9a Nr. 30, Bl. 6rv u. 8rv.

45 Auch für Fürst Ludwig ist das mehrfach herausgearbeitet worden. Neben den bereits zitierten Studien von Klaus Conermann verweise ich hier nur auf Gerhard Dünnhaupt, »Die Übersetzungen Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen«, in *Daphnis* 7 (1978), S. 513–529, bes. S. 514 ff.

## Hofkultur und Adels-Leitbilder

»wie vornemlich zweine Staffeln der Erhöhung des Adels sich finden/  
als die Begreifung guter Wissenschaft/ und die Übung der Waffen.«<sup>46</sup>

»Eine vorgeschlagene *Academiam* für Junge Fürsten  
in literis et armis anzustellen.«<sup>47</sup>

»... Conveniunt Terno, ô Heros, tibi Jure Caballi,  
Es celebris *Phoebi & Martis & Artis Eques*.«<sup>48</sup>

Die eigentliche Erklärung für das rein wissenschaftsgeschichtlich schwer zu fassende Erscheinungsbild der FG liegt nun in der Tat im soziokulturellen Profil der FG, die sich zwar an die ständeübergreifenden städtischen Akademien Italiens im 16. Jahrhundert anlehnte, sich wie diese die Pflege der Sitten, einer in Konversations- und Verhaltenskunst anspruchsvollen Geselligkeit und der Landessprache auferlegte, dabei aber in Herkunft, Sozialisation und ›Habitus‹ ihrer Mitglieder eine adelig-höfische Gesellschaft war, trotz der prinzipiellen Offenheit für Bürgerliche, speziell bürgerliche Gelehrte, und der Gleichberechtigung des Schwert- und Geistesadels. Diese Offenheit, die auch die geringe Marge bürgerlicher Mitglieder nicht in Frage stellt, ist v. a. von Fürst Ludwig gegen alle Versuche adeliger Abschottung verteidigt worden.<sup>49</sup> War die FG mitgliedersozologisch bis 1650 zu rund 94 % eine Gesellschaft von Adeligen<sup>50</sup>, dann nicht weil oder sofern diese Offiziere waren. Zwar gehörte das Kriegshandwerk nach wie vor zum Selbstverständnis, Ethos und zur gelebten Praxis

---

46 Michael Emmerling, *BONUS MILES CHRISTI. Das ist/ Ein guter Streiter Christi [...] In einer Christlichen Leichpredigt/ bey der Hoch-Adelichen [...] Leichbestattung [...] Herrn Adams von Pfulden/ Königlichen Schwedischen gewesenen General-Majors*, (Eisleben 1659), Bl. Lij r.

47 Titel einer im Nachlass Fürst Ludwigs aufgefundenen Handschrift. LHA Dessau: Abt. Köthen A 7a Nr. 3: Inventar des Nachlasses Fürst Ludwigs v. Anhalt-Köthen (1650), Bl. 277v.

48 »So kommen, o Held, Dir mit dreifachem Recht die Pferde zusammen; Du bist der gerühmte Ritter des *Apolls, des Mars, der Kunst*.« Friedrich Coeler in einem Gedicht auf Diederichs v. dem Werder Wappen, das insgesamt drei weiße Pferde mit roten Zäumen und Sätteln in blauem Feld, eines auch mit Pfauenwedel zeigt. Johann Christoff Beckmann, *Historie des Fürstenthums Anhalt In Sieben Theilen verfasset*, Zerbst 1710, VII, S. 291; vgl. *Conermann I* (s. Fn. 11), Bl. H ij v.

49 Vgl. Conermann, »Akademie« (s. Fn. 29), S. 111 ff.; ders., *Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen (1579–1650). Die Fruchtbringende Gesellschaft. Zwei Aufsätze*, Köthen 2002, S. 42 f.

50 Vgl. Conermann, Herz, Schmidt-Glintzer (s. Fn. 35), S. 19 f.

des Adels.<sup>51</sup> So war das höhere Offizierskorps gleich welcher Partei im 30-jährigen Krieg durchweg adelig, sogar ganz überwiegend geburtsadelig.<sup>52</sup> Der jahrhundertealte Prioritätenstreit zwischen *arma* und *litterae*, den noch der adelige Cervantes, wenn auch »in fiktionalem Kontext«, zugunsten der Waffen beschied<sup>53</sup>, blieb bis ins 18. Jahrhundert hinein zumeist im Sinne eines Komplementärideals von *arte et marte* ausgeglichen. In der ›Statuskonkurrenz‹ der Adels- und der Gelehrtenwelt sahen Gelehrte wie Martin Opitz (FG 200) durch Wissenschaften und Künste verbürgte Aufstiegschancen, wenn Opitz etwa den Fürsten empfahl, »Gelährte/ Krigserfahrne/ vnd Kunstreiche Leute in jhren Höfen« aufzunehmen und zu unterhalten.<sup>54</sup> Doch erscheint das *arte et marte*-Prinzip nicht nur als Verteilung von Ansprüchen und Kompetenzen auf Ritter und Gelehrte, sondern in der frühen Neuzeit als Vollkommenheitsideal auch innerhalb des Adels- und des Fürstenstandes selbst, denen die gestiegene Bedeutung ziviler Qualifikationen, die Unentbehrlichkeit von wissenschaftlicher und kultureller Bildung (›non solum armis‹), die Aufwertung ihres Geburtsadels durch Tugend, Bildung und kulturelle Kompetenz längst bewusst war.<sup>55</sup>

---

51 Vgl. dazu die frühneuzeitlichen Adelsspiegel, wie Cyriacus Spangenberg, *Adels Spiegel: Historischer Ausführlicher Bericht/ Was Adel sey und heisse/ Woher er kome/ Wie mancherley er sey/ Vnd was denselben ziere vnd erhalte*, 2 Tle. Schmalkalden 1591–94; ferner Klaus Bleek, Jörn Garber, »Nobilitas. Standes- und Privilegienlegitimation in deutschen Adelstheorien des 16. u. 17. Jahrhunderts«, in Elger Blühm, Jörn Garber und Klaus Garber, Hg., *Hof, Staat und Gesellschaft in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts*, Amsterdam 1982 (*Daphnis*, 11), S. 49–114, S. 62 ff.

52 Vgl. Georg Schmidt, »Voraussetzung oder Legitimation? Kriegsdienst und Adel im Dreißigjährigen Krieg«, in Otto Gerhard Oexle und Werner Paravicini, Hg., *Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa*, Göttingen 1997, S. 431–451.

53 August Buck, »*Arma et Litterae*« – *Zur Geschichte eines Topos*, Stuttgart 1992, S. 70; vgl. Dieter Lohmeyer, »Heinrich Rantzau und die Adelskultur der frühen Neuzeit«, in ders., Hg., *Arte et Marte. Studien zur Adelskultur des Barockzeitalters in Schweden, Dänemark und Schleswig-Holstein*, Neumünster 1978, S. 67–84, S. 71 ff.

54 Martin Opitz im Register zu seiner Argenis-Übersetzung, *Johann Barclayen Argenis Deutsch gemacht durch Martin Opitzen. Mit schönen Kupffer Figuren Nach dem Frantzösischen Exemplar* Inn Verlegung Daud Müllers Buchhändlers Inn Breßlaw 1626, in Martin Opitz, *Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe*, hrsg. v. George Schulz-Behrend. Band III: *Die Übersetzung von John Barclays Argenis*, Teil 1–2, Stuttgart 1970, II, S. 625. Vgl. Georg Braungart, »Opitz und die höfische Welt«, in Thomas Borgstedt und Walter Schmitz, Hg., *Martin Opitz (1597–1639). Nachahmungspoetik und Lebenswelt*, Tübingen 2002, S. 31–37, hier S. 32; Martus, *Werkpolitik* (s. Fn. 6), S. 25.

55 Buck, »*Arma et Litterae*« (s. Fn. 53), S. 68 ff.; vgl. auch Ronald G. Asch, »Ständische Stellung und Selbstverständnis des Adels im 17. u. 18. Jahrhundert«, in ders., Hg., *Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchie bis zur Revolution (ca. 1600–1789)*, Köln u. a. 2001, S. 3–45, hier S. 8 ff.; Jonathan Dewald, *The European Nobility*

Die FG ist Ausdruck und Motor eben jener neuen Leitbilder der ›Herrschaftselite‹, die sich sowohl »gegen gelehrt-zünftige Monopolansprüche bzw. scholastisch-akademische Traditionen einerseits«, wie »gegen altfeudale Lebens- und Wertvorstellungen andererseits« herausbildeten und Rang und Würde des Adels mindestens ebenbürtig an einen *zivilen* Tugendbegriff banden.<sup>56</sup> Dieser aber war als christianisierte Fassung der altrömischen *Virtus* nicht »selbstgenügsam« oder »privatistisch« verfasst, sondern grundsätzlich auf das Gemeinwesen und eine »politisch-soziale Utilität« ausgerichtet.<sup>57</sup> Diese Ausrichtung frühneuzeitlich-adeliger Tugend prägte auch die fruchtbringerische Devise ›Alles zu Nutzen‹, bevor sich in der absolutistischen Herrschaftskonzeption und ihrer Theorie der Staatsräson der politische Nutzen, in der bürgerlichen Spätaufklärung das soziale oder wirtschaftliche Nutzenkalkül vom Begriff der Tugend zu lösen begannen.

Selbst kriegserfahren, bevor er als Gesandter der Kurie in den geistlichen Stand übertrat, ließ der mantuanische Graf Baldesar Castiglione in seinem berühmten Hofmannsspiegel den veronesischen Grafen Ludovico di Canossa die Meinung vertreten, der vollendete Hofmann müsse sehr wohl auch in den Wissenschaften (»le lettere«) gebildet sein, jedoch als Zierde seines Hauptberufs, des Waffenhandwerks (»(principal) profession dell'arme«). Im Laufe des Gesprächs gibt er in dieser Priorität ein wenig nach, ohne sie doch förmlich zurückzunehmen: Für niemanden mehr als für einen Kriegsmann schicke es sich, gebildet zu sein. Beim Hofmann müsse daher beides miteinander verbunden sein und sich gegenseitig stützen; in einen Streit über die Suprematie eines von beiden jedoch will er sich nicht einlassen.<sup>58</sup> Selbst Fürst Ludwig, der nie ein militärisches Kommando geführt hat – in seiner Lebenszeit tat das nur der Bernburger Zweig der Anhaltiner (und, als zweite Gründungsdynastie der FG, das

---

*lity 1400–1800*, Cambridge 1996, S. 150 ff.; Stephan Hoppe, »Fürstliche Höfe im Alten Reich als Knotenpunkte des Kunsttransfers am Beginn der Neuzeit. Überlegungen zur Methodik und einschlägige Beispiele«, in Thomas Fuchs und Sven Trakulhun, Hg., *Das eine Europa und die Vielfalt der Kulturen. Kulturtransfer in Europa 1500–1850*, Berlin 2003, S. 47–68, hier S. 59 ff.; Volker Sinemus, *Poetik und Rhetorik im frühmodernen deutschen Staat. Sozialgeschichtliche Bedingungen des Normenwandels im 17. Jahrhundert*, Göttingen 1978, S. 227.

56 Wilhelm Kühlmann, *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters*, Tübingen 1982, S. 349, vgl. S. 346 ff.

57 Bleeck und Garber, »Nobilitas« (s. Fn. 51), S. 70 u. 71.

58 Baldesar Castiglione, *Il libro del Cortegiano* [LC]. A cura di Walter Barberis, Torino 1998, I, XLIV u. XLVI (S. 96 u. 98); die (gekürzte) dt. Übersetzung, Baldesar Castiglione, *Das Buch vom Hofmann*, übersetzt und erläutert von Fritz Baumgart, mit einem Nachwort von Roger Willemsen, München 1986, S. 80–84.

Haus Weimar) –, wird in einem Sonett Georg Rodolf Weckherlins als Herr des Schwertes und der Feder besungen:

1. »Fürst Ludwig/ dich allein kan ich dem weisen Got/  
Der die pfeil vnd die leyr gebrauchen kan/ gleich finden:  
Dan du mit einem Helm kanst dein haupt in kriegs noht/  
In Ruh mit einem Crantz (stehts khün vnd klug) vmbbinden.
5. Auch bist du taugenlich allein durch dein gebot  
Zu dem streit oder lieb die hertzen zu entzündend;  
Ja du kanst/ wie du wilst/ die leut/ den feind/ den tod  
Durch deines munds/ schwerts/ hand/ sprach/ streich/ schrift überwinden.
9. Darumb des himmels gnad/ der deine sehl vnd hand  
Wolt mit so grossem schatz freygebig-reichlich zieren/  
Will daß du stehest auch jetz für das Vatterland.  
Ja/ Er will (wie sehr auch der freyheit feind stoltzieren)  
Daß die freyheit noch soll durch dein wehrt vnd verstand/  
Vnd mit jhr auch dein ruhm für vnd für triumfieren.«<sup>59</sup>

Die FG war adelig-höfische Sozialisationsinstanz, nicht sofern sie als Sammelbecken der Kriegshandwerker fungierte – ihr Vorhaben sei »auf die Deutsche sprache und löbliche tugenden, nicht aber auf Ritterliche thaten alleine gerichtet, wiewohl auch solche nicht ausgeschlossen«, wie Fürst Ludwig am 18. 1. 1648 in einem Brief an den adelsstolzen Rudolph von Dietrichstein (FG 481) schrieb,<sup>60</sup> – sondern sofern sie den neuen Adelstypus des in den renaissance-typischen ›studia humanitatis‹ sowie in der Jurisprudenz durch Privatunterricht und Universitätsstudien gebildeten, in Ämtern und Geschäften kundigen und versierten, in Gesellschaft gewandten, in Rat und Tat diskreten, urteilsfähigen und dabei in christlichen Tugenden beständigen *Cavaliers* und *Gentilhomme* aufgriff, anstrebte und repräsentierte. »Wan die vermehrung vnserer Fruchtbringenden Gesellschaft dergestalt fortfähret,« schrieb Diederich von dem Werder an Fürst Ludwig am 5. 5. 1645, »So wird in Kurtzem ein gantz Regiment ohne Werbegeld vnd Musterplatz aufgebracht, vnd darzu ohne Kosten vnd

---

59 Georg Rodolf Weckherlin, *Gaistliche vnd Weltliche Gedichte*, Amsterdam 1648, S. 682 f.; S. Curt v. Faber du Faur, *German Baroque Literature. A Catalogue of the Collection in the Yale University Library*, 2 Bde., New Haven 1958; New Haven, London 1969, II, Nr. 164a, Microfilm-Edition. Ndr., in Hermann Fischer, Hg., *Georg Rodolf Weckherlins Gedichte*. 2. Bd., Tübingen 1895, S. 330 f. Fürst Ludwig wird hier mit dem Musengott Phoebus Apollo verglichen, dessen Pfeile seit je für die Sonnenstrahlen standen. Der Umstand, dass dieses Gedicht erst 1648 veröffentlicht wurde (und noch nicht in Weckherlins Sammlung *Gaistliche vnd Weltliche Gedichte*, Amsterdam 1641) erschienen war, muss nicht unbedingt auf eine späte Entstehungszeit deuten.

60 Zit. n. Conermann, *Zwei Aufsätze* (s. Fn. 49), S. 41.

sonder beschwerung des armen Mannes vnterhalten.«<sup>61</sup> Hier wird doch offenbar eine Alternative zum militärischen Korps formuliert, und zwar von einem erfahrenen Offizier, der als Gesandter zu den Kriegsparteien oft genug die »beschwerung« der Bevölkerung durch Kriegslasten abzuwenden versuchte,<sup>62</sup> und zugleich von einem vollendeten Vertreter des *arte et marte*-Ideals. Wir werden darauf zurückkommen. Hier genügt uns der Hinweis auf die Vorrede Fürst Ludwigs und Werders in ihrer sprachlich-metrisch überarbeiteten Neuausgabe der *Ersten und Anderen Woche* (1640), einer vordem in zwei Teilen 1622 und 1631 erschienenen Übersetzung der *Sepmaines* des Guillaume de Saluste sieur Du Bartas durch Tobias Hübner:

»Der Edle Bartas hat das lob/ daß er die grausamkeit der Kriegeswaffen/ unter welchen er von Kind auf erzogen/ durch den fleiß/ den er auf diese seine Wochen gewendet/ also gemeßiget/ daß er unter den Frantzösischen Poeten als der fürnemesten einer die nächste stelle nach dem Ronsard erhalten. Wie es denn in dem gantzen Wercke wohl zu verwundern/ daß in einem Menschen/ welcher sonst die gantze zeit seines lebens unter dem getümmel des Krieges zugebracht/ hat sein können/ nicht alleine eine so fürtreffliche wissenschafft der Göttlichen und menschlichen dinge/ und alles was unter der Sonnen geschicht: sondern eine so bequeme geschicklichkeit/ solches alles mit einer so herrlichen zierligkeit und durchdringenden anmuhtigkeit fürzustellen und zu beschreiben.«<sup>63</sup>

Welches Kriterium liegt denn dem hartnäckigen Urteil zugrunde, literarischsprachliche Interessen und Aktivitäten seien auch beim besten Willen in der FG bis 1639, als endlich (bürgerliche) »Sprachwissenschaftler und Dichter« (s. o.) aufgenommen wurden, kaum auszumachen? Das Kriterium einer den

---

61 Gottlieb Krause, Hg., *Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein. Briefe, Devisen u. anderweitige Schriftstücke*, Leipzig 1855, Ndr. Hildesheim, New York 1973, S. 178. Künftig zit. als *KE*.

62 Vgl. etwa seine Gesandtschaftsreisen zum schwedischen Generalfeldmarschall Johan Banér (FG 222) im Februar und zu Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen im September 1639. S. Gottlieb Krause, Hg., *Urkunden, Aktenstücke und Briefe zur Geschichte der Anhaltischen Lande und ihrer Fürsten unter dem Drucke des dreißigjährigen Krieges*, 4. Bd., 1. Abt. Leipzig 1864, S. 402 ff. und 4. Bd., 2. Abt. Leipzig 1865, S. 2 ff. Ausgabe künftig zit. als *KU*.

63 *Die Erste und Andere Woche Wilhelms von Saluste Herren zu Bartas. [...] Vor Jahren Aus dem Frantzösischen in wolgemessene deutsche Reime/ mit ebenmessigen endungen/ auch nicht mehr oder weniger Silben/ durch ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft gebracht und ausgangen. An ietzo aber Eines theils durch den Ubersetzer selbst bey seinem leben/ als nach seinem tödlichen abgange durch andere beyder Sprachen kündige/ übersehen/ verbessert [...] vermehret und von Neuen an den Tag gegeben*, Cöthen 1640, S. 5 f. Vgl. DA Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 3 (s. Fn. 42), S. 306 ff.

gelehrten Standards der Zeit entsprechenden, sich ihrer professionellen Formen, Methoden und Medien bedienenden und ihre Ergebnisse in die Öffentlichkeit tragenden literarischen und wissenschaftlichen Nomenklatur, also die Arbeits- und Verkehrsformen der humanistischen *respublica litteraria*, wenn nicht gar solche späterer Epochen.<sup>64</sup> In diesem Zusammenhang ist nicht entscheidend, dass der bislang edierte Briefwechsel eine Fülle von sprachlich-literarischen, auch gelehrten Ambitionen, Vorhaben und erbrachten Leistungen durchaus bereits vor 1639 dokumentiert und darüber hinaus von vielen adeligen Fruchtbringern freilich meist nicht veröffentlichte Übersetzungen, Dichtungen, Studien u. a. Texte bezeugt sind. Entscheidend ist, dass jenes Kriterium die FG und ihre adelig-höfischen Verkehrsformen verfehlt, weil sie im engeren Sinne keine ›gelehrte Gesellschaft‹ (wie die späteren wissenschaftlichen Akademien und Vereinigungen) war. Sie repräsentiert vielmehr eine im Europa der frühen Neuzeit anzutreffende, aristokratisch geprägte Wissens-, Verhaltens- und Geselligkeitskultur. Der Konversation und mit ihr der Rhetorik kommt darin ein überragender, ein ›Metastatus‹ zu. In dieser Kultur wird das Konversationswissen dem Bücherwissen konfrontiert, eine Alternative, die der Humanismus auch in seiner eigenen Dialogtheorie, etwa bei Leonardo Bruni (um 1369–1444) so nicht gekannt hatte.<sup>65</sup> Die FG beerbt, wie die Renaissance-Akademien und später die Salons jene in der Romania ausgebildeten höfischen Verkehrsformen, in denen außerhalb des Wissenschaftsbetriebes der Universitäten »privates Wissen in gesellschaftliche Konversation übersetzt« wurde.<sup>66</sup>

---

64 Dazu Sebastian Neumeister und Conrad Wiedemann, Hg., *Res Publica Litteraria. Die Institutionen der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit*, 2 Tle. Wiesbaden 1987; Marian Füssel, *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit*, Darmstadt 2006, S. 9, 11f., 20f., 42 ff., 127 ff. u. ö.; Herbert Jaumann, *Handbuch Gelehrtenkultur der frühen Neuzeit. Bd. 1: Bio-bibliographisches Repertorium*, Berlin u. a. 2004, S. VIII f.; Helmut Zedelmaier und Martin Mulrow, Hg., *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit*, Tübingen 2001, S. 1 ff.

65 Manfred Hinz, *Rhetorische Strategien des Hofmannes. Studien zu den italienischen Hofmannstraktaten des 16. und 17. Jahrhunderts*, Stuttgart 1992, S. 335, vgl. S. 338; grundlegend auch Christoph Strosetzki, *Konversation. Ein Kapitel gesellschaftlicher und literarischer Pragmatik im Frankreich des 17. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M. u. a. 1978, bes. S. 58 ff. u. 82 ff.

66 Hinz, *Rhetorische Strategien* (s. Fn. 65), S. 25, 337 u. 366: »Die Akademie reproduziert die Struktur des Hofes, und der Hof erscheint als Akademie.« Vgl. für die FG grundsätzlich Conermann, »Akademie« (s. Fn. 29). Zur Abgrenzung der Akademie von anderen Zusammenschlüssen und Organisationsformen insbes. des Adels s. Klaus Conermann, »Die Tugendliche Gesellschaft und ihr Verhältnis zur Fruchtbringenden Gesellschaft. Sittenzucht, Gesellschaftsidee und Akademiegedanke zwischen Renaissance und Aufklärung«, in *Daphnis* 17 (1988), S. 514–626, hier S. 531 ff.



Und auch die Frauen, die in der höfischen Konversationskunst von Castiglione bis zu den galanten Salons eine überragende Rolle spielten, waren von Einfluss innerhalb der FG, wenn auch unterhalb der förmlichen Akzeptanz als Mitglieder, außerhalb in Parallelgründungen, dem reformierten weiblichen Orden *La Noble Académie des Loyales*, von Fürst Christians I. von Anhalt-Bernburg (FG 26) Gemahlin Anna 1617 gegründet, der *Tugendlichen Gesellschaft*, die von Fürst Ludwigs Schwester, Gräfin Anna Sophia von Schwarzburg-Rudolstadt 1619 ins Leben gerufen wurde, oder der astrealischen Schäfergesellschaft der *Académie des Parfaits Amants* (v. a. in Dessau). Wir können dem hier nicht näher nachgehen,<sup>67</sup> doch lehnte sich die FG in ihren Anliegen der Pflege »lößlicher« Tugenden und Sitten, einer in Konversations- und Verhaltenskunst anspruchsvollen Geselligkeit sowie der Volkssprache unmittelbar an die italienischen Akademien des 16. Jahrhunderts an, v. a. an die 1583 gegründete *Accademia della Crusca* in Florenz sowie an die ständeübergreifende *Conversazione civile* Stefano Guazzos als einer umfassenden Lehre gesellschaftlichen Umgangs.<sup>68</sup> Dessen Schriften siedeln sich alle im Umfeld der *Accademia degli Illustrati* in Casale (Monferrato) an, deren Mitglied er war. Was wollte die FG nach Ausweis ihres *Kurtzen Berichts* von 1622? Sie wollte in der Nachahmung »unterschiedener *Academien*, die in frembden Landen/ beydes zuerhaltung guten vertrauens/ erbawung wolanstendiger Sitten/ als nützlicher außübung jedes Volcks Landsprachen« die Möglichkeit eröffnen, dass ein jeder »liebhaber aller Erbar-

---

67 Vgl. Klaus Conermann, Hg., *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen: Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650*. 4. Bd.: 1637–1638, unter Mitarbeit von Gabriele Ball und Andreas Herz, Leipzig, Tübingen 2006, S. 278 (DA [s. Fn. 20] Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 4) und das kumulierte Personenregister (s. Fn. 34) unter den angegebenen Sozietätsnamen.

68 Fürst Ludwig hat sich intensiv mit Guazzo auseinandergesetzt, nach Ausweis des Inventars seines nachgelassenen Bücherbesitzes (s. Fn. 47) und seiner eigenen philologischen Arbeiten, etwa in den verschollenen Manuskripten der *Dialoghi Piacevoli*. Auch Castigliones und della Casas Schriften fanden sich in seinem bzw. in fürstlich-bernbургischem Besitz. Vgl. Klaus Conermann, »Editionsdesiderate: Die Werke der Fürsten Ludwig und Christian II. von Anhalt im Kontext der Akademiearbeiten der Fruchtbringenden Gesellschaft«, in Hans-Gert Roloff, Hg., *Editionsdesiderate zur Frühen Neuzeit*, Amsterdam, Atlanta/GA 1997 (*Chloe*, 24), S. 391–490, S. 394; *Conermann II* (s. Fn. 11), S. 35 f.; ders., »Akademie« (s. Fn. 29), S. 113 f. Vgl. Emilio Bonfatti, *La »Civil Conversazione« in Germania. Letteratura del comportamento da Stefano Guazzo a Adolph Knigge 1574–1788*, Udine 1979, S. 84 ff.; ferner Martin Bircher, »The Fruchtbringende Gesellschaft and Italy: Between Admiration and Imitation«, in *The Fairest Flower. The Emergence of Linguistic National Consciousness in Renaissance Europe*, Firenze 1985, S. 121–132; Harald Weinrich, »Die Accademia della Crusca als Lehrmeisterin der Sprachkultur in Deutschland«, in ders., *Wege der Sprachkultur*, Stuttgart 1985, S. 85–103.

keit/ Tugend und Höflichkeit/ vornemblich aber des Vaterlands«<sup>69</sup> sich freiwillig darin vergesellschaften könne. Das erste Ziel liegt demnach in dieser *communitas* oder *consortio* selbst: dass sich nämlich jedes Mitglied »nütz- und ergetzlich bezeigen/ und also überall handeln solle/ bey Zusammenkünfften gütig/ frölig/ lustig und erträglich in worten und wercken sein« soll.

Als zweites Ziel erscheint dann die Pflege der Hochdeutschen Sprache, ihrer »besten außsprache im reden/ alß der reinsten art im schreiben und Reimen-dichten«.<sup>70</sup>

Wenn demnach der erste Punkt der fruchtbringerischen Zielsetzung, die Ausbildung und Pflege einer anspruchsvollen höfisch-höflichen Gesittung und Geselligkeit in den Zusammenhang der normsetzenden romanischen Vorbilder gebracht wird, der *cortegiania* (Castiglione), *onestà* (Della Casa), der *honnêteté* (Montaigne, Faret), der *conversazione civile* (Guazzo), der ganzen vielgesichtigen »trattatistica sul comportamento«, und wenn dann der erste Punkt im fruchtbringerischen Programmentwurf des *Kurtzen Berichts* nicht nur als Mittel zum Zweck, sondern selbst bereits als Ziel und Zweck des Zusammenschlusses wahrgenommen wird, in den sich der zweite Programmpunkt, die Ausbildung und Pflege einer auf den verschiedensten Ebenen kommunikationstauglichen, regulierten Muttersprache und einer den Anschluss an die antiken und modernen Muster findenden, eleganten und elaborierten volkssprachigen Literatur, einbettete, dann erscheinen das Fehlen der »gesellschaftlich typisierten Erscheinungsformen und Erkenntnismerkmale« der Literatur<sup>71</sup>, einer professionell-universitären Gelehrsamkeit oder einer in späteren Akademien und gelehrten Gesellschaften entwickelten programmatischen, organisatorischen und institutionellen Matrix weniger befremdlich und anstößig. Insgesamt darf ja als ein Kennzeichen vormoderner Gesellschaften eine vergleichsweise geringe zentrale und durch eigens bestellte besondere Apparate bewerkstelligte Organisation gelten. Stattdessen erfolgte »die Integration des Gemeinwesens in einem hohen Maße durch Interaktion, d. h. durch persönliche Kommunikation unter Anwesenden«, was wiederum die große Bedeutung symbolisch expressiver Handlungen erklärt, die ihren Sinn in sich selbst tragen und die soziale Ordnung vor jeder rational-diskursiven Begründung festigen.<sup>72</sup> Zwar blieb die FG auf den Briefwechsel angewiesen,

---

69 *Kurtzer Bericht*. DA Reihe II, Abt. A: Köthen, Bd. 1 (s. Fn. 33), S. [8].

70 Ebd., S. [10].

71 Edoardo Costadura, *Der Edelmann am Schreibpult. Zum Selbstverständnis aristokratischer Literaten zwischen Renaissance und Revolution*, Tübingen 2006, S. 24.

72 Barbara Stollberg-Rilinger, »Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Begriffe – Thesen – Forschungsperspektiven«, in *Zeitschrift für Historische Forschung* 31 (2004), S. 489–527, hier S. 514. Zur Rolle der Gewohnheiten in der FG, die nicht formal-

doch wenn ein konsensuales Element den politischen Strukturen der vor- und frühabsolutistischen Landesherrschaft (nicht zuletzt in Köthen<sup>73</sup>) mit ihrem auf ständische Zustimmung angewiesenen Regiment<sup>74</sup> wesentlich inhärent war, dann verstehen wir vielleicht auch den relativ geringen Regulierungsgrad, die fehlende ›Geschäftsordnung‹, den Mangel an fixierten Arbeitsplänen etc. in der FG ein wenig besser. Ohne die »epistemische Autorität«<sup>75</sup> der hochliteralen (bürgerlichen) Gelehrtenwelt, geprägt von nicht systematischen, sondern eher »kasuistischen Wissensordnungen« und einer verwendungspraktischen Beurteilungskompetenz von Fall zu Fall<sup>76</sup>, wäre einer solchen Vereinigung aufs Ganze gesehen wohl kaum mehr als der Status des Defizitären zu konzedieren.<sup>77</sup> Für die Fürsten und adeligen Politici aber, die Ständevertreter, Hof-

---

konstitutionell fixiert waren, vgl. Andreas Herz, »Philipp von Zesen und die Fruchtbringende Gesellschaft«, in Maximilian Bergengruen und Dieter Martin, Hg., *Philipp von Zesen. Wissen – Sprache – Literatur*, Tübingen 2008, S. 181–208, hier S. 204.

73 Vgl. Günther Hoppe, »Zur anhaltischen Behördengeschichte im frühen 17. Jahrhundert und zum ›persönlichen Regiment‹ des Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen in der Frühzeit seiner Regierung«, in *MVAL* 4 (1995), S. 113–142.

74 Vgl. Wolfgang Mager, »Genossenschaft, Republikanismus und konsensgestütztes Ratsregiment. Zur Konzeptionalisierung der politischen Ordnung in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt«, in Luise Schorn-Schütte, Hg., *Aspekte der politischen Kommunikation im Europa des 16. und 17. Jahrhunderts. Politische Theologie – Res Publica-Verständnis – konsensgestützte Herrschaft*, München 2004 (*Historische Zeitschrift*, Beihefte, NF 39), S. 13–122, hier S. 15 u. 90 ff. Zur jüngst anhaltendes Forschungsinteresse findenden frühneuzeitlichen Diskussion um die Mischverfassung, in Deutschland positiv bewertet bei Caspar Peucer (1525–1602), Henning Arnisäus (1575–1636), Johannes Limnaeus (1592–1663) u. a., vgl. Alois Riklin, *Machtteilung. Geschichte der Mischverfassung*, Darmstadt 2006, bes. S. 185 ff.

75 Wolfgang Detel, »Wissenskulturen und epistemische Praktiken«, in Johannes Fried und Thomas Kailer, Hg., *Wissenskulturen. Beiträge zu einem forschungsstrategischen Konzept*, Berlin 2003, S. 119–132, hier S. 119.

76 Vgl. Wolfgang Neuber, »Systematische und kasuistische Wissensordnungen. Mne-motechnische Prozesse im 17. Jahrhundert«, in Wolfgang Detel und Claus Zittel, Hg., *Wissensideale und Wissenskulturen in der frühen Neuzeit*, Berlin 2002, S. 185–196. Freilich hat der frühneuzeitliche Stand der Gelehrten in seinen Kommunikations-, Sozial- und Alltagsbezügen auch andere Gesichter gezeigt, burleske wie rohe, libertäre wie diskriminierende, selbstverschleiernde und auch ausgesprochen unhöfliche und abstoßende in der eigenen Karrierepolitik. Vgl. Martin Mulsow, *Die unanständige Gelehrtenrepublik. Wissen, Libertinage und Kommunikation in der Frühen Neuzeit*, Stuttgart, Weimar 2007, hier v. a. S. 68.

77 Das trifft für Ansätze zu, die die FG oder ›Sprachgesellschaften‹ aus der normativen Perspektive der modernen wissenschaftlichen Akademien und der Aufklärung (Leibniz) beurteilen und verständlicherweise meist wenig mit deren fremdartiger ›Vorgeschichte‹ anfangen können. Vgl. etwa Ines Böger, »Ein seculum ... da man zu Societäten Lust hat«.

Regierungs-, Kammerräte usw., die wir so zahlreich in der FG antreffen, sind die Akkumulation historisch-literarischen Wissens und die Bildung von Geschmack (als vorbegriffliches sozio-ästhetisches ›iudicium‹)<sup>78</sup> auch deshalb so wichtig, weil Geschichte und Literatur ein Reservoir an Fallbeispielen bereitstellen, die das Allgemeine im Individuellen, im Status des Besonderen, zeigen, der memoria anheimstellen, das Urteilsvermögen schulen und auf situationsbezogene Applikation warten.<sup>79</sup> Die Frage der Relevanz, richtigen Beurteilung und angemessenen Entscheidung von Fällen, Gegebenheiten und Situationen, die Frage klugen Verhaltens, richtiger ›Prozess-Steuerung‹ und beherrschter ›Funktionslogiken‹ inmitten kontingenter Verhältnisse und perspektivisch-relativer Wahrheiten, war denn auch ein wichtiges Thema der politischen Traktat- und Ratgeberliteratur im weiteren Verlauf des 17. Jahrhunderts. Sie sollte im Laufe der Zeit das auf der ciceronianischen ›consociatio hominum‹ und der Konversation beruhende Hofmannsmodell eines Castiglione ablösen.<sup>80</sup>

»Es ist nicht genug/ daß man die dinge allein verstehe/ wenn man zu einem vortrefflichen Mann werden soll/ sondern man muß auch davon zu vrtheilen vnd zu vnterscheiden wissen.«<sup>81</sup>

---

*Darstellung und Analyse der Leibnizschen Sozietätspläne vor dem Hintergrund der europäischen Akademiebewegung im 17. und frühen 18. Jahrhundert*, 2 Bde. München 1997, I, S. 43; auch Gerhard Kanthak, *Der Akademiegedanke zwischen utopischem Entwurf und barocker Projektmacherei. Zur Geistesgeschichte der Akademiebewegung des 17. Jahrhunderts*, Berlin 1987, S. 68, streift die FG nur kurz.

78 Vgl. Conermann, »Akademie, Kritik und Geschmack« (s. Fn. 4), S. 45 ff.; Hans-Jürgen Gabler, *Geschmack und Gesellschaft. Rhetorische und sozialgeschichtliche Aspekte der frühaufklärerischen Geschmackskategorie*, Frankfurt a. M., Bern 1982, S. 44 ff., 123 ff. u. ö.

79 Zur Bedeutung historischen Wissens für die frühneuzeitliche ›ruling class‹ vgl. Peter Burke, »Translating histories«, in Peter Burke und R. Po-Chia Hsia, Hg., *Cultural Translation in Early Modern Europe*, Cambridge 2007, S. 125–141, hier S. 131 ff.

80 Vgl. Cornel Zwierlein, »Die Transformation der Lehren von Rat, Ratgeben und Ratgebern in Italien im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit«, in Erk Volkmar Heyen, Hg., *Räte und Beamte in der Frühen Neuzeit. Lehren und Schriften*, Baden-Baden 2007, S. 1–25, S. 3, 14 f.; Wolfgang E. J. Weber, »Dynastiesicherung und Staatsbildung. Die Entfaltung des frühmodernen Fürstenstaats«, in Wolfgang Weber, Hg., *Der Fürst. Ideen und Wirklichkeiten in der europäischen Geschichte*, Köln usw. 1998, S. 91–136, hier S. 109 u. 117 f.

81 [Fürst Ludvig von Anhalt-Köthen, Übers.:] JOHANNIS BAPTISTÆ GELLI *Vornehmen Florentinischen Academici Anmutige Gespräch Capricci del Bottaio genandt ... Auß dem Italiänischen ins Teutsche gebracht*, Cöthen 1619, in DA Reihe II, Abt. A: Köthen, Bd. 1 (s. Fn. 33), S. [173]–[474], hier S. [242]f.

Es unterscheidet den »uomo valente«<sup>82</sup> mit seinem ‚Weltwissen‘ vom Stubengelehrten (‚Bücherwissen‘), dass er nicht nur Wissen erworben, produziert und ausgetauscht hat, sondern dieses in den verschiedensten Situationen spontan adäquat anwenden, sprich sinnvoll differenzieren, urteilen, entscheiden und handeln kann.<sup>83</sup> Wir haben hier nichts anderes als jene »discrezione« vor uns, die uns bei Castiglione, della Casa und Guazzo begegnet.<sup>84</sup> Wir erhalten also ein ganz anderes Bild, wenn wir der FG nicht mehr in ihrem vermeintlichen Zurückbleiben hinter gutgemeinten, aber letztlich unzureichend realisierten Zielen den sprachlich-literarischen oder wissenschaftlichen Kredit entziehen, sondern sie im Scopus einer höfisch-adligen Wissens-, Verhaltens- und Geselligkeitskultur wahrnehmen, die sich in einem soziokulturellen Raum eigener Prägung bewegte, in dem die ritterlich-militärischen Traditionen noch selbstverständlich geübt wurden, gleichzeitig humanistische sowie schon modernere, auf Anwendung, Gegenwartsbezug und Praxis bezogene Bildungs-

---

82 [Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, Hg.]: *I CAPRICCI DEL BOTTAIO DI GIOVAN BATISTA GELLI ACCADEMICO FIRENTINO*, [Köthen] 1619, in ebd., S. [115]–[170] (=Auszug), hier S. [139].

83 Castiglione, LC (s. Fn. 58), VI (S. 126): »[...] e credo che basti in tutto questo dir che 'l cortegiano sia di bon giudicio, [...] ed essendo cosi, penso che senza altri precetti debba poter usar quello che egli sa a tempo e con bona maniera«. Castiglione, *Hofmann* (s. Fn. 58), S. 111: »[...] ich glaube, es genügt, zu sagen, der Hofmann müsse ein gesundes Urteil haben, [...]. Da dem so ist, muß er nach meiner Meinung ohne andere Vorschriften das, was er weiß, auf gute Art zur rechten Zeit anwenden können.«

84 Castiglione, LC (s. Fn. 58), Anm. des Herausgebers in II, XIII (S. 138): »discrezione« als »il senso dell'opportunità«. Giovanni della Casa, *Der Galateo. Traktat über die guten Sitten*, hrsg. u. übers. v. Michael Rumpf. Heidelberg<sup>2</sup>1995, Abschnitt XII (S. 38): das Wasser der »discrezione«, abgeleitet von »discernimento«, d. i. Urteilsfähigkeit, Differenzierungsgabe. Ebd., Anm. 19 (S. 117 f.); vgl. dazu das Nachwort von Klaus Ley in Giovanni della Casa, *Galateus. Das Büchlein von erbarn/ höflichen und holdseligen Sitten verdeutscht von Nathan Chytraeus 1597*, hrsg. v. Klaus Ley, Tübingen 1984, S. 17\* f.; Stefano Guazzo, *la civil conversazione*. A cura di Amedeo Quondam. 2 Bde. Ferrara 1993, I, S. 114, 116 ff.: »discretezza« als schickliche Angemessenheit; II, S. 228: »discrezione« als »una virtù sociale che deve formare il nostro comportamento nei confronto degli errori degli altri, come subito dopo meglio argomenterà«. Zum lateinischen discernere, unterscheiden, discretus, unterschieden, zitieren Faber/ Buchner Gerardus Johannes Vossius (*De vitiis sermonis*): Bei den Alten habe discretus nur eine passivische Bedeutung gehabt »ut discreta femina«; »Nunquam verò activum pro eo, qvi rerum momenta discernit, qvomodo dicunt VIRUM DISCRETUM«. *Basilii Fabri Sorani Thesaurus Eruditionis scholasticae: Sive Supellex Instructissima vocum, verborum, ac locutionum [...] Cum adjunctâ plerisque in locis interpretatione Germanicâ [...] Per Augustum Buchnerum recensitus, emendatus ac suppletus*, Leipzig, Frankfurt 1672, S. 486. Vgl. auch Hermann Paul, *Deutsches Wörterbuch*, 10., überarb. und erw. Aufl. von Helmut Henne, Heidrun Kämper und Georg Objartel, Tübingen 2002, S. 225.

inhalte und Sozialisationsmuster, eigene höfische Bildungseinrichtungen und -verfahren wie Ritterakademien, Hofschulen, auch Labore, Observatorien, Natur- und Kunstkabinette, Bibliotheken, Kavaliertouren usw. die Szene prägten.

Diese humanistisch akkulturierte höfische Gesellschaft pflegte eine eigene Sprache, genauer gesagt ein eigenes Sprachideal: die Rede, das Gespräch, den Dialog, die weltläufige, von Grobianismen wie von Künstelei (*affettazione*) und Pedanterie freie, ungezwungene, anmutige Konversation, die auch das Vorbild für die freilich regelmäßiger und überlegter einzurichtende Schriftsprache abgab und i. A. die bevorzugten Gattungen adeliger Prosa präfigurierte: Memoiren, Autobiographien, Reflexionen, Essays, Aphorismen.<sup>85</sup> Diese Sprache sollte klar, natürlich und anmutig sein:

»E quando poi parlerá di cosa oscura o difficile, voglio che e con le parole e con le sentenzie ben distinte esplichi sottilmente la intenzion sua, ed ogni ambiguita faccia chiara e piana con un certo modo diligente senza molestia.«<sup>86</sup>

Auch della Casa sah das so, beim geselligen Plaudern wie bei ernsteren Gesprächen sollen die Worte eindeutig und klar sein, auf dass jeder in der Gesellschaft sie versteht, dabei aber auch wohlgesetzt und wohlklingend, keineswegs aufgebläht (»pomposo«) oder in künstlicher Umstellung und Verdrehung, »come molti hanno usanza di fare per leggiadria«, wie es sich viele angewöhnt haben, um elegant zu wirken.<sup>87</sup> Zur Zeit und innerhalb der FG scheint der Begriff des Subtilen – denken wir auch an den »dottore Sottile/ Dr. Subtilis« in della Casas *Galateo* und an della Casas Empfehlung, weder nichtige und nied-

---

85 Vgl. Castiglione, LC (s. Fn. 58) I, XXXIV u. XXXV, S. 74 ff.; Costadura, *Edelmann* (s. Fn. 71), S. 11 f., 24 f.; Dieter Merzbacher, »Conversatio und Editio. Textkorrektur in der Fruchtbringenden Gesellschaft und editorische Wiedergabe aufgezeigt an zwei Texten Christoph von Dohnas (1582–1637)«, in Martin Stern, Hg., *Textkonstitution bei mündlicher Überlieferung. Basler Editoren-Kolloquium 1990*, unter Mitarbeit von Beatrice Grob u. a., Tübingen 1991, S. 35–51; Strosetzki, *Konversation* (s. Fn. 65), S. 129 ff.

86 Castiglione, LC (s. Fn. 58) I, XXXIV, S. 74. Castiglione, *Hofmann* (s. Fn. 58), S. 66 f.: »Wenn er dann von etwas Dunklem oder Schwierigem redet, möchte ich, daß er seine Absicht mit recht klaren Worten und Gedanken scharfsinnig erklärt und jede Zweideutigkeit mit einem gewissen Eifer, ohne lästig zu fallen, eindeutig macht.«

87 Giovanni della Casa, *Galateo*. A cura di Gennaro Barbarisi, Venezia 1991, S. 86: »Le parole così nel favellare disesto come negli altri ragionamenti vogliono esser chiare, sì che ciascuno della brigata le possa agevolmente intendere; et oltre a ciò belle sì per il suono loro sì per il significato«; S. 93: »Et le parole vogliono essere ordinate secondo che richiede l'uso del favellare comune, et non aviluppate et intralciate in qua e'n là come molti hanno usanza di fare per leggiadria«. Vgl. della Casa, *Der Galateo* (s. Fn. 84), S. 73 f. u. 82.

rige, noch zu subtile Gesprächsthemen zu wählen<sup>88</sup> – die pedantisch-weltferne Tendenz von feiner Unterscheidung hin zur gelehrten Haarspalterei auszuprägen. Für viele herbeizuziehende Beispiele soll hier Fürst Ludwigs Bekenntnis gegenüber Martin Opitz angeführt werden, nachdem er dessen Psalter-Dichtung Vers für Vers kritisch durchgesehen hatte. Opitz möge ja nicht denken, »das aus sonderlichem fursatz zu widersprechen, oder zu griebeln [grübeln] dergleichen erinnerungen geschehen, sondern vielmehr darumb das so viell immer muglich man desto reiner und fruchtbarlicher reden möge.«<sup>89</sup> Zu den väterlichen Ermahnungen Fürst Augusts von Anhalt-Plötzkau (FG 46) an seinen jungen Neffen Christian II. (FG 51) gehörte auch der Rat, allzu gelehrte Theologen zu meiden, sie brächten »gar zu subtile fragen auf die bahn, welche die ungelehrten verführen theten, denn vnser ingenium wäre nicht fähig, so hohe Sachen Zu begreifen, und darüber müße man in puncto praedestinationis auch nicht Zu weit gehen.«<sup>90</sup> Die nach Opitz zweite deutsche Poetik, diese an Umfang und Ausarbeitungsgrad erheblich übertreffend, war der erstmals 1640 erschienene *Deutsche Helikon* von Philipp von Zesen (FG 521; Der Wohlsetzende). Dessen dritte Auflage von 1649 begrüßte Diederich von dem Werder als »ein sehr wohl und tiefsinnig ausgeführtes werck, desgleichen wohl in keiner Sprache, geschweige dan in unserer deutschen, zufinden: Es ist aber darbenben so subtil, das auch die, der Deutschen Poeterey, erfahrenen solches kaum begreifen, viel weniger die unwissenden etwas draus werden lernen können. Meiner meinung nach jedoch, Sol dieses den Wohlsetzenden in seiner vorgegenommenen arbeit nicht stutzig machen, dieweil er dardurch die gantze vollkommene Deutsche Poeterey in ihre regeln bringt, also, das nichts, und zwar gar nichts, bey dem hauptwerck zuerinnern sein wird.«<sup>91</sup>

Damit war Zesens Poetik anerkannt, nicht aber seine extrem puristische Lexik und seine eigenmächtige Rechtschreibung. »Caesius hat viel sachen alzu

---

88 della Casa, *Galateo* (s. Fn. 87), S. 84, vgl. S. 60; della Casa, *Der Galateo* (s. Fn. 84), S. 59, vgl. S. 34.

89 Brief Fürst Ludwigs an Martin Opitz vom 18. 12. 1638, in *DA* Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 4 (s. Fn. 67), S. 747.

90 Gottlieb Krause, Hg., *Tagebuch Christians des Jüngereren, Fürst zu Anhalt*, Leipzig 1858, S. 108 f.; vgl. dazu Andreas Herz, »... ma fatale destinée...«. Krisen- und Leidenserfahrungen Fürst Christians II. von Anhalt-Bernburg (1599–1656) in seinen Tagebüchern und anderen Zeit- und Lebensdokumenten«, in Johann Anselm Steiger, Hg. *Passion, Affekt und Leidenschaft in der Frühen Neuzeit*, Bd. 2, in Verb. mit Ralf Georg Bogner u. a. Wiesbaden 2005, S. 981–1035, hier S. 1000. Fürst Christian hinterließ ein imposantes Tagebuchwerk, das seinesgleichen sucht.

91 Werder an Fürst Ludwig, 28. 4. 1649. HM Köthen: VS 544, Bl. 510r–512v (Konzept und Reinschrift), hier 511rv; *KE* (s. Fn. 61), S. 184 f.; Vgl. Herz, »Zesen« (s. Fn. 72), S. 189.

subtil und spitzig gesetzt, die sich so nicht wollen einfädeln lassen.«<sup>92</sup> Übertriebenes »klügeln« und »ungewöhnliche neuerung«<sup>93</sup>, Schulfüchseri und präjudizierliche Innovation, kritisierte auch der anhaltische Gesamtrat Martin Milagius (FG 315) an Zesen. Ungebrochen blieb das geduldige Vertrauen in den Diskurs: Im dialogischen Abwägen der Argumente »durch mancherley unterschiedenes vernünftiges erwegen wird endlich die warheit desto klärer erhellen.«<sup>94</sup>

Kehren wir noch einmal zu unserem *Cortegiano* und seiner Sprache zurück, die nicht nur gelehrte »subtilitates« scheut. Leider sei, so der Graf Canossa, ein gekünstelter, unverständlicher Sprachstil in Mode gekommen, »senza aver rispetto che tutti i boni antichi biasmano le parole rifiutate dalla consuetudine. La qual[e consuetudine] voi, al parer mio, non conoscete bene; [...] La bona consuetudine adunque del parlare credo io che nasca dagli omini che hanno ingegno e che con la dottrina ed esperienza s'hanno guadagnato il bon giudicio, e con quello concorrono e consentono ad accettar le parole che lor paion bone, le quali si conoscono per un certo giudicio naturale e non per arte o regula alcuna. Non sapete voi che le figure del parlare, le quai danno tanta grazia e splendor alla orazione, tutto sono abusioni delle regule grammaticali, ma accettate e confirmate dalla usanza, perché, senza poterne render altra ragione, piaceno ed al senso proprio dell'orecchia par che portino suavità e dolcezza?«<sup>95</sup>

Der gute Sprachgebrauch ist der der adelig-höfischen Bildungs- und Führungsschicht, der Vulgarismen ebenso abstößt wie affektierte Künstelei und

---

92 Aus einer undatierten Stellungnahme Fürst Ludwigs oder der anhaltischen FG-Mitglieder zu einem ›Bedenken‹ Georg Philipp Harsdörffers (FG 368), vermutlich von 1643. HM Köthen: VS 545, Bl. 291r–292v; KE (s. Fn. 61), S. 325.

93 Martin Milagius an Fürst Ludwig, Dessau 12.5.1649, HM Köthen: VS 545, Bl. 496r–497v; KE (s. Fn. 61), S. 425 f.

94 Fürst Ludwig an Harsdörffer, 14.10.1643. HM Köthen: VS 545, Bl. 293r; KE (s. Fn. 61), S. 327.

95 Castiglione, LC (s. Fn. 58) I, XXXV, S. 76 f. Castiglione, *Hofmann* (s. Fn. 58), S. 68: »[...] ohne dabei zu bedenken, daß alle guten alten Schriftsteller die vom Gebrauch abgelehnten Worte tadeln. Diesen Gebrauch kennt Ihr nach meiner Meinung nicht richtig. [...] Der gute Sprachgebrauch also entsteht, glaube ich, bei den Menschen, die Verstand besitzen und sich durch Kenntnis und Erfahrung ein gesundes Urteil erworben haben und mit diesem dazu beitragen und darin einwilligen, diejenigen Worte anzunehmen, die ihnen als gut erscheinen und die man mit Hilfe eines gewissen natürlichen Urteils und nicht durch Kunst oder irgendeine Regel erkennt. Wißt ihr nicht, daß die Sprachbilder, die der Rede so viel Anmut und Pracht verleihen, alle Mißbräuche grammatikalischer Regeln darstellen, vom Gebrauch jedoch angenommen und bestätigt worden sind, weil sie, ohne daß man dafür einen anderen Grund anführen kann, gefallen und unserem Ohr lieblich und mild klingen?«



»lehrhafte und gelehrte Überfrachtung«. <sup>96</sup> Was wir hier vorfinden, ist nicht nur als die sprachnormierende Bedeutung des guten Sprachgebrauchs aus der antiken Rhetorik mit ihrem Leitbild der *puritas sermonis* bekannt. Für die Vermeidung idiomatischer Fehler und die Sicherung der *sermo purus* gab es etwa bei Quintilian vier Orientierungshilfen: die *ratio* (Analogie), die *vetustas* (Tradition), die *auctoritas* (anerkannte Autoritäten) und die *consuetudo* (Sprachgebrauch oder -gewohnheit): Letztere war von den vieren die wichtigste und zuverlässigste Leitlinie, verstanden aber als Sprachgebrauch der Bildungs- und Führungsschichten, als »consensum eruditorum, sicut vivendi consensum bonorum«. <sup>97</sup> Was uns bei Castiglione begegnet, treffen wir auch in der FG an. Wenn »deß Pövelvolcks untüchtiges Schwätzen« ebenso wenig verbindlich, wie die ungegründeten Neuerungen übertriebener »Wortgrübler« tauglich zu verbesserter Sprachrichtigkeit / *puritas* sind, welcher Sprachgebrauch ist dann normierungsfähig? Es ist jener »gute Gebrauch« der nach Georg Philipp Harsdörffer (FG 368) »von verständigen Leuten/ mit kunstgründigen Vrsachen gehandhabt und bekräftiget wird/ und dieser Gebrauch ist der rechte Sprachmeister/ dem man in Schreiben und Reden sicherlich folgen soll«. Es ist jener gute Gebrauch »die Art zu reden unter verständigen Leuten bey Hofe/ und die Art zu schreiben/ wie solche in den teutschen Cantzleyen heunt zu Tag gewonlich ist.« <sup>98</sup>

Der skeptische Realist Montaigne (1533–1592), dem französischen Landadel entstammend, klassisch-humanistisch gebildet und doch das Kriegshandwerk »ganz selbstverständlich« als seinen Hauptberuf ansehend <sup>99</sup>, verkörpert einen Autortypus, der sich durch eine »systematisch-unsystematische Selbst- und Fremdbeobachtung«, durch eine »der mündlichen Unterhaltung vergleichbare Spontaneität« auszeichnet, und nicht zuletzt darin erwies sich »der adlige Dilettant aus dem Périgord des 16. Jahrhunderts« als »besonders modern«. <sup>100</sup> Cicero, der die Gesellschaft aus der Konversation begründete und

---

96 Costadura, *Edelmann* (s. Fn. 71), S. 26.

97 Zit. n. Heinrich Lausberg, *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*, München 1960, S. 256; vgl. Gerhard Härle, *Reinheit der Sprache, des Herzens und des Leibes. Zur Wirkungsgeschichte des rhetorischen Begriffs puritas in Deutschland von der Reformation bis zur Aufklärung*, Tübingen 1996, S. 8; J. Hafner und U. Kocher, Art. »Purismus«, in Gert Ueding, Hg., *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 7, Darmstadt 2005, S. 485–501, hier S. 485 f.; Clemens Ottmers, *Rhetorik*, Stuttgart, Weimar 1996, S. 148 ff.

98 (Georg Philipp Harsdörffer,) *Der Teutsche SECRETARIUS: Das ist: Allen Cantzley- Studir- und Schreibstuben nützlich und fast nohtwendiges Formular- und Titularbuch*, Nürnberg 1655, S. 263, 264 u. 258.

99 Costadura, *Edelmann* (s. Fn. 71), S. 10.

100 Sebastian Neumeister, »Montaigne. Von der Adelsrolle zur schriftstellerischen

in *De officiis* soziale Tugend und praktische Weisheit der gelehrten theoretischen Erkenntnis überordnete, ist hier ein wichtiger Stichwortgeber der Epoche.<sup>101</sup> Die Hofleute und Prinzenzieher Caspar von Teutleben (FG 1), Peter von Sebottendorf (FG 57) und Franz von Trotha (FG 246) etwa haben uns kein einziges selbständiges gedrucktes Werk hinterlassen, sie waren aber hochgebildet, galten als außerordentlich eloquent und wurden, jedenfalls Teutleben und Trotha, von ihren Zeitgenossen als deutsche ›Cicero‹ gefeiert.<sup>102</sup> Die Proben ihres Wissens und Könnens haben sie also kaum oder gar nicht in den Zirkulationen der *respublica litteraria* abgelegt, sondern in der komplexen Welt der landesherrlichen und ständischen Dienste, Ämter, Geschäfte, und das hieß im 30-jährigen Krieg oft genug: eines nicht enden wollenden ›Krisenmanagements‹. Auch die von ihnen repräsentierte Hofberedsamkeit stieß sich von der akademischen Schulrhetorik ab, vermied es, zu elaboriert, spitzfindig oder weitläufig zu erscheinen, hielt sich in ihrer sorgsam, ordentlichen und kalkulierten Redepragmatik an die mündliche Konversation, existierte aber auch außerhalb des Literaturbetriebes: Die vielen zu mannigfachen politischen oder zeremoniellen Anlässen vorgetragenen Reden wurden oft nicht einmal verschriftlicht, geschweige gedruckt und archiviert, aber dennoch sorgfältig disponiert und griffen auf Anthologien klassischer Reden zurück.<sup>103</sup>

Gewiss müssen Diskrepanzen zwischen adeligem Anspruch und Wirklichkeit grundsätzlich in Rechnung gestellt werden; gewiss lassen sich die soziokulturellen Paradigmen der Romania, auch die in Italien damals längst untergegangenen Verhältnisse an Castigliones idealem Hof von Urbino nicht

---

Autonomie«, in Walter Haug und Burghart Wachinger, Hg., *Autorentypen*, Tübingen 1991, S. 164–176, hier S. 167, 176 u. 174. Ökonomisch autark, lehnte Montaigne wie jeder Adelige »Professionalität und arbeitsintensives Studium« ab, ebd., S. 167. Vgl. auch August Buck, »Montaigne und die Krise des Humanismus«, in August Buck und Tibor Klaniczay, Hg., *Das Ende der Renaissance: Europäische Kultur um 1600*, Wiesbaden 1987, S. 7–21.

101 Vgl. *DA* Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 3 (s. Fn. 42), S. 536 ff.; Martus, *Werkpolitik* (s. Fn. 6), S. 71.

102 Vgl. *Conermann III* (s. Fn. 11), S. 5, 61 f. u. 270 f.; zu Teutleben ferner *DA* Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 1 (s. Fn. 20), S. 22 u. 136 ff.; Klaus Conermann, Hg., *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen: Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650. 2. Bd.: 1627–1629*, unter Mitarb. von Andreas Herz und Dieter Merzbacher, Wolfenbüttel, Tübingen 1998, S. 20 u. 22 (*DA* Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 2), S. 411 ff. u. 419 f.; zu Sebottendorf *DA* Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 1 (s. Fn. 20), S. 167 f.; *DA* Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 2, S. 279; *DA* Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 3 (s. Fn. 41), S. 247 ff.; *DA* Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 4 (s. Fn. 67), S. 96; zu Trotha demnächst in *DA* Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 5.

103 Vgl. Georg Braungart, *Hofberedsamkeit. Studien zur Praxis höfisch-politischer Rede im deutschen Territorialabsolutismus*, Tübingen 1988, bes. S. 15, 21, 64 ff., 227, 245 ff. u. ö.; Burke, »Translating histories« (s. Fn. 79), S. 133 f.

ohne Weiteres auf die Verhältnisse an protestantischen deutschen Höfen im 30-jährigen Krieg übertragen. Doch waren es gerade die kleinen Höfe und die Adelssitze in ganz Europa, die die Bücher vom *Cortegiano* aufgriffen und rezipierten, dabei auch »entkurialisierten«, wozu schließlich Stefano Guazzo beitrug, indem er das höfische Konversations- und Verhaltensideal Castigliones ausweitete auf eine überständische »conversazione civile«, wie sie v. a. in den italienischen Akademien geübt wurde.<sup>104</sup> Damit war – abzulesen auch im Programmwurf des *Kurtzen Berichts* mit seiner proklamierten ständeübergreifenden Offenheit der FG für jeden »liebhaber aller Erbarkeit/ Tugend und Höflichkeit/ vornemblich aber des Vaterlands« und abzulesen an der Anciennitätsregel und der Impresenpraxis, die den sozialen Stand der Mitglieder symbolisch ausblendeten – die höfische Konversations- und Verhaltenskultur weniger ein Sonderprivileg des Adels als ein kultureller Habitus, der als Empfehlung und Nukleus in die naturrechtlich verstandene Gesamtgesellschaft ausstrahlte und wirkte.<sup>105</sup> Auch der Gelehrtenstand brach immer wieder Pedanterie und Verkrustung auf: wie einst die Humanisten gegen den scholastischen Lehrbetrieb, so die Späthumanisten und Modernen gegen die klassischen Humanisten, um sich neuen Leitbildern von Zivilität, »gentility« und honnêteté anzuschließen, dabei eigene, teilweise ritualisierte Spielformen entwickelnd, »par la dérision de la fausse science et de la pédanterie«.<sup>106</sup> Daher verbietet es sich, die Differenz der höfisch-adligen und der professionell-gelehrten Wissenskulturen zu einer strikten Opposition zu verhärten. Fürst Ludwigs Moderation der seit 1638 intensiv geführten fruchtbringerischen Sprachdebatte, in der zwei konkurrierende, theoretisch an sich unvereinbare sprachtheoretische Grundkonzeptionen gegeneinander antraten, zeigt, in welchem Maße er darin das dialogisch-konsensuale Element gewahrt und verteidigt hat, auch gegen z. T. schwer versöhnliche Polemiken unter den Beteiligten, namentlich bei Justus Georg Schottelius (FG 397).<sup>107</sup> Mehr noch: In dem Dissens zwischen den

---

104 Costadura, *Edelmann* (s. Fn. 71), S. 8. Vgl. Fn. 68.

105 »Conversatio – sowohl auf den menschlichen Umgang im allgemeinen als auch auf den sprachlichen Verkehr, die Konversation, im besonderen gerichtet – macht daher den Kern des Programms« der FG aus. Conermann, »Akademie« (s. Fn. 29), S. 113.

106 Marc Fumaroli, »La conversation savante«, in Hans Bots und Françoise Waquet, Hg., *Commercium Litterarum. La Communication dans la République des Lettres/ Forms of Communication in The Republic of Letters. 1600–1750*, Amsterdam u. a. 1994, S. 67–80, hier S. 70, vgl. S. 74f.; ferner Adrian Johns, »The ideal of scientific collaboration: the »man of science« and the diffusion of knowledge«, in ebd., S. 3–22, hier S. 7 ff.

107 Diese Sprachdebatte ist durchaus als eine Gemeinschaftsleistung der FG anzusehen. Dazu demnächst in *DA* (s. Fn. 20) Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 5. Vgl. die instruktive Einleitung von Claudine Moulin, Hg., in Christian Gueintz, *Die Deutsche Rechtschreibung*

Anomalisten und Analogisten bezogen Fürst Ludwig und sein Hofmilieu den anomalistischen Standpunkt des in Zweifelsfällen durchaus normsetzenden Sprachgebrauchs und der Gewohnheit, während die (bürgerlichen) Gelehrten eher den analogistischen Standpunkt einer idealsprachlichen grammatischen ›Grundrichtigkeit‹ vertraten.<sup>108</sup> »Le forze della usanza sono grandissime, come io dissi, et vogliansi havere per legge in simili affari« – »Die Kräfte der Gewohnheit sind äußerst groß, wie ich bereits sagte, und gelten in ähnlichen Fällen wie Gesetze«, so statuierte es della Casa im *Galateo*.<sup>109</sup> So wie Bräuche und Sitten nicht unserem freien Willen entspringen oder dem bewussten Urteil folgen, sondern vom hier gesetzgebenden Gebrauch prädisponiert werden, so begrüßt und verabschiedet man sich nicht »come la ragione ma come l'usanza vuole che tu faccia, et non come si solleva o si doveva fare, ma come si fa« – es ist nicht wichtig, wie man es sich wünscht oder tun zu müssen glaubt, sondern wie man es eben macht.<sup>110</sup> Im komplexen Gebiet der menschlichen Sitten und Verhaltensweisen reiche es nicht, Regeln zu beherrschen, man braucht Praxis (›l'usanza‹) und Erfahrung »in molti et molti anni«. Man richte sich auf diesem Gebiet danach, »come si fa et non come è bene di fare: et vuolsi più tosto errare con gli altri in questi sì fatti costumi, che far bene tu solo« – also danach, wie es üblich ist und nicht danach, ob es gut ist: »Manchmal ist es besser, sich in solchen Dingen gemeinsam zu irren, denn als einziger recht zu haben.«<sup>111</sup>

Die adligen Mitglieder der FG, als »honnêtes gens« und nicht »gens de métier« eben Profis der Nicht-Professionalität<sup>112</sup>, »Spezialisten der Nichtspezialisierung«<sup>113</sup>, gehörten *nicht* der Gelehrtenrepublik an, so wie der Adel überhaupt nur in wenigen Ausnahmefällen der Gelehrtenelite angehörte.<sup>114</sup> Die *respublica litteraria* rekrutierte sich aus dem Bürgertum und

---

(1645), Hildesheim u. a. 2008, S. VIII ff. Eher skeptisch dazu Manger, »Kulturpatriotismus« (s. Fn. 13), S. 82.

108 Die Konfliktlinie verlief allerdings nicht streng entlang der Standesgrenze, und es gab vielfach Überschneidungen, Annäherungen, Moderationen der Positionen. Vgl. Herz, »Zesen« (s. Fn. 72), S. 202 f.

109 della Casa, *Galateo* (s. Fn. 87), S. 69; della Casa, *Der Galateo* (s. Fn. 84), S. 48. Zum Normativ des Sprachusus vgl. Castiglione, LC (s. Fn. 58), I, XXIX ff. (S. 64 ff.); Castiglione, *Hofmann* (s. Fn. 58), S. 58 ff.

110 della Casa, *Galateo* (s. Fn. 87), S. 71; vgl. della Casa, *Der Galateo* (s. Fn. 84), S. 49 f.

111 della Casa, *Galateo* (s. Fn. 87), S. 98 u. 110; della Casa, *Der Galateo* (s. Fn. 84), S. 90 u. 108.

112 Ulrich Schulz-Buschhaus, »Das Paradox des *Galateo*«, in *Romanische Forschungen. VJSchr. f. romanische Sprachen und Literaturen* 105 (1993), S. 282–301, hier S. 288.

113 Costadura, *Edelmann* (s. Fn. 71), S. 11.

114 Vgl. Erich Trunz, »Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur«

blieb auf besoldete Stellen vorzugsweise an den höheren Schulen angewiesen, was für die adeligen Kavaliere und *gentilhommes* nicht in Frage kam.<sup>115</sup> Die adligen Fruchtbringer weihten sich auch nicht professionell dem Musendienst auf dem Parnass. Sie sind hier wie dort interessierte Laien, nicht virtuosi, sondern dilettanti, Amateure, mit einem Bildungsanspruch, der sich weder spezialisieren, noch (beruflich-kommerziell) professionalisieren, noch der Systematik akademisch-gelehrter Wissenschaft folgen will. Zwanglosigkeit (*sans contrainte*; *d'Urfé*), Anmut (*grazia*), Lieblichkeit (*dolcezza*), Zierlichkeit (*elegantia*), gesundes Urteil (*bon giudicio*), gesunder Menschenverstand (*sano intelletto*), ein nobles understatement, Kunst als Natur und Anstrengung als Vergnügen erscheinen zu lassen (*sprezzatura*), Zurückhaltung und Schicklichkeit (*discretezza*) u. dgl. m. sind begriffliche Verhaltens-Leitbilder des Renaissance-Adels, die wir auch bei dem kulturell noch aufholenden protestantischen Adel Deutschlands und in der FG wiederfinden. Noch innerhalb der Gattung der Gesprächsspiele treffen wir bei dem Patrizier Georg Philipp Harsdörffer und seinen italienischen und französischen Vorbildern auf eine unterhaltende »Divulgierung« des intellektuellen Wissens, sofern nicht eine Schulmeinung orthodox vertreten, sondern verschiedene Meinungen innerhalb einer breiten Themenpalette aufeinander treffen und sich vermitteln, deren Adressat primär ein adelig-gehobenes Publikum ist. Für »Tiefgelehrte« habe er seine *Frauenzimmer-Gesprächsspiele* jedenfalls nicht aufgesetzt, beschied sich Harsdörffer kurz nach seiner Aufnahme in die FG in einem Schreiben »An die [Fruchtbringende] Gesellschaft«; vielmehr habe er die »studierende Jugend« zu »nützlicher Verstandübung« und zur Ausübung der Muttersprache anregen wollen.<sup>116</sup> Die Gesprächsspiele des 1652 geadelten Philipp von Zesen hingegen erscheinen sowohl in ihrer unsymmetrisch-autoritären und dogmatischen Anlage viel stärker

---

(1931). Erneut und um Materialien ergänzt in ders., *Deutsche Literatur zwischen Späthumanismus und Barock. Acht Studien*, München 1995, S. 7–82; Guillaume van Gemert, »Priniceps eruditus. Der deutsche Fürstenhof als Stätte der Gelehrsamkeit im 17. Jahrhundert«, in *Orbis doctus, 1500–1850. Perspectieven op de geleerde Wereld van Europa: Plaatsen en Personen*. Opstellen aangeboden aan professor dr. J. A. H. Bots. Onder redactie van G. v. G. e. a. Amsterdam, Utrecht 2005, S. 43–66; Jürgen Mittelstraß, »Akademie und Bildung«, in Wilhelm Voßkamp, Hg., *Ideale Akademie. Vergangene Zukunft oder konkrete Utopie?* Berlin 2002, S. 145–157, hier S. 148.

115 Vgl. Gunter E. Grimm, *Letternkultur. Wissenschaftskritik und antigelehrtes Dichten in Deutschland von der Renaissance bis zum Sturm und Drang*, Tübingen 1998, S. 14 u. 73; Trunz, »Späthumanismus« (s. Fn. 114); Notker Hammerstein, »Die respublica litteraria und ihre Netzwerker«, in *Historische Zeitschrift* 285 (2007), S. 643–651.

116 G. P. Harsdörffer, Nürnberg 11. 3. 1642. KE (s. Fn. 61), S. 310 f. Vgl. Conermann u. a., »Gesellschaftsgedanke und Akademiebewegung« (s. Fn. 35), S. 25.

ker unter dem Aspekt gelehrter Wissensdidaxe, die auf ein bürgerliches Publikum zielt.<sup>117</sup>

Die FG war keine Gelehrten-gesellschaft, sondern repräsentierte wesentlich das höfisch-adelige Milieu. FG-Mitglieder des hohen Reichsadels wie Fürst Ludwig, Landgraf Moritz (»der Gelehrte«) von Hessen-Kassel (FG 80) oder Herzog August d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel (FG 227) galten ihren Zeitgenossen aber als hochgelehrt und trugen dazu bei, beide Bildungsmilieus in der FG zu vermitteln, eine der bedeutenden Leistungen dieser Gesellschaft. Hz. August etwa übte sich viele Jahre an den Hohen Schulen in Rostock, Tübingen und Straßburg »in alle dem, was von Wissenschaften, Sprachen und Künsten, auch Ritterlichen Exercitiis zu seinem Zweck dienen konte«, studierte »fleißig, aber seinem hohen Stande gemäß«. <sup>118</sup> »Es ist wahr«, lässt Johannes Lassenius den aufgeschlossenen Adligen Don Fiorentino gegen seinen ignoranten Standesgenossen Don Vanno sagen, »die vom Adel dörrffen allezeit nicht darum studiren/ daß sie sich damit ernähren/ allein sie müssen darum studiren/ daß sie unter sich selbst und einem unvernünftigen Thier einen Unterscheid machen/ daß sie ihr Gemüth selbst erfrischen/ und ergetzen/ [...] ihrem allgemeinen Vatterland dienen mögen« und als »Seulen deß Landes« Nutzen stiften.<sup>119</sup> Nicht eine strikte Opposition, wohl aber die Differenz der Wissenskulturen wird auch an dem Dichter, Obristen und anhaltischen Ständevertreter Diederich von dem Werder deutlich, dessen Tasso-Übersetzung von Gelehrten und poetae docti wie Martin Opitz und seinen Freunden anerkannt und gepriesen wurde. Selbst er entgeht nicht der Kritik der »Schule« am Amateur, gegen Regeln der Grammatik, Prosodie und Metrik verstoßen zu haben, verbunden mit dem Seufzer, wenn er nur besser an den griechischen und lateinischen Klassikern geschult wäre: »si ad Graecorum & Latinorum prudentiam melius eßet eruditum.«<sup>120</sup> Umgekehrt gab der gebildete Adel den kritischen Stachelball zurück und ließ die bürgerlichen Gelehrten, die »hommes des lettres« seine standesgemäße Privilegierung auch als habituelle Überlegenheit der »gens du monde« fühlen, etwa wenn der adelige fruchtbringerrische »Reimmeister«

---

117 Vgl. Rosmarie Zeller, »Zesens Sprachschriften im Kontext der Konversationsliteratur«, in Bergengruen u. a., Hg., *Philipp von Zesen* (s. Fn. 72 ), S. 209–221, hier S. 221.

118 Philipp Julius Rehtmeyer, *Des Braunschweigischen und Lüneburgischen CHRONICI III. TOMUS, in sich haltend Das Neue Haus Braunschweig-Lüneburg samt dem Anhang oder Nachlese, und Register*, Braunschweig 1722, S. 1383.

119 Johannes Lassenius, *Adeliche Tischreden/ in sich begreifende zwölf Lehrreiche/ nützliche und anmuthige Gespräch*, Nürnberg 1661, S. 118 f. u. 111. Vgl. Kühlmann, *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat* (s. Fn. 56), S. 348.

120 Augustus Buchner (FG 362) an Martin Opitz, *DA* Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 1 (s. Fn. 20), S. 501.

Tobias Hübner (FG 25) Martin Opitz eigene Dichtungen zu Ritterspielen und Festaufzügen u. a. mit den Worten zusandte: »... ne cum vulgo crederes, literis cum ocreis minùs convenire«. <sup>121</sup> Im Ideal des »honnête homme« als einem universal ausgerichteten, an sozialer und politischer Praxis orientierten, kunst-sinnig-weltmännischen Persönlichkeits- und Bildungskonzept spiegelt sich die höfisch-adelige Kultur des 17. Jahrhunderts. <sup>122</sup> Schon die Praxis, Druckwerke unter dem Gesellschaftsnamen (den ein jedes FG-Mitglied mitsamt einer persönlichen Imprese führte), teilweise als Gemeinschaftsarbeit zu veröffentlichen <sup>123</sup>, dürfte nicht nur der Repräsentation der FG, nicht nur der Inszenierung der Gruppe, sondern auch der adeligen Verweigerung individueller »Vermarktung« und Professionalisierung gehorchen. <sup>124</sup> Wer so veröffentlicht, tut dies ohne nominellen, subjektzentrierten Geltungs- oder Originalitäts-Anspruch. Professionelle Literarizität stellte in diesem Typus literarischen Lebens und gebildeter Geselligkeit i. d. R. keine Norm dar. Eben deshalb waren die zahlreichen vermeintlichen »illiterati« im Netzwerk der FG keineswegs fehl am Platze oder bedeutungslos. »Und wiewol des Unveränderlichen thun«, hören wir Fürst Christian II. von Anhalt-Bernburg (in der FG: »Der Unveränderliche«) über seine Drelincourt-Übersetzung von 1641 sagen, »eigentlich nicht ist/ bücher zu schreiben/ so ist er doch gleichwol nicht der erste/ in seinem stande/ der solches gethan«, und zwar u. a. in der Absicht, »zu versuchen/ ob er durch seyn beyspiel andere/ in was stande und beruffe sie auch seind/ zu dergleichen Lehr- und Trostschriften aufmuntern könnte.« <sup>125</sup> Eines seiner Vorbilder darin ist der »vornehme Frantzösische Rittersmann/ der Herr von Pleßis Mornay«, welcher der ganzen Christenheit »durch gewaltige lehrreiche Schriften zu dienen/ und dadurch die ehre Gottes zu befördern sich gar nicht geschämet« habe. <sup>126</sup> Wie sein Bernburger Neffe Christian hat auch Fürst Ludwig keine einzige seiner Übersetzungen, keines seiner Werke, nicht einmal seiner Widmungsgedichte unter seinem Namen veröffentlicht. Das trifft zwar nicht auf

---

121 Hübner an Opitz, ebd., S. 423, vgl. S. 12 f.

122 Vgl. Grimm, *Letternkultur* (s. Fn. 115), S. 72 ff.

123 Ein Beispiel angegeben in Fn. 63.

124 Vgl. Costadura, *Edelmann* (s. Fn. 71), S. 2, 11 u. 26 ff.

125 *Von der Beharligkeit der Außerwehlten. Oder Von Bestendigkeit der Liebe Gottes. Anfangs im Jahre 1625. Durch Carlen Drelincourt [...] Frantzösisch geschrieben: Nachgehendes aber ihme selbst/ und den Seinigen/ auch andern frommen Christen/ zu nützlicher erbauigkeit/ Zusamt den letzten stunden des Herren von Plessis Mornay, verdeutschet Durch ein Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, Cöthen 1641, Bl. a vij rf.*

126 Ebd., S. 378–418: »Anhang Von den letzten stunden des Herren von Pleßis Mornay«, hier S. 379. Gemeint ist Philippe Duplessis-Mornay (1549–1623), Führungsgestalt der Hugenotten unter Heinrich v. Navarra. Vgl. Herz, »Fürst Christian II.« (s. Fn. 90), S. 988.

alle publizierenden fürstlichen und adeligen FG-Genossen zu (eine Ausnahme finden wir z. B. in Wilhelm von Kalheim gen. Lohausen [s. o.]), doch in der Frühzeit der FG etwa auch auf Hz. August d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel, Lgf. Wilhelm V. von Hessen-Kassel (FG 65), Burggraf Christoph zu Dohna (FG 20), Tobias Hübner, Rudolf von Dieskau (FG 155) oder, mit Einschränkungen, Diederich von dem Werder, später auf Autoren wie Wilhelm Heinrich von Freyberg (FG 439), Freiherr Wolf Helmhard von Hohberg (FG 580) oder Johann Wilhelm von Stubenberg (FG 500). Der idealisierte soziale Ort der FG, ihr ›Wissens-Raum‹, war nicht die Studierstube, nicht der Vorlesungssaal der Hohen Schule, auch nicht der Salon, sondern, v. a. anfangs, die vom rituellen Trinkgefäß des ›Ölbergers‹ geweihte Tafelrunde, der mit den Wappen und Impresen der FG-Mitglieder geschmückte Schlosssaal, in dem neue Bildungsinhalte und Verhaltenskonzepte mit altritterlichen Idealen konvergierten.

Vielleicht helfen einige Fallbeispiele, das in der FG vertretene Hof- und Adelsmilieu so in den Blick zu bekommen, dass sein Selbstverständnis und kultureller Anspruch weder über- noch unterschätzt werden. Einer, der sein Glück bei den Waffen suchte und dem ›Kriegswesen folgte‹, war der jüngere Bruder Cuno Ordomars von Bodenhausen (FG 69), Bodo (FG 152), im Rang Obristlieutenant, als er 1635 aus dem kursächsischen Heer ausschied. Über sein unspektakuläres Leben unterrichtet ein Epicedium Gabriel Voigtländers, ansonsten ist nichts von ihm auf uns gekommen, kein akademischer Qualifikationsnachweis, kein Beitrag zur deutschen Sprache und Literatur. Ein »illiteratus« ist er dennoch nicht gewesen, nachdem er an den Universitäten Jena, Wittenberg, Leipzig und in Frankreich studiert hatte. Immerhin attestierte ihm Augustus Buchner, »bonis literis incubuit, ut qui eas non scholæ, sed vitæ & prudentiæ discebat«. <sup>127</sup> Cuno Ordomar wiederum, enger Freund, Nachbar und Kollege Diederichs von dem Werder im anhaltischen Ständeausschuss, war fürstlich-anhaltischer Landrat und eng in Landesherrschaft und -politik verweben. Er galt seinen Zeitgenossen als »weltweiser/ gelehrter wohlgereister von Adel« <sup>128</sup>. Und doch birgt nur eine kleine briefliche Gichtsatiere eine Probe seiner literarischen Bildung und seines poetischen Witzes. <sup>129</sup> Selbst dem Obersten Dam Vitzthum von Eckstädt (FG 312), der als Kommandant der kursächsischen Garnison in Magdeburg die kontributionspflichtigen Anhaltiner auf manche Probe stellte, wurde bescheinigt, einen »tapfern, vndt sehr discreten cavaglier« abgegeben zu haben. <sup>130</sup>

---

127 DA Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 4 (s. Fn. 67), S. 108, vgl. S. 110.

128 S. ebd., S. 406, vgl. S. 102 u. ö.

129 S. ebd., S. 402 ff.

130 Aus den Tagebüchern F. Christians II. v. Anhalt-Bernburg, zit. n. ebd., S. 363.



Von Fürst Johann Casimir von Anhalt-Dessau (FG 10) legen lateinische Schulreden *De officio Principis*, im Knabenalter gemeinsam mit Bruder Friedrich Moritz (1600–1610) und Vetter Christian II. von Anhalt-Bernburg 1610 an der Universität Genf und dem Gymnasium illustre zu Zerbst gehalten, Zeugnis über die Art fürstlich-adeliger Studien an Hohen Schulen ab, die für gewöhnlich nicht mit einem akademischen Grad abgeschlossen wurden. Später waren es Johann Casimir und seine Familie, bei denen ein Philipp von Zesen Schutz und Förderung fand.<sup>131</sup> Was für ein Bild können wir uns von Cuno von Alvensleben (FG 98) machen? Er war erzstift-magdeburgischer Domherr, später Senior des Domkapitels, viele Jahre in Anspruch genommen von den Wirrnissen im Stift, vornehmlich bei der Wahl und Bestätigung des Erzbischofs bzw. Administrators. Er starb im März 1638, betrauert als »ein gelehrter, wol bewandter wackerer edelmann«.<sup>132</sup> Ähnlich lautet die Würdigung Graf Ottos V. von Holstein-Schaumburg (FG 198) aus Anlass einer falschen Todesnachricht 1636: »*Zeitung* daß der iunge Graf Otto von Schaumburgk, der Letzte seines Stammes vndt Nahmens, ein feiner wackerer wolerzogener herr, mitt todt abgangen. Er ist der Reformirten Religion zugethan, vndt Meines Bruders [Friedrich von Anhalt-Harzgerode; FG 62] camerade auf der Frantzösischen vndt Niederländischen rayse [1631] gar vertraulich gewesen«.<sup>133</sup> Oder nehmen wir die im Anhaltischen und im Erzstift Magdeburg (Saalkreis) begüterte freiherrliche Familie von Krosigk, deren Mitglieder teils reformiert, teils lutherisch waren. Von den neun FG-Mitgliedern trat keines literarisch hervor. Die meisten aber hatten entweder fürstlich-anhaltische, kurbrandenburgische oder landständische politische Funktionen inne, waren auch militärisch aktiv, brachten aber ebenso ein akademisches Grundstudium an deutschen und ausländischen Hochschulen hinter sich. Gebhard Friedrich (FG 81) beispielsweise hatte »gänzlich gewolt/ daß Er [sein Sohn Vollrad, FG 514]/ wie auch seine andere Brüder studieren/ und ihren Adel mit allerley Wissenschaftten und guten Künsten zieren solten«. Der Unterricht begann privat durch Hauslehrer, bevor Vollrad in die Obhut des Rektors Christian Gueintz (FG 361) am Gymnasium zu Halle a. d. S. gegeben wurde. Dort hielt er eine Anerkennung findende öffentliche lateinische Rede und man bescheinigte ihm ein vortreffliches »ingenium«. Mit dem Tod des Vaters 1630 brach er seine Studien an der Universität Leipzig ab, um sich

---

131 Vgl. *Conermann III* (s. Fn. 11), S. 14; Claudius Sittig, »Zesens Exaltationen. Ästhetische Selbstnobilisierung als soziales Skandalon«, in Bergengruen u. a., Hg., *Philipp von Zesen* (s. Fn. 72), S. 95–118, hier S. 105 u. 111 f.

132 *DA* Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 4 (s. Fn. 67), S. 329.

133 Aus den Tagebüchern F. Christians II. v. Anhalt-Bernburg, zit. n. *DA* Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 4 (s. Fn. 67), S. 390.

der väterlichen, teilweise vom kaiserlichen Restitutionsedikt gefährdeten Güter zu widmen und dann in eine militärische Karriere einzutreten, die ihn zum Rang eines Rittmeisters und Regimentskommandeurs führte, zunächst unter protestantischen Heerführern, nach dem Prager Frieden in einem kaiserlichen Korps unter Graf Melchior von Hatzfeld, mit dem er 1638 in der Schlacht bei Vlotho das schwache Aufgebot der kurpfälzischen Prinzen zersprengte. 1640 zog er sich aufgrund einer Verwundung aus dem Krieg zurück. Er soll fromm und interessiert gewesen sein, »aller Heucheley und Vnwahrheit feind/ dagegen der Wahrheit/ Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit von Hertzen zugethan«, hilfsbereit und fürsorglich, ein kluger Ratgeber und »Hochverständiger von Adel«. <sup>134</sup>

Ein Sohn des fürstlich-anhaltischen Kammerrats, Hofmarschalls und Amtshauptmanns zu Dessau, (Albrecht) Christoph von Krosigk (FG 7), Heinrich Philibert (FG 341), legte 1638 an der Universität Jena eine juristische Disputation *De Regalibus* unter Erasmus Ungepaur ab (Jena 1638). <sup>135</sup> Mit einem Begleitbrief, d. d. Jena 23. 2. 1638, sandte er sie Fürst Johann Casimir von Anhalt-Dessau zu, um sich für eine fürstliche Dienststellung zu bewerben. In seinem Brief berief er sich zwar auf seine alte, vornehme, seit langem in fürstlicher Gnade stehende Familie, beeilte sich aber auch andere Qualifikationen anzuführen:

»je me suis efforcé de jetter en papier quelque mots de dispute [= die Disputatio] pour monstrier que je ne quitte pas le soing de m'acquerir les qualites requises à ceux qui aspirent à l'honneur de Vos services, Mais doubtant qu'une chose de si petite Valeur ne s'estimasse de personne, j'ay pris la hardiesse de luy apporter de lustre par l'ascription de Vostre nom tresillustre, & de Vous la dedier & consacrer tout ensemble.« <sup>136</sup>

Heinrich Philibert sollte 1639 nicht in Johann Casimirs Dienste treten, sondern wurde Kammerjunker und Rat Herzog Wilhelms IV. von Sachsen-Weimar. <sup>137</sup> Ein anderer Sohn (Albrecht) Christophs, Georg Aribert (1617–1665; kein FG-Mitglied), ließ zwar von früh an »ein frey/ und freüdigs Gemüth« erkennen, zeigte aber auch, »daß er den Büchern und studieren/ eben nicht mit so gar grosser Emsigkeit obliegen können/ sein Gemüth auch stets auff Martialische Gedancken gerichtet gewesen«. Er diente in schwedischen, nach dem Prager

---

134 S. die Leichenpredigt von Georg Lautenschläger auf Vollrad v. Krosigk: *Mors Christianorum nunquam praematura; Der Christen niemahl zufrühzeitiger Todt*, Leipzig 1661.

135 Universitäts- u. Landesbibliothek Halle: Jena, Diss., 1638 (20–21) (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: X Film 114).

136 LHA Dessau: Abt. Dessau A 10 Nr. 77, Bl. 103v.

137 Vgl. *Conermann III* (s. Fn. 11), S. 341.

Frieden in kursächsischen, niederländischen und schließlich hessischen Heeren und beendete als Hauptmann 1645 den Dienst, um sich der Bewirtschaftung seiner Güter zu widmen.<sup>138</sup> Aus einem anderen, dem Hohenerxlebener Familienzweig stammte, wie der oben erwähnte Vollrad, auch Ludolph Lorenz von Krosigk (FG 607). Er genoss wie seine drei Brüder Privatunterricht, wechselte auf das Gymnasium Halle und die Universität Jena, begann dann eine wechselvolle und hochrangige militärische und politische Karriere, wobei er bis zum Ende des 30-jährigen Krieges wie sein Bruder Jacob Anton (1624–1704, kein FG-Mitglied) auf schwedischer Seite kämpfte, während die beiden älteren Brüder Vollrad und Matthias (FG 522) im kaiserlichen und Reichsheer standen. Als Dreizehnjähriger verfasste er ein etwas unbeholfen wirkendes deutsches Gedicht zur Hochzeit seiner Schwester Kunigunde im März 1640, und dies verdeutlicht freilich nicht mehr, als dass er sich dem zu bequemen suchte, was bei Castiglione zu einem vollendeten Hofmann gehört hatte, nicht nur eine solide Bildung in den Wissenschaften, sondern auch: »Sia versato nei poeti e non meno negli oratori ed istorici ed ancor esercitato nel scriver versi e prosa, massimamente in questa nostra lingua vulgare«. <sup>139</sup> Auch Ludolph Lorenz von Krosigk wurde ein »weises Rathen/ Der Rede Witz und Zier/ der wache Fleiß in Thaten«, nachgerühmt, seine ausgeprägte und gelehrte »Eloqvenz und Beredsamkeit«. Seine Beratungskompetenz in Krieg und Frieden wurde als »verständig« und »hochvernünftig«, seine Karriere als nicht nur der »Gunst«, sondern ebenso der »Kunst« entsprungen beurteilt<sup>140</sup> – ein allseits geschätzter Mann »wegen seiner guten Conduite und angenehmen Conversation«. <sup>141</sup>

Den Adel neuen Typs scheint auch und besonders der oben bereits erwähnte Franz von Trotha (FG 246) repräsentiert zu haben, »ein feiner wolqualifizirter Mann, von gutem discursß.«<sup>142</sup> Christian Gueintz rühmt 1639 in seinem dichterischen Nachruf auf den früh Verstorbenen:

---

138 Aus der Leichenpredigt von Daniel Sachse, *Die Hütte Gottes Bey den Menschen*, Köthen 1665. S. DA Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 3 (s. Fn. 41), S. 652.

139 Castiglione, LC (s. Fn. 58) I, XLIV (S. 94). Castiglione, *Hofmann* (s. Fn. 58), S. 80: »Er sei in den Dichtern und nicht weniger in den Rednern und Geschichtsschreibern erfahren und auch im Schreiben von Versen und Prosa geübt, vornehmlich in unserer Vulgärsprache [d. h. Volkssprache]«. Krosigks Gedicht hat sich im Köthener Erzschein der FG erhalten. HM Köthen: VS 544, Bl. 432rv. Demnächst in DA (s. Fn. 20) Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 5.

140 Zitate aus den Epicedien in der Leichenpredigt: Daniel Müller, *Kurtzer Trauer-Sermon Von der Gebrechlichkeit Menschliches Lebens Bey Beerdigung Des Weyland Hoch-Edelgebohrnen/ Gestrengen und Hoch-Mann-Vesten Herrn HERRN LUDOLPH LORENTZEN von Krosigk/ [...] Hoch-meritirten Krieges-Raths/ Cammer-Herrn und Obristen*, (Köthen 1674).

141 Ebd. (Lebenslauf), Bl. H i i r.

142 Tagebücher Fürst Christians II. v. Anhalt-Bernburg, Bd. 14, Bl. 138r. LHA Dessau: Abt. Bernburg A 9b Nr. 14<sup>14</sup>.

»Ja der von Trohte war ein lebendig Exempel  
Der Teutschen Redligkeit/ der Weißheit heller Tempel/  
Ein schöner Adelsitz von Tugend vnd von Kunst  
Beseliget/ beschenckt mit grosser Himmels Gunst:  
Der durch Beredsamkeit/ vnd mit gelehrten Leben  
Ein neues Glänzen hat den grossen Ahnen geben.«<sup>143</sup>

Gueintz' Kollege am Halleschen Gymnasium, Friedrich Cahlenus, sekundierte:

»Der Trothen hoher Ruhm/ der mit gelerthem Leben  
Ein neues glänzen wird den grossen Ahnen geben [...]  
Drümb hastu dir für Spot vnd Schande nie geschätzt  
Den Büchern hold zu sein/ hast deinen Sinn ergetzet  
Mit dem worüber oft ein Eltern-edler lacht/  
Das doch der Edlen Zierd/ vnd einen Edeln macht! [...]  
So war nun dein begier dich zu den Musen neigen  
Vnd auff dem Helicon Apollo dienst bezeigen/  
Zu hegen deine Lust in Adelicher Zucht  
Zu wissen das/ was sonst ein Tugend-Edler sucht.«<sup>144</sup>

Sicherlich muss man bei diesen Zeugnissen die Gattungskonventionen von Funeralschriften, ihre Topik, Panegyrik, in Rechnung stellen. Und sicherlich gibt es FG-Mitglieder, von denen eine solche Einbettung in kulturelle Leitbilder oder kommunikative Netze überhaupt nicht erkennbar wird. Von Magnus Laurwaldt (FG 99) etwa oder Hans Andreas Kessler (von Kessel) (FG 171) sind nicht einmal die Lebensdaten bekannt, bei anderen wie etwa Hans Ernst aus dem Winckel (FG 15) fehlen gesicherte Nachweise ihres Tuns schon außerhalb, geschweige innerhalb der FG. Bei einem anderen Mitglied, Carol von Bose (FG 264), mag es schwerfallen, die Schul- und Kirchengründungen in seiner Herrschaft Netzschkau als kulturelle Gegenleistung mit seinen exorbitanten Kriegsgewinnen zu verrechnen. Es geht insgesamt nicht darum, die Rolle des Adels als politisch-soziale Elite der frühen Neuzeit zu idealisieren. Doch im Hinblick auf die FG müssen wir erkennen, dass viele der vermeintlich illiteraten Mitglieder im Sinne des geschilderten Laienhumanismus literarisch tätig oder kulturell gebildet und interessiert waren. Der nach Straßburg exilierte Graf Eberhard von Rappoltstein (FG 147), Büchersammler mit

---

143 *Ehren- vnd Gedächtnüß-Seule [...] Frantz von Trothen/ Erbsassen auff der Würtenburg im Teutschen-Thal/ Fürstl. Eysenachischen Geheimbten Raths vnd Ober-Hauptmans des Gotischen Kreyses. Welcher [...] am 11. Febr. dieses 1639. Jahres in das Trothische Erbegräbnis im TeutschenThal Adelich beygesetzt worden*, Halle a. d. S. [1639], Bl. [A iij]r.

144 Ebd., Bl. [A iv]vf.

Neigung zur französischen Literatur (Montaigne, Saluste Du Bartas, La Noue, Scudery usw.), wurde allgemein als Förderer und Mäzen der Künste und Wissenschaften gesucht und gefeiert.<sup>145</sup> Graf Friedrich Casimir von Ortenburg (FG 316) war künstlerisch gebildet und interessiert, hinterließ teilweise genrehafte Handzeichnungen und Aquarelle und entwarf mit der Holzdecke im Tafelsaal des Schlosses Alt-Ortenburg eine der schönsten Renaissance-Holzdecken Deutschlands.<sup>146</sup> All dies sind nichts als Glieder in einer nahezu beliebig fortzusetzenden Kette.

Mit der Fruchtbringenden Gesellschaft hat sich das Milieu besonders bildungsinteressierter protestantischer Kreise um die Höfe in Anhalt, Weimar, Kassel, Wolfenbüttel usw. eine großräumig ausgreifende, grundsätzlich offene Form der Vergesellschaftung geschaffen, die sich der Pflege einer höfisch geprägten, aber ebenfalls grundsätzlich offenen Wissens-, Kommunikations- und Geselligkeitskultur verpflichtete und zweifellos zum Nachweis »moralischer und gesellschaftlicher Exzellenz«<sup>147</sup> beigetragen hat. Literarische und gelehrte Resultate waren dabei erwünscht und sind ja immerhin bei einem Fünftel der von Fürst Ludwig aufgenommenen Mitglieder auch nachweisbar<sup>148</sup>, zwingend aber waren sie nicht. Wenn wir die schwierig auf einen bündigen Begriff zu bringende Fruchtbringende Gesellschaft als ein Netzwerk an den Schnittstellen der politischen und der gelehrten, der sozialen und mentalen Ordnungen<sup>149</sup>, wenn wir ihr Wirken vor dem Hintergrund einer Wissenskultur wie der hier geschilderten betrachten, dann erklärt sich, warum sich die Quellen dieser Gesellschaft nicht nur auf sprachlich-literarische Fragen beschränken, sondern in ihnen auch politische, diplomatische, militärische Nachrichten und Thematiken zur Sprache kommen. Die FG ging keineswegs wie die Hof- und Ritterorden im Dienst der herrschaftlichen Repräsentation und deren künstlerischer Performanz auf, sondern verfolgte gemeinsame, tendenziell überständische und überkonfessionelle Normen, Leitbilder und Kulturansprüche. Auf diese Weise ist es ihr ein Stück weit gelungen, unter der Devise *Alles zu Nutzen* »die Anforderungen der Welt wie der Schule«<sup>150</sup> zu vermitteln. Der Palmbaum war

---

145 S. DA Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 4 (s. Fn. 67), S. 191 ff.

146 Vgl. ebd., S. 355 f.

147 Dagmar Freist, »Einleitung: Staatsbildung, lokale Herrschaftsprozesse und kultureller Wandel in der Frühen Neuzeit«, in Ronald G. Asch und Dagmar Freist, Hg., *Staatsbildung als kultureller Prozess. Strukturwandel und Legitimation von Herrschaft in der Frühen Neuzeit*, Köln usw. 2005, S. 1–47, hier S. 17.

148 Vgl. *Conermann II* (s. Fn. 11), S. 34.

149 Vgl. Luise Schorn-Schütte, »Einleitung«, in Schorn-Schütte, Hg., *Politische Kommunikation* (s. Fn. 74), S. 1–12, hier S. 3; Freist, »Staatsbildung« (s. Fn. 147), bes. S. 45 f.

150 Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*,



Abb. 2: Mühlenimprese  
 Caspars von Teutleben (FG 1).  
 Aus: A. a. o. (wie Abb. 1)

die Chiffre für eine kooperierende Allgemeinheit, in der jedes Element, jedes Glied seinen Beitrag je nach Vermögen zum Nutzen aller beisteuert, und die Verpflichtung aufs Allgemeine ist denn auch das, was alle Mitgliederimpresen eint. Kommen wir zur ›Kritischen Mühle‹, dem zweiten wichtigen Sinnbild für die FG, so sehen wir sie als Mahlvorrichtung in der Imprese Caspars von Teutleben. Sie stellt nicht nur eine Huldigung an das Vorbild der FG, die *Accademia della Crusca* (Crusca, die Kleie) und ihr Sinnbild dar<sup>151</sup>, sie steht in der FG für den Prozess der Läuterung und Verfeinerung eines Ausgangsstoffes

Frankfurta. M. 1987, S. 132.

151 Vgl. Klaus Conermann, »Impresa u. Akademie. Entstehungsgeschichtliche Überlegungen zur Sinnbildkunst europäischer Akademien«, in Neumeister u. a., Hg., *Res Publica Litteraria* (s. Fn. 64), I, S. 45–70. Zum Motto der *Crusca*, einem Vers Petrarca: »IL PIVBEL FIOR NE COGLIE« (»Die schönste Blume pflückt sie daraus«) s. S. 57.

durch kunstvolle Bearbeitung, und zwar in Dialog und Kooperation, ablesbar nicht zuletzt in der von Fürst Ludwig unermüdlich moderierten gegenseitigen Werkkritik, wie sie die FG-Korrespondenzen vielfach bezeugen.

Die Wirklichkeit der Fruchtbringenden Gesellschaft war komplex und hat viele Aspekte, die hier gar nicht zur Sprache kamen. Doch soll zum Schluss noch einmal das friedensstiftende Moment betont werden. Der Vergleich mit Montaignes *Essais* mag ein wenig übertrieben wirken, doch kann man durchaus das die Aristokraten verbindende Element darin ausmachen, das »nicht Dogma gegen Dogma« gestellt, sondern »die Struktur des Dogmatismus« unterlaufen wurde und vorläufige »Ersatzlösungen« und Partikularitäten akzeptiert wurden.<sup>152</sup> Dies musste nicht nur der Ansatz der fruchtbringerischen Politici nach dem Prager Frieden sein. In einer Periode immenser Sicherheitsverluste wollte die Fruchtbringende Gesellschaft die widerstreitenden konfessionellen und politischen Ansprüche und Positionen äquilibrieren, auch wenn ihre unbestreitbare Verankerung in der protestantischen Partei an den politischen Kon- und Subtexten ihres Wirkens deutlich abzulesen ist. Das Gestaltungs- und Befriedigungswerk der FG hat sich aber nicht zufällig mit der Sprache verbunden. Nicht, weil mit dem Tod Hz. Bernhards v. Sachsen-Weimar im Sommer 1639 die militärischen Messen gesungen gewesen wären. 1639/40 kam ja von anderer Seite wieder Auftrieb in das protestantische Kriegswesen durch die erneute ›Conjunction‹ Braunschweig-Lüneburgs und Hessen-Kassels mit den Schweden im Frühjahr 1640. Sondern vielleicht gerade deshalb, weil das Prinzip Sozibilität durch Praxis und ›Ersatzlösung‹ grundsätzlich in der Sprache begegnet. Sie ist ein sich gleichfalls stets verschiebendes Ensemble von Elementen und Beziehungen, in dem sich Satzung und Willkür, anleitende Vernunft und ungesteuerte soziale Praxis, Gebot und Verstoß, Urteil und Widerspruch, das Allgemeine (langue) und das Individuelle (parole) beständig reiben. Und so war die konfliktträchtige, am Ende aber doch konsensual modulierte Sprachdebatte der späten 30er und 40er Jahre im Kleinen das, was alle Welt im Großen hoffte: Das Stiften von ›Gesellschaft‹, friedlichem sozialen Zusammenhang, von Vertrauen als Erwartungssicherheit. Doch das ist schon ein neues, mit der Fruchtbringenden Gesellschaft verbundenes großes Thema.

---

152 Ralf Konersmann, *Kulturelle Tatsachen*, Frankfurt a. M. 2006, S. 215, 219 u. 222.

Markus Kirchhoff

## Jüdische Kultur als europäische Tradition

Die *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur* im Kontext

Das Vorhaben der Sächsischen Akademie der Wissenschaften »Europäische Traditionen – Enzyklopädie jüdischer Kulturen«, seit 2007 im Akademienprogramm gefördert, widmet sich der Erschließung der jüdischen Lebenswelten Europas von der Frühen Neuzeit bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Hierzu greift das im Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur angesiedelte Projekt die Forschungsagenda des Instituts auf und entwickelt diese weiter. Ausdruck dessen ist die im Modul 1 (Laufzeit sieben Jahre) des Vorhabens konzipierte *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*, die sieben Bände umfasst und in den Jahren 2010–2013 in Zusammenarbeit mit dem Verlag J. B. Metzler, Stuttgart, in deutscher Sprache veröffentlicht wird. Ihr Herausgeber ist Dan Diner, Direktor des Simon-Dubnow-Instituts. 800 alphabetisch geordnete Einträge in der Länge von einer bis zu zehn Druckseiten, ergänzt um Verweise, Abbildungen und Karten, verteilen sich auf sechs Bände von jeweils 600 Seiten; hinzu kommt ein ausführlicher Registerband, der ein Personen-, ein Orts- und ein Sachregister enthält.

Die Erarbeitung der Enzyklopädie steht im Zentrum des Vorhabens. Hinzu kommen die Editionen von Werken und Quellensammlungen, die in den Modulen 2 und 3 (Laufzeit fünfzehn bzw. achtzehn Jahre), den Publikationsreihen *Bibliothek* bzw. *Archiv jüdischer Geschichte und Kultur*, mittels Werkverträgen an externe Bearbeiter vergeben werden. In der Reihe *Bibliothek* werden Werke der jüdischen Wissensgeschichte ediert. Ihre Themen betreffen das Staats- und Völkerrecht ebenso wie die Gesellschafts-, Geistes- und Naturwissenschaften. Das *Archiv* dient der Erschließung von ausgewählten Quellenbeständen (Dokumenten, Manuskripten, Briefen, o.ä.). Grundsätzlich werden die Editionen parallel zu den Themengebieten oder gar exakt zu den Themen einzelner Einträge der Enzyklopädie konzipiert und erarbeitet.<sup>1</sup>

Ein solches im weiteren wie engeren Sinne enzyklopädisches Unterfangen steht innerhalb der internationalen Jüdischen Studien – ihren Traditionen

---

1 Eine ausführliche Darstellung zu den beiden Editionsreihen des Vorhabens wird in einem separaten Beitrag der *Denkströme* erfolgen.



und ihrer Gegenwart – nicht allein. Doch weist es Spezifika auf, mit denen es sich von früheren wie aktuellen Werken vergleichbarer Art signifikant unterscheidet.

## 1. Zur Publikationsgeschichte jüdischer Enzyklopädien

Um bei modernen Enzyklopädien zum Judentum und zu jüdischer Geschichte und Kultur zu bleiben: Die Ideen zu solchen Werken reichen in das 19. Jahrhundert zurück. Ihre Umsetzung fanden sie in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, in denen gleich mehrere große jüdische Enzyklopädien erschienen.

Bereits das erste moderne Werk dieser Art, *The Jewish Encyclopedia* (s. u.), gab ebenso einen schon vorliegenden Kanon wieder, wie sie einen solchen in neuer Form etablierte. Exemplarisch und besonders deutlich lassen sich bereits an diesem Beispiel Aspekte benennen, die auch für alle anderen Enzyklopädien von Interesse sind: der Aspekt der *Entstehungszeit*, des Kontexts und der Motive der Begründung eines Werks; der Aspekt der *behandelten Zeit*, des Korpus, der Auswahl und der Präsentation der Stoffe. Vor allem der zur Geltung gebrachte (zugrunde gelegte, verdichtete oder neu generierte) Kanon ist wesentlich für die Bedeutung einer Enzyklopädie; stets sind solche Werke Teil und Ausdruck eines Diskurses. Immer kommunizieren sie mit anderen wissenschaftlichen Textarten (Aufsätzen, Monographien) oder eben auch untereinander. Gerade für das große, jedoch noch überschaubare Feld der Judaistik, moderner: der Jüdischen Studien, ist das Phänomen der Intertextualität gut beobachtbar. Am Grad der Identität, der Nähe oder des Revirements der in verschiedenen jüdischen Enzyklopädien abgedruckten Texte werden Kontinuitäten, Aktualisierungen und Akzentverschiebungen oder Brüche und Neukonstituierungen des Kanons ersichtlich.

Die Nähe der in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts publizierten enzyklopädischen Werke zu Judentum, jüdischer Geschichte und Gegenwart untereinander ist offenkundig.<sup>2</sup> Sie greifen auf Wissensbestände des Jahrhunderts zuvor zurück, übersetzen diese in andere Sprachen und die Struktur von Artikeln und fügen neue und aktuelle Informationen hinzu. Wie die Geschichte der drei Fassungen der *Encyclopaedia Judaica* (Berlin 1928–34, Jerusalem 1971, Detroit 2006) zeigt, finden Teile dieser Textbestände wörtlich gar bis ins 21. Jahrhundert hinein Verwendung.

---

<sup>2</sup> Arndt Engelhardt, »Palimpsests and Questions of Canonisation. The German-Jewish Encyclopedias in the Weimar Era«, in *Journal of Modern Jewish Studies* 5 (2006), S. 301–321. Ich danke Arndt Engelhardt für weitere Hinweise.

Den Anfang machte die in den Jahren 1901–1906 in New York veröffentlichte *The Jewish Encyclopedia*.<sup>3</sup> Mit ihren 12 Bänden, 8570 Seiten, 16600 Einträgen und 2460 Abbildungen ist sie, von einer Redaktion von mehreren Gelehrten angeleitet und von 600 Autoren verfasst, ein Monument der Durchdringung und Erschließung der Geschichte und der zeitgenössischen Gegenwart des Judentums und der Juden. In enzyklopädischer Form handelt es sich um die Quintessenz der – vor allem deutschsprachigen – Wissenschaft des Judentums in englischer Sprache. Die seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts betriebene Wissenschaft des Judentums stellt das Projekt einer von Juden betriebenen Judaistik dar. Von Anfang an verstand sie sich als Antwort auf die Herausforderungen einer neuen Ära. Dem Zeitalter der Emanzipation entsprungen und verpflichtet, suchte sie ein modernes Bild des Judentums zu entwerfen. Dabei griff sie das als Signum der Epoche verstandene wissenschaftliche und insbesondere das historische Denken auf, um mittels solcher Neudefinitionen ein integrales jüdisches Selbstverständnis zu bewahren. Während die aufwendige, kostenintensive Lexikalisierung dieser Wissensbestände in Europa zunächst nicht zustande kam, gelang es dem Wiener jüdischen Journalisten Isidore Singer (1859–1939), in den Vereinigten Staaten Förderer für ein solches Projekt zu gewinnen. Die entsprechend in Amerika publizierte erste große jüdische Enzyklopädie der Moderne erschloss am Anfang des 20. Jahrhunderts einer breiten Leserschaft die in den Jahrzehnten zuvor entstandene Tradition. Ebenso wie die Wissenschaft des Judentums nie ein statisches Gebilde war, sondern sich implizit oder explizit stets den Fragen der Zeit gestellt hatte, so bezog auch *The Jewish Encyclopedia* unverkennbar die zeitgenössischen Herausforderungen ein: die christlich dominierte Bibelwissenschaft, den Rassediskurs, die christliche Unkenntnis des Judentums wie den Antisemitismus. Die Tatsache der Existenz einer solchen Enzyklopädie war von hoher zeitgenössischer Wirkung und Bedeutung für das jüdische Selbstverständnis. Noch heute überzeugt sie als herausragendes Dokument ihrer Zeit ebenso wie aufgrund der Permanenz ihrer Inhalte.<sup>4</sup>

Nicht zuletzt motivierte sie zur Publikation von vergleichbaren Werken in weiteren von Juden verwendeten Sprachen. Während das in Russland unter-

---

3 Die folgende Übersicht versteht sich als Auswahl einschlägiger Werke, um anhand dieser bestimmte Gesichtspunkte aufzuzeigen, die eine Verortung der *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur* in der entsprechenden Publikationsgeschichte und Gegenwart ermöglichen. Für eine (bis in die 1980er Jahre) vollständige Übersicht siehe Shimeon Brisman, *A History and Guide to Judaic Encyclopedias and Lexicons*, Cincinnati 1987. Hieraus auch alle Daten zu den unter 1. genannten Werken.

4 *The Jewish Encyclopedia* ist vollständig und kostenlos im Internet verfügbar: <http://www.jewishencyclopedia.com/>.

nommene Projekt einer jiddischen Enzyklopädie scheiterte, erschienen wenig später eine hebräisch- sowie eine russischsprachige Enzyklopädie. Ebenfalls in New York wurde in den Jahren 1907–1913 in zehn Bänden die hebräische Enzyklopädie *Otsar Yisrael* publiziert. Ihr Herausgeber, Judah David Eisenstein (1854–1956) war im Alter von achtzehn Jahren aus Polen nach Amerika emigriert. Für die von ihm vollständig edierten Bände verpflichtete er über 200 Autoren, griff aber auch auf große Textteile der *Jewish Encyclopedia* zurück. Trotz einiger Mängel verkaufte sich diese Enzyklopädie gut, wohl nicht zuletzt aufgrund ihrer allgemeinverständlichen Anlage, und erfuhr mehrere Nachdrucke.

Zeitgleich erschien in den Jahren 1908–1913 die *Evreiskaia Entsiklopediia*. Sie weist in 16 Bänden auf insgesamt 7600 Seiten 12000 Einträge auf, die von 150 Autoren verfasst wurden. In St. Petersburg im Verlag Brockhaus-Efron veröffentlicht, richtete sie sich an die potentiell größte jüdische Leserschaft jener Zeit – die Juden des Russländischen Reichs. Aus ihrem amerikanischen Vorgänger übernahm sie zahlreiche Artikel; konzentrierte sich aber vor allem auf authentische Informationen über osteuropäische jüdische Geschichte. Die Tradition der Wissenschaft des Judentums wurde so bereits durch spezifische historische wie politische Gesichtspunkte der osteuropäischen Judenheiten erweitert; dafür steht auch Simon Dubnow als Mitherausgeber des ersten Bandes. Zum Teil fanden ihre Artikel wiederum in der Berliner *Encyclopaedia Judaica* Verwendung.

Ein Jahr vor deren Publikationsbeginn erschien 1927 der erste Band des *Jüdischen Lexikons*, das im Jüdischen Verlag Berlin veröffentlicht und bis 1930 abgeschlossen wurde. Seine fünf Bände weisen 3900 Seiten mit 15000 Einträgen auf. Mit dieser kleinteiligen Lemmatisierung orientierte es sich somit vor allem am Konversationslexikon, etwa dem Brockhaus. Das Lexikon verstand sich als Referenzwerk zu Fragen jüdischer Geschichte und der zeitgenössischen Situation der Juden nach dem Weltkrieg. Unverkennbar kommen hier, neben der gebotenen lexikalischen Objektivität, postassimilatorische wie zionistische Perspektiven zum Ausdruck; der längste Artikel galt mit fast fünfzig Seiten Umfang »Palästina«. Der Initiator und durchgängige Herausgeber Georg Herlitz (1885–1968) war Archivar der zionistischen Bewegung und Biograph Herzls; bewusst wurden des Weiteren sieben Fachherausgeber unterschiedlicher Provenienz eingestellt, um für eine repräsentative Ausrichtung des Werks Sorge zu tragen. So klärte das Werk deutschsprachige Juden über die wichtigsten Aspekte des Judentums wie über jüdische politische Angelegenheiten auf, würdigte die Judenheiten Osteuropas genauso wie die Amerikas und Westeuropas und stellte bedeutende jüdische Persönlichkeiten heraus.

Um den gleichen Markt rivalisierte die in den Nachkriegsjahren von Jakob Klatzkin (1882–1948) und Nahum Goldmann (1895–1982) ersonnene und

realisierte *Encyclopaedia Judaica*. Die Erfahrungsgeschichte der Herausgeber wurde für das Werk charakteristisch. Goldmann wie Klatzkin entsprangen noch einem traditionellen religiösen Hintergrund, waren vom östlichen Europa nach Deutschland migriert, waren zionistisch gesonnen (Klatzkin weit entschiedener als Goldmann) und wiesen ebenso ein ausgeprägtes historisches Bewusstsein für die osteuropäisch-jüdische Erfahrung auf wie sie mit der deutsch-jüdischen Kultur vertraut waren. Ihrer Einigung mit den Betreibern des *Jüdischen Lexikons* über eine gemeinsame Marketing-Strategie verdankt sich eine klar unterscheidbare Anlage der beiden Werke. Gegenüber der populäreren Anlage des Mitstreiters wurde für die *Encyclopaedia Judaica* eine auf fünfzehn Bände berechnete monumentale Ausrichtung vorgesehen. Inhaltlich stand sie für eine aktualisierte – eben auch politisch motivierte – Fortführung der Wissenschaft des Judentums. Allerdings konnte das Werk nicht mehr vollständig veröffentlicht werden. In den Jahren 1928–1934 erschienen im ansonsten nur in hebräischer Sprache publizierenden Eschkol-Verlag zehn Bände (Aach–Lyra); von der von vornherein geplanten hebräischsprachigen Version wurden nur noch die ersten beiden Bände publiziert. Im nationalsozialistischen Deutschland war die Fortsetzung der Produktion unmöglich. Bereits zuvor hatte es für das kostenintensive Projekt angesichts der Weltwirtschaftskrise schlecht gestanden. Überhaupt hatte das Unternehmen nur aufgrund der großzügigen Finanzierung deutsch-jüdischer Bankiers sowie der Gewinnung zahlreicher jüdischer Gemeinden als Subskribenten begonnen werden können; nach 1931 stellte noch einmal Salman Schocken erhebliche finanzielle Unterstützung zur Verfügung. Die letztlich erschienenen zehn Bände zu je 500 Seiten wurden unter der Chefredaktion von Klatzkin von zwanzig Abteilungsherausgebern betreut und in der Zentralredaktion in Berlin von mehreren Mitarbeitern redigiert. Nach dem Anspruch der Initiatoren entstand hier eine »panjüdische nationale Enzyklopädie«, deren über 300 in Amerika, im östlichen wie westlichen Europa und bereits in Palästina ansässigen Autoren das Spektrum jüdischer religiöser wie politischer Orientierungen repräsentierten. Unter ihnen befinden sich heute berühmte, ihrerseits erforschte Gelehrte wie Salo Baron, Franz Rosenzweig, Cecil Roth, Gershom Scholem oder Ignaz Schipper. Den Herausgebern zufolge diente das vermittelte Wissen vor allem der jüdischen nationalen Erneuerung. Das galt insbesondere für die akkulturierten Juden Westeuropas, die unterstützt werden sollten, ihre jüdischen Wurzeln und Traditionen wiederzuentdecken. Angeregt von Ideen Achad Haams (1856–1927)<sup>5</sup> und Chaim N. Bialiks (1873–1934) über die Etablierung eines neuen Kanons, sollte das Korpus der publizierten Texte

---

5 Ahad Ha'am, »Über eine jüdische Enzyklopädie in hebräischer Sprache«, in ders., *Am Scheidewege. Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1, Berlin 1923, S. 393–433.

eine Einheit verkörpern, mit dem die Einheit einer Nationalität (unterschiedlicher, aber einander verbundener Judenheiten) korrespondierte. Nicht zuletzt Einträge zu jüdischen Persönlichkeiten entsprachen diesem Konzept. Generell sind sie in fast allen jüdischen Enzyklopädien und Lexika (nicht aber in der *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*) anzutreffen und machen dort einen erheblichen Teil des Stichwortgutes aus.

Den – nur vorläufigen – Abschluss einer Ära markiert die in den Jahren 1939–1943 wiederum in New York veröffentlichte *Universal Jewish Encyclopedia*. Hervorgegangen aus der Initiative des Rabbis und Herausgebers Isaac Landman (1880–1946), wählte sie das *Jüdische Lexikon* zum Vorbild. Aus diesem übernahm sie, wenn auch einer anderen Agenda – dem jüdisch-christlichen Ausgleich – verpflichtet, größere Teile. In zehn Bänden und 10000 Artikeln fasste sie noch einmal den Wissensstand jener Zeit in einem vergleichsweise populären Stil zusammen.

Mehrere kleinere jüdische Enzyklopädien und Lexika erschienen in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Nunmehr galt es nicht zuletzt, die Katastrophe der Shoa, ferner auch die Tatsache der Gründung des Staates Israel zu reflektieren. Zum bedeutendsten Werk wurde hier die nun in englischer Sprache 1971/72 in Jerusalem (Keter Verlag) veröffentlichte *Encyclopaedia Judaica*. Die vollständig und zeitgleich veröffentlichten 16 Bände wurden unter anderem von Cecil Roth herausgegeben und von 2000 Abteilungsredakteuren und Mitarbeitern erarbeitet. Bewusst wurde der Titel des Berliner Vorgängers übernommen. Die israelische Version rezipierte dessen Textkorpora und brachte das einst unvollendet gebliebene Werk zum Abschluss. Nicht zuletzt über Nahum Goldmann, der sich für die Neufassung einsetzte, war sie mit der deutschsprachigen Ausgabe der Weimarer Ära verbunden. Mit ihren 25 000 Artikeln auf 12 000 Seiten war die Jerusalemer *Encyclopaedia Judaica* bis zum Ende des 20. Jahrhunderts die maßgebende Institution zu Judentum und Juden in Geschichte und Gegenwart.

## 2. Zu aktuellen jüdischen Enzyklopädien

Wie andere Enzyklopädien und Lexika auch, sind entsprechende Werke zu Judentum und Juden auf eine lang währende Gültigkeit berechnet. Zugleich ist von Zeit zu Zeit der Bedarf der Aktualisierung spürbar. So ist für die gegenwärtige Ära jüdischer Enzyklopädien zum einen kennzeichnend, dass sie durch Neuauflagen sowohl die Kontinuität etablierter Wissensbestände, ja anerkannter Autorenschaft wahren, diese aber behutsam ergänzen und durch neue Beiträge erweitern. Dies gilt für die *Encyclopaedia Judaica*, die somit den

Anspruch des Leitmediums aufrecht erhält. Abzuwarten bleiben die Ergebnisse der Initiative, die ein Jahrhundert alte, heute vollständig und kostenfrei im Internet verfügbare *Jewish Encyclopedia* durch ihre Leser aktualisieren zu lassen. Zum anderen besteht offenkundig der Bedarf, neben der allumfassenden, eigentlich Vollständigkeit beanspruchenden Enzyklopädie noch solche zu erarbeiten, die es vermögen, bestimmte Akzente zu setzen und größere Ausführlichkeit und Konsistenz in Bezug auf ein spezifisch zugeschnittenes Thema zu erzielen. Jüngere Werke kennzeichnet hierbei zum einen das Interesse an der Religion, zum anderen das der Würdigung jüdischer historischer Präsenz in einer bestimmten Region.

Fraglos sind alle jüngeren Werke Reflexion einer neuen Ära. Das Ende des Kalten Krieges hat das Interesse an älteren Räumen und ihren Zeiten wieder hervortreten lassen. Das gilt nicht zuletzt für die Regionen Ost-, Ostmittel- und Mitteleuropas als den jahrhundertelangen Hauptsiedlungsgebieten der Juden. Hinzu kommt die anhaltende Herausforderung des Holocausts; dessen Reflexion zeitigt eine Erweiterung des Interesses, das sich über die engere Geschichte der Shoa hinaus zunehmend den vormaligen – traditionellen wie modernen – Lebenswelten der Juden zuwendet.

Maßstab aller enzyklopädischen Publikationen zu Judentum und Juden bleibt die *Encyclopaedia Judaica*, die 2006 in Detroit (Thomson/Gale) in zweiter Auflage (bezogen auf den Jerusalemer Vorgänger) erschien. In 22 Bänden weist sie nun auf 17 000 Seiten mehr als 21 000 Einträge auf. Von diesen sind nach den Angaben der Herausgeber ca. 2 600 vollständig neu, 11 000 Artikel wurden aktualisiert. Die Bibliographien der Einträge wurden, wo sinnvoll, ergänzt. Die Ergänzung bestehender Artikel und die wörtlich unveränderte Übernahme von über 7 000 Einträgen, die somit ein Drittel dieser Auflage ausmachen, können als Bestätigung des Anspruchs aller Enzyklopädien gelten, zeitlos gültiges Wissen zu präsentieren. Es wäre eine Aufgabe der Forschung, diese Tradition über die Jerusalemer bis auf die Berliner *Encyclopaedia Judaica*, ja noch bis auf deren Vorgänger, zurückzuverfolgen.

Judentum vor allem verstanden als jüdische *Religion* ist das Thema der *Encyclopedia of Judaism*, die 2000 in drei Bänden (Leiden: Brill) erschien. Mit einer geringen Zahl von 115 Einträgen, verteilt auf insgesamt ca. 1 600 Seiten, ging es den Herausgebern Jacob Neusner, Alan J. Avery-Peck und William Scott Green darum, die jüdische Religion in Geschichte und Gegenwart in einer Differenziertheit und Tiefe darzustellen, die in den größeren Werken nicht erreicht wurde.

Die 2008 veröffentlichte *YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe* beabsichtigt, das Referenzwerk zu allen Aspekten der Geschichte und Kultur der Juden im östlichen Europa vom Beginn der Ansiedlung bis zur Gegenwart

zu sein. Indem die 1800 Einträge, die sich auf zwei Bände und 2400 Seiten verteilen, spezifisch die Perspektive der osteuropäischen Judenheiten einnehmen, bringen sie ihre Geschichte und Kultur stärker als zuvor zur Geltung. Herausgegeben von Gershon David Hundert und von 450 Gelehrten verfasst und ediert, vermitteln die Beiträge Hinweise auf das Leben jüdischer Ahnen. Darüber hinaus ist eine breite Leserschaft angesprochen, die an der ›World Before‹, der Welt osteuropäischer Juden vor ihrer Zerstörung durch das nationalsozialistische Deutschland, interessiert ist.

Ein enzyklopädisches Werk, das spezifisch den Juden in den Ländern des Islams gilt, hat bisher gefehlt. Diese Lücke wird die von Norman A. Stillman herausgegebene *Encyclopedia of Jews in the Islamic World* schließen, die ab 2009 in fünf Bänden (Leiden: Brill) erscheint. Mit ihren ca. 2750 Einträgen ergänzt sie die intensive enzyklopädische Erschließung des Islam um die Perspektive jüdischer Geschichte, Religion und Kultur in dieser Region. Fraglos erinnert dieses Pionierwerk implizit an die lange Präsenz von Juden in den muslimischen Ländern – eine Tradition, die durch den Nahostkonflikt weitgehend abbrach und um so dringlicher zu vergegenwärtigen ist.

### 3. Vor dem Erscheinen:

#### *Die Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*

Die im Rahmen des Akademieprojekts im Simon-Dubnow-Institut in Leipzig konzipierte *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur* (EJGK) nimmt im Kontext der vergleichbaren älteren wie jüngeren Werke einen genau bestimmten Ort ein. Mit ihrem relativ kleinen Stichwortgut von 800 Einträgen sucht sie weder die Religion noch einzelne Regionen oder wichtige Persönlichkeiten des Judentums und der Judenheiten vollständig und im Detail zu erfassen. Doch ist sie vor allem in einer Hinsicht sehr wohl einem umfassenden Ansatz verpflichtet: der Intention, die Geschichte und Kultur der Juden in ihrer Bedeutung für das Verständnis der Moderne zu erschließen. Zwar geht es auch um das Judentum, um Juden und Judenheiten an sich, vor allem aber darum, jüdische Geschichte von der Frühen Neuzeit bis in die Zeitgeschichte hinein hinsichtlich ihres allgemeinen Erkenntnispotentials darzulegen. Im Kreis der zuvor skizzierten Enzyklopädien ist sie in dieser Absicht womöglich die universellste.

Ganz wie das Leipziger Forschungsinstitut eine intensive Erforschung der jüdischen Geschichte und Kultur betreibt, diese aber vor allem hinsichtlich ihrer Bewandnis für die allgemeine Geschichte befragt, so ist die hier entstehende Enzyklopädie eben diesem Gedanken verpflichtet. Zugleich entspricht sie auf diese Weise ganz dem Akademienprogramm der Erschließung, Siche-

rung und Vergegenwärtigung des europäischen kulturellen Erbes. Nicht zuletzt anhand der jüdischen Vergangenheit, des jüdischen – historischen, kulturellen wie materiellen – Erbes scheint sich Europa selbst zu befragen und zu spiegeln. So wie ein Erbe stets aufgrund von Gedächtnissen und Fragestellungen, die in einer neuen Zeit neu aufscheinen, von Interesse ist, so nimmt die *EJGK* die vorrangig behandelte neuere Geschichte der Juden (1750–1950) aus einem zeitlichen Abstand wahr, der Phänomene aufscheinen lässt, die den Zeitgenossen in dieser Form sehr wohl präsent sein konnten, aber nicht unbedingt mussten. Gegenüber den großen jüdischen Enzyklopädien vom Anfang des 20. Jahrhunderts liegt ihre Zeitgebundenheit nicht im Motiv jüdischer Selbstbehauptung gegenüber Nationalismen und Antisemitismen oder der Selbstverortung zwischen Assimilation und Zionismus. Vielmehr geht es um die Vergegenwärtigung von Lebenswelten einer transnationalen Bevölkerungsgruppe, die in besonderer Weise die Moderne mit ihren Herausforderungen und Chancen wie ihren Gefahren erfuhr.

Einer solchen Absicht entspricht die intensive Auseinandersetzung um das Stichwortgut. Der Projektleiter und Herausgeber Dan Diner und die als Fachredakteure tätig werdenden Mitarbeiter des Vorhabens haben hierzu intensive Diskussionen geführt und dezidierte thematische Recherchen unternommen. Unter anderem kam die Verfahrensweise des ›bottom up‹ zur Anwendung: Die Tradition sowie der größtmögliche Kanon wurden anhand der Stichwortliste des *Jüdischen Lexikons*<sup>6</sup> und des Artikelverzeichnisses der jüngsten Auflage der *Encyclopaedia Judaica* rezipiert. Ausschlaggebend war jedoch die Bestimmung leitender Fragestellungen und thematischer Zugänge. Aufgrund der hier getroffenen Vorgaben (›top down‹) wurden wesentliche Stichworte, vor allem die Schlüsseleinträge und um diese herum die wichtigsten Themengebiete benannt. Ließ der Abgleich mit dem Stichwortgut der genannten Werke die Zahl potentieller Einträge zwischenzeitlich auf weit über 1500 anwachsen, wurde diese im Zuge der fortlaufenden Präzisierung des Charakters der *EJGK* auf die Hälfte reduziert. Wesentlich war die Frage, inwieweit ein möglicher Eintrag die für das Judentum als signifikant erachteten Merkmale der Textualität und des Wissens sowie der autonomen Institutionen und ihrer modernen Entsprechungen zum Ausdruck bringt. Von Bedeutung war hierbei die Vergegenwärtigung von traditionellen und sakralen sowie modernen und profanen Lebenswelten, der zwischen ihnen auftretenden Brüche ebenso wie der durch Transformationen bewirkten Kontinuitäten.

Damit einher geht die spezifische Gestalt der Artikel. Diese weisen nicht selten die Funktion einer Trope auf: Der gewählte spezifische, oft ikonische

---

6 Diese wurde freundlicherweise vom Verlag Metzler zur Verfügung gestellt.



Begriff steht für einen größeren, tieferen Zusammenhang, den der Artikel, ausgehend von der durch das Lemma erzeugten Resonanz, entfaltet. Herausgeber und Redaktion haben die Vorgehensweisen und Arbeitsabläufe in einer ausführlichen Information für die Autorinnen und Autoren der Enzyklopädie zusammengestellt. Hieraus werden im Folgenden unter 4. wesentliche Teile zur weiteren Erläuterung der Ziele und Methoden wiedergegeben.

Nach der Bestimmung der Konzeption und des Bestandes an Einträgen hat die Redaktion seit dem Sommer 2008 geeignete Autorinnen und Autoren in Europa, Nordamerika und Israel kontaktiert; bis Februar 2009 wurden für das erste Drittel aller Einträge die Autorenverträge geschlossen. Die Artikel werden von voraussichtlich 500 Autorinnen und Autoren verfasst. Jeweils etwa die Hälfte aller Manuskripte wird auf Deutsch bzw. Englisch geschrieben. Hinzu kommen einzelne Manuskripte in französischer, hebräischer und russischer Sprache. Mit dem Redigieren der eingetroffenen Artikel für Band 1 und 2 wurde im März 2009 begonnen.

#### **4. Aus der Autoreninformation der *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*<sup>7</sup>**

##### **4.1 Zeitlicher und räumlicher Fokus**

Der Schwerpunkt der Enzyklopädie liegt auf den Jahrhunderten der neueren Geschichte der Juden (1750–1950), wobei das 19. Jahrhundert eine Art epistemischen Fluchtpunkt darstellt – sei es in politischer, wissenschaftlicher oder religionsgeschichtlicher Hinsicht. Über diesen Periodisierungsrahmen hinaus werden auch vorausgegangene Zeiten einbezogen, die hinsichtlich des Verständnisses und der Interpretation der religiös geprägten Lebenswelten wie der vormodernen Geschichte der Juden unentbehrlich sind. Berücksichtigt werden daher das Korpus und die Auslegungen der sakralen Literatur ebenso wie spezifische jüdische Epochen und ihre Räume: So stehen die Einträge »Diaspora« für die Spätantike; »Islam« für die vornehmlich hermeneutische arabisch-jüdische Symbiose des Mittelalters; »Ashkenas« für die rheinischen und nordfranzösischen Lebenswelten des Mittelalters und ihre rabbinische Wissensproduktion; »Sefarad« für den Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit im Kontext der Ver-

---

<sup>7</sup> Die Autoreninformation ist hervorgegangen aus der von Professor Diner vorgelegten Konzeption und spiegelt die redaktionelle Diskussion unter den Mitarbeitern Philipp Graf, Ulrike Kramme, Christian Otto, Regina Randhofer, Frauke von Rohden und Philipp von Wussow. Für weitere Hinweise danke ich Oliver Schütze vom Metzler-Verlag.

treibung der Juden von der Iberischen Halbinsel und für die Orte ihrer Neuansiedlung. Ihren zeitlichen Abschluss findet die Enzyklopädie in dem Jahrzehnt nach der Shoa. Anhand des Blicks auf die zerstörten Lebenswelten der europäischen Judenheiten nach dem Zweiten Weltkrieg, auf die Lage der Displaced Persons, die Nachkriegsprozesse, die Bemühungen um Restitution, die expliziten wie impliziten Reflexionen des Holocaust in Literatur und Theorie sowie die Verlagerung der Zentren jüdischen Lebens nach Amerika und Israel wird das Ende einer Ära der Juden in Europa thematisiert, die in der Zeit der Aufklärung ihren Anfang genommen und europäische Traditionen ausgebildet hatte.

Der räumliche Fokus der Enzyklopädie richtet sich auf Europa – auf die westeuropäischen Nationalstaaten ebenso wie auf die Räume der multiethnisch und multikonfessionell gefügten Imperien der Habsburger, der Romanows und der Osmanen sowie ihrer Nachfolgestaaten, in denen die große Mehrheit der Judenheiten lebte. Darüber hinaus werden die Siedlungsräume der Juden im Vorderen Orient und Nordafrika angemessen berücksichtigt; insbesondere über die von Europa ausgehende Migration, über Transfer und Transformationen lebensweltlicher wie intellektueller Traditionen werden Amerika und weitere außereuropäische Räume erschlossen.

## 4.2 Ausgangsfrage

Grundlegend für die Enzyklopädie ist das Phänomen der Säkularisierung. Die neuere Geschichte der Juden wird insbesondere hinsichtlich des Verhältnisses von Tradition und Moderne, Sakralität und Profanität befragt. Von besonderem Interesse ist das Heraustreten von Juden aus der traditionellen Autonomie in die Staatsangehörigkeit, aus der Hermeneutik des sakralen Texts in die Wissenschaften, aus dem Gesetz (der Offenbarung) in die Geschichte, aus dem Glauben (*am yisra'el*) in ethnische Kategorien (*am yehudi*). Zur Darstellung kommen die vormoderne Verfasstheit des *Judentums* als Religion, die moderne Geschichte der *Juden* als Individuen sowie die vormoderne wie moderne Geschichte der kollektiven oder unterschiedlich ethnisch geprägten *Judenheiten* in den jeweiligen regionalen Kontexten.

Diese Leitfragen wurden entlang folgender Themenfelder recherchiert: Alltagskultur/Lebenswelt, Antisemitismen, Autonomie, Bildende Kunst und Architektur, Buchdruck/Verlagswesen, Diplomatie, Gender, Geschichte, Haskala, Hermeneutik, Holocaust, Islam, Kino/Film/Radio/TV, Literatur, Musik, Philosophie, Politik, Räume und Zeiten, Recht, Religiöse Strömungen, Ritus, Sakralität und Tradition, Sport, Sprachen, Theater, Theorie, Wirtschaft und Soziales, Wissenschaft, Zeitschrift/Zeitung/Presse.

### 4.3 Darstellungsweise und Methoden

Die *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur* ist nicht als Realenzyklopädie intendiert. Sie weist eher den Charakter eines Handbuchs auf. In ihrem Zentrum steht, entlang der Ausgangsfrage, die *Interpretation* jüdischer Geschichte und Kultur. Sie bietet nicht nur Informationen zu den nachgeschlagenen Themen an, sondern will darüber hinaus den Leser(inne)n neue und überraschende Blicke auf den Gegenstand vermitteln, sie auf zuweilen unerwartete Einträge verweisen und zu neugierigem Blättern einladen.

Alle Beiträge sind stets dem Signifikanten und Emblematischen verpflichtet. Aufgrund dieser Konzeption sind die Stichworte in vielen Fällen gerade so ausgewählt, dass sie ein Phänomen auf den Begriff, nicht unter einen Begriff bringen. Das Lemma wird als Prisma verstanden, in dem sich der Gegenstand bündelt und zugleich in seiner Vielschichtigkeit darstellt. Es setzt Assoziationen und geschichtliche Bedeutungen frei. Auf diese Weise lassen sich Phänomene zusammenfassend darstellen, die ansonsten dem enzyklopädischen Blick entgehen. Hierzu wurden auch ungewöhnliche Lemmata ausgewählt, die eine produktive Spannung zwischen Stichwort und Gegenstand erzeugen (Bsp.: »Auferstehung« für Mahler; »Judenfrage« für Marx, »Autoemanzipation« für Pinsker und autoemanzipatorische Bestrebungen im Zarenreich). Bereits die Exposition, die am Anfang jeden Artikels steht, soll in 2–3 Sätzen die Bedeutung des Gegenstandes entfalten.

*Personennamen* werden nicht als Lemmata aufgenommen, da dem Konzept der Enzyklopädie gemäß nicht die Biographie einer Person im Vordergrund steht. Wesentlich für die Auswahl und Benennung von Einträgen, die Personen behandeln, sind vielmehr ihre signifikanten Werke (*œuvres de mémoire*), Denkfiguren und Theorien, von ihnen geprägte Begriffe oder Metaphern sowie Institutionen oder Orte ihres Wirkens. Beispiele für solche Einträge, die in der Regel den Umfang von Dachartikeln aufweisen, sind »Bi'ur« (für Mendelssohn), »Dialektik der Aufklärung« (für Horkheimer/Adorno), »Altneuland« (für Herzl), »Board of Deputies of British Jews« (für Montefiore) oder »Prag« (für Kafka).

*Ortsnamen* werden nur dann aufgenommen, wenn sie als jüdische *lieux de mémoire* gelten können. Es handelt sich hier also um geographische Orte, an denen jüdische Erinnerung aufgespeichert ist. Die entsprechenden Einträge bezeichnen bedeutende jüdische kulturelle Zentren (Mantua, Safed, Wien), Durchgangs- und Zielpunkte von Migrationsbewegungen (Bremerhaven, Ellis Island, Buenos Aires, Mexiko-City), negative Erinnerungsorte (Auschwitz, Theresienstadt, Drancy), Orte und Ereignisse der jüdischen

Diplomatiegeschichte (Genf, Evian) oder der Theoriesgeschichte (Pacific Palisades) u. v. m. Stets handelt es sich dabei um Kristallisationspunkte jüdischer Geschichte und Kultur, die zusammen genommen eine *mental map* jüdischer Erfahrung in der Moderne ergeben.

Auch die *Abbildungen* sollen das Konzept der Enzyklopädie widerspiegeln. So sollen einerseits bekannte Erinnerungsskizzen, andererseits unerwartete oder eher unbekannte Abbildungen verwendet werden. Neben ihrer ästhetisch-illustrativen Qualität sollen die Abbildungen grundsätzlich als Text lesbar sein. Sorgfältige Bilderläuterungen vermitteln die Bedeutung der jeweiligen Abbildung und setzen sie in Beziehung zum zugehörigen Eintrag.

Die Enzyklopädie ist genderspezifischen Fragestellungen an die jüdische Geschichte verpflichtet. Die Autor(inn)en werden gebeten, ihr Thema bezüglich geschlechtsspezifischer Aspekte zu prüfen und diese ggf. zur Darstellung zu bringen.

#### 4.4 Aufbau, Artikelstruktur, Stil und Form

Die Auswahl und inhaltliche Bestimmung der 800 Lemmata (zuzüglich vieler Verweiseinträge) erfolgte anhand der oben genannten Themenfelder. Alle Themenfelder und ihre Lemmata stehen in einem präzise abgeglichenen Verhältnis zueinander. Dies betrifft die Auswahl, aber auch den Aufbau und Inhalt der Artikel. Um diese Festlegungen zu kommunizieren, wurden vom Herausgeber und der Fachredaktion für alle Artikel Schreibhinweise formuliert, die Bestandteil der Vereinbarung mit den Autor(inn)en sind.

Die *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur* weist verschiedene Artikeltypen auf, die die konzeptionelle Gewichtung innerhalb des Werks spiegeln und die auf jeweils unterschiedliche Orientierungs- und Informationsbedürfnisse zugeschnitten sind. Generell wird der Vermittlung von Zusammenhängen der Vorrang vor der faktenorientierten Darstellung eingeräumt. Diese Kontextualisierung benötigt einigen Raum, weshalb die meisten Artikel der Enzyklopädie einen vergleichsweise großen Umfang erhalten werden.

Dennoch sollen die Artikel nicht essayistisch, sondern enzyklopädisch angelegt sein: Auf eine Exposition von wenigen Sätzen folgen, abhängig von Artikeltyp und konkretem Artikel, eine begriffsgeschichtliche Darlegung, analytische, chronologische, historiographische oder forschungsgeschichtliche Ausführungen; den Abschluss bildet eine Auswahlbibliographie. Alle Artikel sind über Verweise und Querverweise verbunden und erschließbar. Hinzu kommen Personen-, Orts- und Sachregister.

*Schlüsselartikel* dienen dazu, Grundphänomene der jüdischen Geschichte und Kultur ausführlich darzulegen und in ihrer Komplexität zu erschließen. Diese thematischen Artikel (wie »Diaspora«, »Gesetz«, »Liturgie«, »Zedaka«) weisen einen Umfang von bis zu 10 Druckseiten auf. Ihre Zahl ist auf 40 beschränkt.

*Dachartikel* bilden den Hauptbestand der Enzyklopädie. In ihrer Anlage den Schlüsselartikeln verwandt, behandeln auch die über 500 Dachartikel einzelne Phänomene in analytischer und kontextualisierender Weise. Sie weisen einen Umfang von 3 bis 6 Druckseiten auf. Beispiele für Dachartikel sind Einträge wie »Ahasver«, »Alliance Israélite Universelle«, »Bann«, »Zensur«, »Żydokomuna«.

*Einzelartikel* dienen der Präsentation von spezifischen Einzelaspekten im Umfang von 1 bis 2 Druckseiten. Sie sind vorwiegend faktographisch orientiert, größere Kontexte lassen sich mittels Verweisen auf korrespondierende Dach- oder Schlüsselartikel erschließen. Vorgesehen sind ca. 200 Einzelartikel, Beispiele sind »Anglo-Jewish Association«, »Borscht Belt«, »Yung Yidish«.

*Stil und Argumentationsniveau* der Artikel sollen so gestaltet sein, dass sie sowohl ein akademisches Fachpublikum als auch die gebildete Öffentlichkeit ansprechen. Den Leser(inne)n sollen auch komplexe Zusammenhänge nachvollziehbar vermittelt werden.



## Diskussionen





Georg Vobruba

## Die Struktur der Verantwortungsfreiheit

Thesen zur Hochschulpolitik

1. Die politischen Rahmenbedingungen für die Entwicklung der Universitäten in Deutschland, und vermutlich in mehreren anderen Ländern der EU ebenso, haben sich in den vergangenen Jahren in einem entscheidenden Punkt deutlich verschlechtert. In den letzten Jahren wurde die für die Universitätsentwicklung destruktive Entdeckung gemacht, dass die Hochschulpolitik ohne ernsthaften Widerstand von innerhalb und außerhalb des akademischen Systems relativ beliebig in die Universitäten intervenieren kann. Der generelle Grund dafür ist, dass es kaum funktionierende Rückkoppelungen von hochschulpolitischer Steuerung einerseits und Verantwortung für deren Ergebnisse andererseits gibt. Innerhalb der Universitäten liegt dies daran, dass sich akademische Erfolge und Misserfolge nur dem wissenschaftlichen Personal, nicht aber den Hochschulleitungen zurechnen lassen. Dieses Problem wird noch durch die Doppelspitze Rektor/Kanzler verschärft, welche die Trennung zwischen allgemein-inhaltlicher und finanzieller Zuständigkeit bedingt und die wirksame Übernahme von Gesamtverantwortung für die Universität behindert.<sup>1</sup>

Im Bereich außerhalb der Universitäten ist der Grund für den Mangel an Rückkoppelungen von hochschulpolitischer Steuerung und Verantwortung für deren Ergebnisse darin zu suchen, dass Hochschulpolitik kaum wahlrelevante Mehrheiten tangiert, hochschulpolitische Fehlentwicklungen darum politisch unsanktioniert bleiben. Die Hochschulpolitik ist in zeitlicher und sachlicher Hinsicht dazu disponiert, in der Konkurrenz um Wählerstimmen ignoriert zu werden. Erstens wirkt Hochschulpolitik in Zeithorizonten, die weit über Legislaturperioden hinaus gehen. Zweitens betrifft Hochschulpolitik unmittelbar nur Minderheiten, während ihre weit streuenden Effekte niemandem durch die (Wahl-)Bevölkerung zurechenbar sind. Und drittens sind hochschulpolitische

---

<sup>1</sup> Im Zuge der Reform des sächsischen Hochschulgesetzes 2008 wurde nicht nur die Gelegenheit verpasst, dieses Problem zu beseitigen. Es wurde noch verschärft. Zur Kritik daran vgl. die Stellungnahmen zum Entwurf für das sächsische Hochschulgesetz von Charlotte Schubert, Pirmin Stekeler-Weithofer sowie Gerald Eisenblätter/Karola Kunkel (alle in *Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig*, Heft 1, 2008).

Erfolge nur schwer öffentlich kommunizierbar, da sie sich nur bedingt quantifizieren und nur stark verkürzt in Geld ausdrücken lassen. Dass hochschulpolitische Interventionen einfach realisierbar sind, bedeutet freilich keineswegs, dass sich die mit ihnen verbundenen Intentionen problemlos realisieren lassen. Bei politischen Interventionen in ein derart komplexes System, wie es das akademische System darstellt, ist vielmehr mit nicht intendierten Effekten als Normalresultat zu rechnen. Aber dies ändert nichts an meinem Argument, im Gegenteil: Nicht intendierte Effekte lassen sich erst recht nicht auf ihre Verursacher zurück rechnen.

Aus dem ungelösten Problem der Zurechnung von akademischen Erfolgen und Misserfolgen zur hochschulpolitischen Steuerung ergibt sich die Struktur der Verantwortungsfreiheit der Hochschulpolitik

2. Die Struktur der Verantwortungsfreiheit der Hochschulpolitik wurde im Zuge des Bologna-Prozesses manifest.

Im akademischen System gibt es mittlerweile einen ebenso weit reichenden wie folgenlosen Konsens, dass die Bologna-Reformen mit Blick auf alle ihre wesentlichen Ziele kontraproduktiv waren: Die Einschreibeverfahren sind komplizierter als vorher, die Studienmöglichkeiten gehen an den Studienwünschen nun weiter vorbei, die Curricula sind überladen, die Chancen der Mobilität zwischen den Universitäten, national und transnational, haben zumindest im B. A.-Studium abgenommen, die B. A.-Studierenden haben zwar die gesteigerte Sicherheit, einen Studienabschluss zu schaffen,<sup>2</sup> sie haben aber mit diesem Abschluss mehr Akzeptanzprobleme auf dem Arbeitsmarkt. Daraus ergibt sich, dass sich die Studiendauer bis zum ersten in der Gesellschaft verlässlich anerkannten akademischen Grad, dem M. A., durch die Reform verlängert. Insgesamt konterkariert dies das prominente Ziel, das Studium zu verkürzen. Gleichwohl zeichnet sich nur zögernd eine Reform der Reform ab. Genau das ist der Ausdruck der Struktur der Verantwortungsfreiheit der Hochschulpolitik: Sie muss sich um die Ergebnisse ihrer politischen Steuerungsversuche der Universitäten nicht kümmern, weil sie deren Folgen nicht zu fürchten hat.

3. Parallel zur Verschlechterung der Studiensituation an den Universitäten der Bundesrepublik Deutschland wurde das Einkommensniveau der Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer deutlich reduziert. Die Umstellung von der C- auf die W-Besoldung verringert die Chancen, erstklassigen Nachwuchs für

---

2 Darauf verweist Pirmin Stekeler-Weithofer, »Ist die Idee der (deutschen) Universität am Ende?«, in *Denkströme. Journal der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig*, Heft 1, 2008. S. 57.

das Wissenschaftssystem zu rekrutieren. Die deutschen Universitäten geraten sowohl zu alternativen Karrieremöglichkeiten als auch zu ausländischen Universitäten ins Hintertreffen. Das sekundäre Problem ist, dass jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an ausländische Forschungsinstitutionen abwandern. Das primäre Problem ist, dass sich immer mehr aus dem Kreis der Besten des akademischen Nachwuchses gegen eine wissenschaftliche Laufbahn entscheiden. Diese negativen Effekte überwiegen bei weitem die wenigen Erfolge in der Folge von staatlichen Exzellenzaktionen. Die deutschen Universitäten sind als Nachfrager auf dem Arbeitsmarkt immer weniger konkurrenzfähig.

Einzelserfolge von Berufungen – meist Rückholaktionen aus den USA – machen das nicht wett. Im Gegenteil: Wie Richard Münch ausführlich und überzeugend argumentiert, tragen solche Berufungen, mit denen in der Regel Zusagen eines entsprechend großen Mitarbeiterstabes verbunden sind, eher zur Verkrustung des Wissenschaftssystems bei.<sup>3</sup> Die oben eingeführte These der Struktur der Verantwortungsfreiheit lässt sich hier so präzisieren: Es gelingt der Hochschulpolitik durchaus, im Wissenschaftssystem Wirkungen zu erzeugen. Aber bei diesen Wirkungen handelt es sich überwiegend um nicht intendierte Effekte, die für die entscheidenden politischen Akteure, außerhalb und innerhalb der Universitäten, folgenlos bleiben.

4. Ein zentrales Problem, mit dem die Universitätsangehörigen in ihrem Arbeitsalltag umgehen müssen, besteht im Nebeneinander von wissenschaftspolitischer Exzellenz- und Relevanzrhetorik einerseits und der faktischen politischen Marginalisierung der Universitätsbelange andererseits. Es ist dies in der Tat für viele ein schwer ertragbarer Widerspruch, der an die Substanz des Wissenschaftssystems geht. Die Substanz: das ist die Innovations- und Arbeitsfähigkeit der Forschenden und Lehrenden. Ich beobachte unterschiedliche Reaktionsformen: Resignation ist eine, nach meiner Einschätzung erstaunlich wenig verbreitete, Reaktion. Die zunehmende Verlagerung der individuellen Aufmerksamkeit von den Belangen der eigenen Universität zu den Belangen der eigenen Disziplin und Profession scheint mir weiter verbreitet. Schließlich die Reaktion: jetzt-erst-recht. Das hochschulpolitische Engagement von Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern, das sich daraus ergibt, scheint mir gegenwärtig der einzige Anhaltspunkt für Hoffnungen auf eine Wiederverbesserung der Situation der Universitäten. Ein analoges Engagement der Studierenden lässt sich nicht beobachten. Das Ausbleiben nachhaltiger studentischer Proteste ist ein weiterer Faktor, der die Struktur der Verantwortungsfreiheit der Hochschulpolitik reproduziert.

---

3 Richard Münch, *Die akademische Elite*, Frankfurt 2007.

5. Eine Zwischenbemerkung: Die Universität Leipzig schlägt sich unter diesen Umständen gut. Nicht sehr gut, aber gut.

Die Attraktivität der Universität Leipzig als Studienort ist ungebrochen. Wir haben einige Fächer mit starker Anziehungskraft, von denen die gesamte Universität sehr profitiert. Diese Fächer haben, so meine ich, ihre Magnetfunktion zu akzeptieren. Daraus folgt aber auch, dass es Probleme des Lastenausgleichs gibt. Diese Probleme des Lastenausgleichs sind bisher nicht ausreichend scharf ins Auge gefasst, geschweige denn organisatorisch bearbeitet worden.

6. Die Struktur der Verantwortungsfreiheit manifestiert sich in erster Linie in Problemen zwischen den universitätsexternen Akteuren der Hochschulpolitik und den Universitäten selbst. Daneben zeichnet sie sich auch in Problemen zwischen dem wissenschaftlichen Personal und den Universitätsverwaltungen ab. Auch hier zeigt sich, dass die Universitäten generell unter den ungelösten Problemen der Zurechnung von Erfolg einerseits und dem Management von Erfolgsvoraussetzungen andererseits leiden. Erfolge fallen bei den Instituten und Lehrstühlen an – das Management der Erfolgsvoraussetzungen liegt zu einem erheblichen Teil auch bei der Verwaltung. Und so lange es nicht gelingt, die Verwaltung in irgendeiner symbolischen Form an den Erfolgen der Universität zu beteiligen, darf es nicht wundern, wenn Dienstreisen den Generalverdacht der Überflüssigkeit wenn nicht des Luxus gegen sich haben, wenn Publikationserfolge als Ausdruck eines verschärften Ego-trips von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern erscheinen, und wenn Einwerbungen von Drittmitteln als Quelle problematischer Mehrarbeit und Störungen der Verwaltungsroutinen wahrgenommen werden. Es ist vielmehr genau umgekehrt: Vor dem Hintergrund der Struktur der Verantwortungsfreiheit ist erstaunlich, dass all dies nicht immer und nicht von allen so wahrgenommen wird; dass sich die Universitätsverwaltungen tatsächlich an der Herstellung von Erfolgsvoraussetzungen für die Universitäten breit beteiligen.

7. Was sollen und können Universitätsleitungen tun? Universitätsleitungen sollten weder wissenschaftliche Konferenzen organisieren, noch versuchen, Forschungsinitiativen, die aus der Tiefe der Universität kommen müssten, zu ersetzen. All das scheitert an einem unüberwindbaren Hierarchieproblem: Wie auch immer das Leitungspersonal einer Universität inhaltlich tätig wird – es kann nie sicher sein, ob mit ihm kooperiert wird seiner wissenschaftlichen Anziehungskraft wegen oder aus taktischen Gründen. Man ist also Opportunismus prinzipiell schutzlos ausgesetzt. Damit kommt ein Teufelskreis in Gang: Opportunisten schrecken Leistungsträger ab und ziehen

mehr Opportunisten an, und das Niveau senkt sich bis zur Undurchführbarkeit eines an sich vielleicht vielversprechenden wissenschaftlichen Vorhabens ab.

Dagegen können Universitätsleitungen Forschungsinitiativen durch die Schaffung geeigneter Infrastrukturen wirkungsvoll unterstützen. Dabei gibt es ein entscheidendes Qualitätskriterium: Eine Forschungsinfrastruktur ist dann gut, wenn sie dem wissenschaftlichen Personal hilft, Zeit zu sparen. Zeit ist unsere mit Abstand knappste Ressource. Eine zeitsparende Infrastruktur für die Forschung und Lehre – das muss der Kern des Leitungskonzepts jeder forschungsorientierten Universität sein. Geld kann Zeit bedingt substituieren, allerdings nur dann, wenn die Geldbeschaffung durch die unübersichtliche Vielfalt der Geldtöpfe, die Rituale der Beantragung und Rechnungslegung etc. nicht selbst auf Zeitverschwendung angelegt ist.

8. Eine Universitätsleitung, die Aussicht auf Erfolg haben will, muss eine zentrale Vorleistung erbringen: Eine solche Universitätsleitung muss die Struktur der Verantwortungsfreiheit überwinden. Das heißt, sie muss ihren persönlichen Erfolg oder Misserfolg in verbindlicher und nachvollziehbarer Weise an den kollektiven Erfolg oder Misserfolg ihrer Hochschule koppeln. Dass diese Vorleistung erbracht wird, ist ebenso unwahrscheinlich wie unabdingbar. Unwahrscheinlich, weil eine Hochschulleitung sich damit willentlich einer komfortablen Konstellation begibt. Unabdingbar, weil sich der kollektive Erfolg einer Universität nur steigern lassen wird, wenn ihre Steuerung von den Leistung tragenden Hochschulangehörigen als legitim angesehen wird. Das aber setzt voraus, dass – für alle sichtbar – die Universitätsleitung für ihre Entscheidungen einstehen muss. Ohne derart fundierte Legitimation lässt sich eine Universität nicht erfolgreich leiten.

9. Es ist aber nur ein Teil der Erfolgsbedingungen von Universitäten für ihre Leitungen verfügbar. Ein größerer Teil wird von der Hochschulpolitik extern bestimmt. Mit der Überwindung der Struktur der Verantwortungsfreiheit dort ist nicht zu rechnen. Denn an der Marginalität der Hochschulpolitik in der Konkurrenz der Parteien und der politischen Issues lässt sich nichts ändern. Also sind aus dem politischen System hochschulpolitische Steuerungsversuche mit eher störenden als förderlichen Effekten zu erwarten. Daraus folgt, dass sich die Universitätsleitungen auf das erforderliche Minimum an Fügsamkeit gegenüber der Hochschulpolitik als Bedingung ihres Erfolges einstellen sollten. Für die Plausibilität dieser These gibt es gute Argumente und mittlerweile auch empirische Anhaltspunkte: Gegenwärtig scheinen jene Universitäten im Vorteil zu sein, die bei der Erfüllung der Bologna-Vorgaben Nachzügler

sind;<sup>4</sup> die ihre Angehörigen gegen externe Versuche simpler quantifizierender Leistungsmessungen abschirmen<sup>55</sup> und die sich in der Öffentlichkeit als weitgehend autonome Institutionen darstellen. Generell muss es den Universitätsleitungen darum gehen, die Ambivalenzen zu nutzen, die in den gegenwärtigen Autonomisierungstendenzen der Universitäten liegen: Es mag zwar sein, dass die Steigerung der Hochschulautonomie primär von der politischen Absicht getragen ist, den Universitäten die Verwaltung des Mangels zu überlassen.<sup>66</sup> Es stecken darin jedoch auch Handlungschancen, die zu eruieren und aususchöpfen sind.

---

4 Vgl. Heinz Steinert, »Die nächste Universitäts-Reform kommt bestimmt«, in *Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, Jg. 37, Heft 2, 2008, S. 155–168.

5 Das ist kein Votum gegen alle, aber gegen viele Versionen von externen Leistungskontrollen von Universitäten. (Zum Problem von Evaluationen vgl. Friedhelm Neidhardt, »Forschungsevaluation«, in *Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, Jg. 35, Heft 4, 2006, S. 419–425.) Zu selten wird bedacht, dass wechselseitige Leistungskontrollen dem Wissenschaftssystem ohnehin endemisch sind. Sie finden im Zuge der Begutachtung von Drittmittelanträgen, Manuskriptangeboten und Bewerbungen aller Art, sowie generell im wissenschaftlichen Diskurs statt. Schon vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage nach dem Grenznutzen zusätzlicher aufwändiger Evaluationen.

6 Michael Huber, »Reform in Deutschland. Organisationssoziologische Anmerkungen zur Universitätsreform«, in *Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, Jg. 34, Heft 4, 2005, S. 391–403.

Martin Schlegel

## Neue Universitätsstruktur

Seit ihrer Entstehung im europäischen Mittelalter sind Universitäten eine Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, die sich selbst organisieren, frei forschen und lehren und dafür anerkannte akademische Grade verleihen. Das Humboldtsche Bildungsideal impliziert eine von staatlichen Zwängen freie Wissenschaft, in der Universitäten die Orte der Einheit von Lehre und Forschung sein sollen. Anscheinend aber stehen Universitäten unter ständigem Rechtfertigungszwang. Denn Freiheit für Forschung und Lehre ist teuer, und den Unterhalt erwirtschaften die Universitäten kaum selbst und konkurrieren daher mit anderen Interessen der Gesellschaft. Zudem sind die deutschen Universitäten einer besonderen Spezifik ausgesetzt, da seit einiger Zeit ein Großteil der Forschungsgelder in gut ausgestattete außeruniversitäre Forschungseinrichtungen fließt, Spitzenforschung also ›woanders‹ gemacht wird. So ist oft zu hören: ›Humboldt ist tot‹, oder auch das Gegenteil: ›Es lebe Humboldt‹. Mitten in diese Situation platzte Anfang 2004 die Idee, in Deutschland durch die Identifikation und Förderung von Spitzenuniversitäten denselben den Aufstieg in die Internationale ›Ivy League‹ zu ermöglichen (die sich übrigens, zumindest in den USA, die deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts zum Vorbild genommen hatte).

In den zurückliegenden Jahren erfolgte zwangsläufig im Zusammenhang mit der aus dieser Idee hervorgegangenen Bundesexzellenzinitiative der Versuch einer konzentrierten, beschleunigten Schwerpunktentwicklung in der Forschung, der die Universitätslandschaft gewaltig in Bewegung gebracht hat. Derzeit sind 35 von ca. 100 Universitäten bei dem schneller werdenden Wettlauf noch erfolgreich und tragen den Lorbeerkrantz der Exzellenz. Man darf gespannt sein auf das Ergebnis der Geschwindigkeitserhöhung des Wettlaufs in der nächsten Runde der Initiative in drei Jahren.

Und dennoch, es hat sich etwas bewegt, und nicht nur zum Schlechten. Verkrustete Strukturen konnten in einem ungeahnten Ausmaß aufgebrochen und neue Ideen verwirklicht werden. Vielerorts waren dabei die Universitäten erfolgreich, die sich mit den außeruniversitären Forschungseinrichtungen zusammen getan hatten. Allerdings wird sich noch erweisen müssen, ob alle Modelle auch Bestand haben werden.

Auch die Universität Leipzig hat sich diesem Wettlauf angeschlossen, bei dem man, wie die Rote Königin bei Alice im Wunderland, immer schneller rennen muss, um auf der Stelle zu bleiben, will heißen, seinen Platz unter den Forschungsuniversitäten zu behalten. Das von der Universität Leipzig (UL) entwickelte Konzept ist klar: Es beruht auf Ideen, die unterschiedlich weit entwickelt und ausdifferenziert sind, und die es, keineswegs nur um in der nächsten Runde der Exzellenzinitiative erfolgreich zu sein, konsequent und mit Bedacht umzusetzen gilt. Fünf Jahre hat die UL nunmehr ihre Profildbildenden Forschungsbereiche entwickelt, baut seit gut zwei Jahren die strukturierte Doktorandenqualifizierung an der Research Academy Leipzig (RAL) auf und hat vor einem Jahr ihre bereits seit längerem gepflegten Kooperationen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen am Standort in einem Leipziger Forschungsforum formal etabliert. Strukturen, die gute und hoffnungsvolle Ansätze darstellen, und mit denen sie bereits anfängt, die ›Ernte einzufahren‹, wie die stark angestiegene Zahl von bewilligten Forschungsverbänden und eine signifikante Steigerung der Drittmittelinwerbung zweifelsfrei erkennen lassen. Aber der Weg ist noch weit und steinig. Das Zentrum für Höhere Studien in seiner neuen Funktion als mit der RAL kooperierende Stätte der akademischen Begegnung im Sinne einer Lerngemeinschaft auf Zeit von jungen und international renommierten Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen muss noch in diese Aufgabe hineinwachsen. Auch das Leipziger Forschungsforum und die Profildbildenden Forschungsbereiche müssen intensiver und häufiger in den Gedankenaustausch treten und gemeinsam handeln. Aber immerhin, die Strukturen sind da, und sie werden wachsen und funktionieren, wenn sie auch von denen, die noch skeptisch sind, akzeptiert und unterstützt werden. Konkrete wissenschaftliche Kooperationsprojekte und Forschungsverbände müssen hierbei der Motor sein. Welche institutionellen Formalisierungen über die bereits bestehenden, wie das Leipziger Forschungsforum, hierbei notwendig sein werden, wird sich zeigen. Künstliche Gebilde mit Showeffekt sind überflüssig und eher hinderlich.

So viel zu Forschung und wissenschaftlichem Nachwuchs. Um ein Zukunftskonzept, das Bestand hat, die Universität auf dem Platz hält und sogar noch weiter nach vorn bringt, weiter zu entwickeln, bedarf es auch einer konsequenten Fortführung der Studienreform und einer strukturellen Neuorganisation der Universität. Vielleicht ist dann der Traum von Jürgen Mittelstraß nicht ganz so unrealistisch, der alten Idee einer Einheit von Forschung und Lehre zu neuer Wirklichkeit zu verhelfen.<sup>1</sup>

---

1 Jürgen Mittelstraß, »Die Universität zwischen Anspruch und Anpassung«, in *Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften*, Heft 1, S. 11–23.



## Berichte & Notizen



Ulrich Stottmeister und Thomas Bley

# Forschung zur Technikbewertung und -gestaltung in der Sächsischen Akademie der Wissenschaften

## 1. Einleitung

Die strukturbezogene Kommission *Technikfolgenabschätzung* der Sächsischen Akademie der Wissenschaften (SAW) und die gleichnamige Arbeitsstelle wurden mit Präsidiumsbeschluss vom 27. Juni 2008 in *Technikbewertung und -gestaltung* umbenannt. Die Arbeitsstelle wurde von Chemnitz nach Dresden verlegt.

Im Folgenden werden die Aspekte erläutert, die zur Umbenennung der Kommission und der Arbeitsstelle geführt haben. Dazu wird allgemein auf das Anliegen der Technikfolgenabschätzung (TA, englisch: *Technology assessment*) eingegangen. Darauf beruhend wird dargestellt, wie die SAW aus ihrem allgemeinen Grundverständnis, in ihrem regionalen Wirkungsfeld und durch die fachliche Kompetenz der Mitglieder der Technikwissenschaftlichen Klasse sich neuen Aufgaben einer Technikbewertung und -gestaltung gestellt hat.

## 2. Allgemeine Betrachtungen zur Technikfolgenabschätzung

Ausgangspunkt einer traditionellen Sicht der Technikfolgenabschätzung ist die allgemeine Erkenntnis, dass Technik neben den angestrebten positiven Effekten auch nicht beabsichtigte Nebenwirkungen haben kann. Diese können indirekt oder erst mit großer Verzögerung eintreten. Nebenwirkungen können die gesamte Gesellschaft oder nur einzelne Bereiche beeinflussen.

Technikfolgenabschätzung ist *keine* eigenständige Fachdisziplin.<sup>1</sup> Der Begriff wurde in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts in den U.S.A. geprägt und ist entstanden aus dem Bedürfnis einer parlamentarischen Beratung über Fragen und Folgen der Technik im Allgemeinen. In den siebziger Jahren begannen in Europa die entsprechenden Debatten über die Technik im Zusam-

---

1 Armin Grunwald, *Technikfolgenabschätzung – eine Einführung*, Berlin 2002, S. 15.

menhang mit Beratungs- und Forschungsaktivitäten. Seit den achtziger und neunziger Jahren nimmt die Technikfolgenabschätzung einen festen Platz in Wissenschaft und Politik ein und wurde institutionalisiert.

Grunwald fasst zusammen:

»Entscheidungen über Technik werden in vielen Teilbereichen der Gesellschaft getroffen: In den Wissenschaften durch die Festlegung der Forschungsrichtungen, in Wirtschaft und Arbeitswelt, auf den Märkten im Wechselspiel von Angebot und Nachfrage, begleitet von den Massenmedien, all dies regional, national und international – und im politischen System. Nur im politischen System können für die Gesellschaft insgesamt verbindliche Entscheidungen getroffen werden. Geht es um Zukunftsfragen des technischen Fortschritts, steht damit die Politik in einer besonderen Verantwortung [...] Zur Wahrnehmung dieser Verantwortung sind Gesellschaft und Politik auf wissenschaftlichen Rat angewiesen. Zu den Aufgaben der Politikberatung gehören, Technikfolgen und Technikkonflikte frühzeitig zu erkennen, komplexe Abwägungen zu Chancen und Risiken durchzuführen und die Kriterien hierfür zu explizieren [...]«<sup>2</sup>

Das Büro für Technikfolgenabschätzung beim Deutschen Bundestag (TAB) hat einen wesentlichen Teil dieser grundlegenden Aufgabe übernommen.<sup>3</sup> Eine renommierte Forschungseinrichtung ist das Institut für Technikfolgenabschätzung und Systemanalyse (ITAS) im Forschungszentrum Karlsruhe in der Helmholtz-Gemeinschaft.<sup>4</sup> Hier werden aktuelle Fragestellungen in unmittelbarer Nähe zu den Fachwissenschaftlern bearbeitet, deren Ergebnisse wiederum vom TAB genutzt werden.

Je nach Art der zu betrachtenden Technologie nutzt die Technikfolgenabschätzung bewährte Methoden, um zu der gewünschten Aussage zu gelangen. Mit Literaturrecherche, Dokumentenanalysen und Expertenbefragungen können erste Erkenntnisse darüber gewonnen werden, welche Spezialgebiete in die nähere Betrachtung einbezogen werden müssen. Fallstudien, Computersimulationen und die Entwicklung von Szenarien können quantitative Angaben zu den erwarteten Auswirkungen liefern.

Damit liegt das Wirkungsfeld des interdisziplinären Forschungsgebietes ›Technikfolgenabschätzung‹ zwischen Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft.

---

2 Armin Grunwald, *Technik und Politikberatung: Philosophische Perspektiven*, Frankfurt a. M. 2008, S. 7.

3 Thomas Petermann und Armin Grunwald, *Technikfolgen-Abschätzung für den Deutschen Bundestag: das TAB – Erfahrungen und Perspektiven wissenschaftlicher Politikberatung*, Berlin 2005. Siehe auch die Webseite des TAB: <http://www.tab.fzk.de/>.

4 Siehe <http://www.itas.fzk.de/>.

Für eine TA-Studie ›klassischer‹ Ausführung ist ein folgender Ablauf denkbar<sup>5</sup>:

- Problemdefinition
- Beschreibung der Technologie
- Erkundung und Beschreibung von Nebenwirkungen der Technologie
- Beschreibung der Betroffenen
- Voraussagen der sozialen und sonstigen Entwicklungen
- Bewertungen der Folgen
- Analyse politischer Handlungsoptionen
- Allgemeinverständliche Vermittlung der Resultate.

Einschätzend muss gesagt werden, dass eine Grundvoraussetzung dieser Vorgehensweise immer das Vorhandensein umfassender Spezialkenntnisse auf dem zu betrachtenden Technologiesektor ist. Nur so kann eine fundierte Chancen- und Risikobewertung vorgenommen werden. In der erforderlichen Tiefe sind diese jedoch im Grunde nur beim Entwickler einer neuen Technologie oder eines neuen Verfahrens selbst vorhanden. Dieser wiederum hat eine hohe moralische Verantwortung, um kritisch ›seine‹ Entwicklung einzuschätzen. Er darf dabei nicht von Fachegoismus getrieben werden oder so sehr am Erfolg orientiert sein, dass Risiken oder Probleme der neuen Entwicklung verdrängt, hinten angestellt oder verschleiert werden.

Jede Auswahl und Anwendung bestimmter Technologien erfolgt selbstverständlich unter Einbeziehung aktueller ökonomischer Kriterien. Diese wiederum sind stark von momentanen Aspekten bestimmt wie z. B. Rohstoffpreisen, zeitgebundenen Subventionen, dem Einbeziehen fremder Märkte mit unbekanntem Risiko usw. In vielen Branchen fehlen vollständige Betrachtungen oder sind nicht üblich wie z. B. das Erstellen kompletter Energiebilanzen einschließlich der Betrachtung von Zulieferern.

Aus dieser Einschätzung folgt als logische Notwendigkeit, die Verbindung sowohl von Technikbewertung- als auch von Technikentwicklung zu einer Einheit. Zu dieser Entwicklung will die SAW zukünftig mit der Technikwissenschaftlichen Klasse einen Beitrag liefern.

---

5 Nach <http://de.wikipedia.org/wiki/Technikfolgenabsch%C3%A4tzung>.

### 3. Bisherige Forschung zur Technikfolgenabschätzung in der SAW

Nach der Gründung der Technikwissenschaftlichen Klasse der SAW im Jahre 1997 lag es nahe, den Entscheidungsträgern des Freistaates Sachsen mit einer Strukturbezogenen Kommission *Technikfolgenabschätzung* beratend zur Seite zu stehen. Im Jahre 1998 nahm zu deren Unterstützung die Arbeitsstelle *Technikfolgenabschätzung* in Chemnitz ihre Arbeit auf. Eine Vorhabensbezogene Kommission unterstützt fachspezifisch die einzelnen Projekte.

Die Forschungsarbeiten der Arbeitsstelle konzentrierten sich in den vergangenen Jahren – hauptsächlich durch Drittmittelprojekte unterstützt – erfolgreich auf folgende Themenfelder<sup>6</sup>:

- nachhaltige Entwicklung,
- Bergbaufolgelandschaft,
- Naherholung und Tourismus sowie
- Energie.

### 4. Technikbewertung und -gestaltung: Ein neues Themenfeld der interdisziplinären Zusammenarbeit in der SAW

Die Mitglieder der Technikwissenschaftlichen Klasse vertreten ein breites Spektrum zeitgemäßer technischer Disziplinen. Sie kommen aus Universitäten und wissenschaftlichen Einrichtungen des gesamten Mitteldeutschen Raumes. Bei der Benennung neuer Themen ist somit eine Synthese zu finden aus den

---

<sup>6</sup> Vgl. Alena Mudroch u. a., Hg., *Remediation of Abandoned Surface Coal Mining Sites*, Berlin, Heidelberg, New York 2002, hieraus insbesondere Sabine Linke und Lutz Schiffer, »Development Prospects for the Post-Mining Landscape in Central Germany«, S. 111–149, sowie Sigrun Kabisch und Sabine Linke »Now we Have a Future, People Can Also Speak of the Past-Living Next to an Opencast Mine«, S. 150–159; vgl. auch Sabine Linke, *Lebensqualität in der Bergbaufolgelandschaft – Nutzungspräferenzen an Bergbaurestseen*, UFZ-Bericht 15, 2002; Lutz Schiffer, »Methodologische Probleme der Technikbewertung«, in *Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig*. Leipzig 2002, S. 213–219; Lutz Schiffer, »Das Mitteldeutsche Braunkohlerevier – eine Region im Wandel«, in *Ingenieurnachrichten* 4, 2003, S. 13; Ulrich Stottmeister, »Sanierung in Bergbaufolgelandschaften: Eine interdisziplinäre Herausforderung«, in J. Thiede u. a., Hg., *Geowissenschaften und Zukunft. Abhandlungen der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Klasse, Akademie der Wissenschaften und Literatur Mainz*, 2, 2004, S. 150–157. Siehe auch Details unter <http://www.saw-leipzig.de/sawakade/7kommiss/techfolg.html>.

Beratungsbedürfnissen des Freistaates Sachsen und der anzustrebenden Kooperation wissenschaftlicher Einrichtungen der beiden anderen mitteldeutschen Bundesländer, dem Freistaat Thüringen und dem Land Sachsen-Anhalt.

Bislang wurde der finanzielle Teil der Arbeitsstelle *Technikfolgenabschätzung* und ein Teil der bereitgestellten Drittmittel durch das Sächsische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst (SMWK) des Freistaates Sachsen getragen. Es liegt nahe, durch Projektarbeit eine Erweiterung auf die Kultusministerien Sachsen-Anhalts und Thüringens anzustreben. Als eine Vision könnte die Strukturbezogene Kommission *Technikbewertung und -gestaltung* der SAW für die drei Ministerien eine zentrale beratende Rolle einnehmen.

In der Technikwissenschaftlichen Klasse sind Mitglieder mit einem sehr unterschiedlichen fachlichen Hintergrund integriert. Diese hervorragenden Fachleute können leistungsfähige experimentell-technische Forschungseinrichtungen nutzen. Dadurch ergibt sich die einzigartige Möglichkeit, eine hochrangige, fachspezifische Forschung von Beginn der wissenschaftlichen Arbeiten an mit dem ›Technikbewertungsgedanken‹ zu koppeln.

Die Mehrzahl der Ordentlichen Mitglieder (OM) der Technikwissenschaftlichen Klasse sind auch OM der acatech – Deutsche Akademie der Technikwissenschaften, und arbeiten in deren Gremien mit. Dadurch ist die Garantie gegeben, dass regional gebundene Themen in einen übergreifenden Rahmen transferiert werden können.

Darüber hinaus können sich durch die thematische Erweiterung des Begriffes ›Technikfolgenabschätzung‹ zu ›Technikbewertung und -gestaltung‹ sowohl für die Naturwissenschaftliche als auch für die Philologisch-historische Klasse neue Möglichkeiten einer interdisziplinären und transdisziplinären Zusammenarbeit ergeben.

Überzeugende Beispiele für eine Fachdisziplinen übergreifende Bedeutung der Technikfolgenabschätzung werden von Grunwald gegeben.<sup>7</sup> Es zeigte sich auch in der SAW schon sehr bald nach dem Beginn der Diskussionen zur Neuorientierung, die mit Vertretern der Naturwissenschaftlichen und der Philologisch-historischen Klasse geführt wurden, dass es am Thema ›Technikbewertung und -gestaltung‹ aus unterschiedlichen Blickwinkeln ein reges Interesse gibt. Ethische Aspekte und Wertediskussionen wurden dabei ebenso angesprochen wie eine Auswahl naturwissenschaftlicher Forschungsschwerpunkte.

---

<sup>7</sup> Armin Grunwald, *Technik und Politikberatung* (S. Fn. 2); ders., *Auf dem Weg in eine nanotechnologische Zukunft: philosophisch-ethische Fragen*, Freiburg i. Br., München 2008.

## 5. Das Vorhaben »Nachwachsende Rohstoffe als Chance für den mitteldeutschen Raum – Potenziale und Konfliktfelder einer verstärkten Nutzung nachwachsender Rohstoffe« als Leitprojekt eines länderübergreifenden Netzwerkes

Die energetische und stoffliche Nutzung von nachwachsenden Rohstoffen ist ein hoch aktuelles Themenfeld.<sup>8</sup> Es berührt die drei mitteldeutschen Bundesländer und eröffnet die »Zukunftsvision Energielandschaft Mitteldeutschland«<sup>9</sup>. Die Entwicklung von neuen, nachhaltigen Technologien auf diesem Feld erfordert die Vernetzung von Universitäten und Forschungseinrichtungen. Unter der Berücksichtigung der bisherigen Erfahrungen und zukünftiger Entwicklungen in der SAW wurde das Leitprojekt eines Netzwerkes »Nachwachsende Rohstoffe als Chance für den mitteldeutschen Raum – Potenziale und Konfliktfelder einer verstärkten Nutzung nachwachsender Rohstoffe« erarbeitet.<sup>10</sup>

Übergeordnetes Ziel des Leitprojektes ist die erfolgreiche Bewältigung des wirtschaftlichen Strukturwandels und damit des Wandels von Regionen mit hohen Zukunftsrisiken hin zu Referenzregionen für die verstärkte Nutzung nachwachsender Rohstoffe. Dazu ist es notwendig, die Entwicklung von Handlungsoptionen und Alternativen (Leitfaden für regionale Entscheidungsträger in den drei mitteldeutschen Bundesländern) zu verfolgen. Die Grundgedanken dieses Projektes und des vorgesehenen Netzwerkes werden im folgenden Teil dargestellt.

In einem interdisziplinär angelegten Forschungsverbund soll untersucht werden, welche komplexen Wirkungen auf die unterschiedlichen Funktionen von Kulturlandschaften durch einen verstärkten Anbau nachwachsender Rohstoffen mit unterschiedlichen Nutzungskonzepten (energetische und stoffliche Verwertung) zu erwarten und welche Gestaltungsstrategien für die Zukunft notwendig sind.

---

8 Ulrich Stottmeister u. a., »White Biotechnology for Green Chemistry: Fermentative 2-oxocarboxylic acids as novel building blocks for subsequent chemical synthesis«, in *Journal of Industrial Microbiology and Biotechnology* 32, 2005, S. 651–664; Dieter Sell, Jürgen Puls und Roland Ulber, »Weiße Biotechnologie« – Energielösungen für die Zukunft?, in *Chemie in unserer Zeit* 41, 2007, S. 108–116; Thomas Bley, Hg., *Biotechnologische Energieumwandlung. acatech diskutiert*, Berlin, Heidelberg 2009. Vgl. auch <http://www.nachhaltige-waldwirtschaft.de/>.

9 Norbert Kaiser und Ulrich Stottmeister, »Zukunftsvision Energielandschaft Mitteldeutschland«, Studie der SAW, Leipzig 2008.

10 Inhaltliche Bearbeitung durch Lutz Schiffer und Ulrich Stottmeister, eingereicht beim SMWK, Projektbeginn: 1. März 2009.



Diese Zielstellung wird anhand von drei thematischen Schwerpunkten verfolgt:

1. der Bereitstellung von Flächen zur Biomassegewinnung für eine energetische Nutzung, die bislang nicht in derartige Nutzungskonzepte eingebunden waren;
2. der stofflichen Nutzung holzartiger Biomassen für Entwicklung innovativer neuer Materialien;
3. der stofflichen Nutzung von land- und forstwirtschaftlichen Produkten (Stärke, Zucker, Öle, Lignin) als Ausgangsstoffe für biotechnologische Stoffwandlungen (Weiße Biotechnologie).

Da die aufgeführte Zielstellung nur in einer konkreten und überschaubaren Region erreicht werden kann, sollen die dargestellten drei Schwerpunkte in einer Referenzregion umgesetzt und experimentell untersucht werden. Als Referenzregion wurde das Dreiländereck ausgewählt, das die oben erwähnten drei Bundesländer mit dem Altenburger Land (Thüringen), dem südlichen Teil des Landkreises Leipzig (Sachsen) und dem südlichen Teil des Burgenlandkreises (Sachsen-Anhalt) bilden.

Partner aus Forschungseinrichtungen der Mitteldeutschen Region sind für weitergehende experimentelle Arbeiten verantwortlich. Sie ergänzen die Projekte zu den thematischen Schwerpunkten und sind Teil des Netzwerkes. Das Netzwerk wird Wirtschaftspartner sowie administrative Einrichtungen mit dem Ziel der Initiierung flankierender Forschungsvorhaben und der erfolgreichen Umsetzung einbeziehen. Ein wesentliches Ziel ist die gegenseitige Bereitstellung von Forschungsergebnissen und die Vorbereitung zukünftiger Investitionen mit einer hohen Wertschöpfung, der Entwicklung interessanter und sicherer Arbeitsplätze in einem alten Kulturraum der Mitte, dessen Pflege und behutsame Gestaltung ein zentrales Anliegen der Technikgestaltung ist.

Neue Verfahren der biotechnologischen Stoffwandlung<sup>11</sup> stehen im Wettbewerb mit traditionellen Techniken der Verwertung von Produkten der Land- und Forstwirtschaft und mit konventionellen chemischen Technologien.<sup>12</sup> Mit dem Projekt »Nachwachsende Rohstoffe als Chance für den mitteldeutschen Raum – Potenziale und Konfliktfelder einer verstärkten Nutzung nachwachsender Rohstoffe« sollen besonders auch diese innovativen Techniken bewertet und einer breiten Öffentlichkeit erklärt werden. Eine wichtige Rolle soll da-

---

11 Stottmeister u. a., »White Biotechnology«; Sell u. a., »Weiße Biotechnologie« (für beide s. Fn. 8).

12 Bley, Hg., *Biotechnologische Energieumwandlung* (s. Fn. 8).

bei ein wissenschaftlicher Diskurs über Chancen und Risiken der Gentechnik spielen. Die Erhaltung der Kultur des ländlichen Raumes in Europa muss auf deren wirtschaftlicher Entwicklung gründen. Technik, Hochtechnologie ist die Basis dafür.

Anhand konkreter Beispiele aus der Modellregion wird eine Technikbewertung aus ihrem komplexen Zusammenhang vom Anbau nachwachsender Rohstoffe, der Rückkopplung zur Regionalentwicklung, der Nutzung der nachwachsenden Rohstoffe und vielen anderen Faktoren zu einer Technikgestaltung führen, die zukünftigen Anforderungen an Nachhaltigkeit ökologisch, ökonomisch, sozial und kulturell gerecht wird.<sup>13</sup>

---

13 Andreas Pfennig, »Globale Bilanzen als Wegweiser für nachhaltiges Wirtschaften«, in *Chemie-Ingenieur-Technik*, Bd. 79, 12, 2007, S. 2009–2017; Rainer Zah u. a., *Ökobilanzen von Energieprodukten: Ökologische Bewertung von Biotreibstoffen*, EMPA Schlussbericht im Auftrag der Schweizerischen Bundesämter für Energie, Umwelt und Landwirtschaft, Bern 2007.

Christian Schmidt

## Wissenschaftsbegründung und Interdisziplinarität

Zum Abschluss des Akademievorhabens »Rekonstruktion der wissenschaftsphilosophischen Diskurse in Wilhelm Ostwalds *Annalen der Naturphilosophie*«

### Das Vorhaben

Das Akademieprojekt »Rekonstruktion der wissenschaftsphilosophischen Diskurse in Ostwalds *Annalen der Naturphilosophie*« der *Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig* war der Analyse eines Zeitschriftenprojekts des beginnenden 20. Jahrhunderts gewidmet, das wissenschaftshistorisch besondere Aufmerksamkeit verdient. Wilhelm Ostwald (1853–1932) und der Soziologe Rudolf Goldscheid (1870–1931) versuchten, ausgehend von den Ergebnissen und Methoden der Naturwissenschaft die Grundlegung eines philosophischen Weltbildes vorzunehmen. Während einer Zeit, in der die Reformen der Universitäten die Ausrichtung der Wissenschaften auf klar definierte Fachrichtungen beförderten, waren die *Annalen der Naturphilosophie* der interdisziplinären Diskussion um wissenschaftliche Fundierungsfragen und den systematischen Zusammenhang der Einzelwissenschaften verpflichtet. Unter den Autoren der Zeitschrift finden sich dabei berühmte Wissenschaftler, wie Felix Hausdorff, Ludwig Wittgenstein, Hans Adolf Eduard Driesch, Franz Oppenheimer, Arthur Erich Haas, Wilhelm M. Frankl und Ernst Mach. Sie vereinte in diesem Zusammenhang eine Autorenschaft, die sich aus eminenten Figuren der damaligen Wissenschaftslandschaft, wissenschaftlichem Nachwuchs, der sich später vielfach noch etablieren sollte, und einzelnen, damals durchaus im wissenschaftlichen Diskurs noch fest verankerten Privatgelehrten und Persönlichkeiten der wissenschaftlich gebildeten und interessierten Öffentlichkeit zusammensetzte.

Ostwalds *Annalen* haben die philosophische Landschaft ihrer Zeit entscheidend mitgeprägt. Da die klassische philosophische und wissenschaftsphilosophische Historiographie den Einfluss der *Annalen* auf die philosophischen Debatten weitgehend unberücksichtigt gelassen hatte, war die Rekonstruktion der wissenschaftsphilosophischen Diskurse in den *Annalen der Naturphilosophie* ein Desiderat, dessen Erfüllung unser Verständnis dieser Epoche vervollständigt und bereichert. Die Rekonstruktion der *Annalen*-Diskurse ist aber auch für die zeitgenössische systematische philosophische und naturwis-

senschaftliche Arbeit von Bedeutung, die dadurch von vergessenen Ideen und Konzepten profitieren kann.

Zur Durchführung des Vorhabens wurde unter der Leitung von Pirmin Stekeler-Weithofer, Heiner Kaden und Nikolaos Psarros vom 15. Oktober 2006 bis zum 31. Dezember 2008 eine vom *Sächsischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst* finanzierte Arbeitsgruppe eingerichtet.

## Ergebnisse des Projekts

In der ersten Projektphase erfolgte die Rekonstruktion der verschiedenen Diskursstränge in den *Annalen der Naturphilosophie*. Dabei ergab sich ein Themenfeld, das in folgende Bereiche unterteilt werden kann:

- Philosophische Überlegungen, vor allem zur Systematik der Wissenschaften und zur Erkenntnistheorie;
- Arbeiten zu Grundbegriffen (Entwicklung, Harmonie, Kausalität, Raum und Zeit, Relativität, Leben und Wert) sowie
- Beiträge, die sich um eine Fundierung sowohl der klassischen Naturwissenschaften (Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Psychologie) als auch der – zur Zeit der *Annalen* noch im Entstehen bzw. im Wandel begriffenen – Kulturwissenschaften (Geschichte, Rechtssoziologie, Soziologie, Ökonomie) und der Sprachanalyse (Logik und Linguistik) bemühen.

Daneben findet sich ein Diskurs, der vor allem auf die politische Debatte zur Entwicklung des Erziehungswesens gerichtet ist. In den aufgeführten Themenfeldern finden sich immer wieder Beiträge, die für ihre Zeit erstaunlich avantgardistisch und damit auch heute noch thematisch aktuell sind, wie beispielsweise der Artikel des *Odol*-Fabrikanten und Gründers des *Deutschen Hygiene-Museums* Dresden, Karl August Lingner »Der Mensch als Organisationsvorbild« (*Ann. Nphil.* 13) belegt, der ein Plädoyer für Bionik enthält.

Ergänzt wurde dieser Teil der Bearbeitung des Vorhabens durch die Rekonstruktion der Diskurse unter Erstellung von Inhalts- und Argumentationsanalysen der Beiträge zu den wichtigsten Themensträngen der *Annalen*, d. h. zu den Artikeln mit wissenschaftssystematischen Überlegungen, zur Erkenntnistheorie und zu den sich neu entwickelnden Sozialwissenschaften. Außerdem erfolgte die Katalogisierung der fast ausschließlich von Wilhelm Ostwald vorgenommenen Besprechungen der damals zeitgenössischen naturphilosophischen Literatur anhand von Schlagworten.

Ein weiteres Ergebnis der ersten Projektphase ist die biographische Erschließung von etwa 90 Prozent der Autorinnen und Autoren der *Annalen* nach disziplinärer, akademischer und sozialer Provenienz. Dabei zeigte sich, dass neben bereits etablierten Wissenschaftlern, die in den *Annalen* vor allem interdisziplinäre, philosophische und grundlegende Überlegungen publiziert haben, auch wissenschaftlicher Nachwuchs veröffentlichen konnte, von dem ein großer Teil in den folgenden Jahren in Lehrämter an Universitäten berufen werden sollte. Eine dritte Gruppe von Autoren bilden die wissenschaftlich gebildeten Laien und Privatgelehrten, deren Bedeutung für die Wissenschaftsentwicklung im Publikationszeitraum noch beträchtlich höher einzuschätzen ist, als es gegenwärtig der Fall ist. Zu dieser Gruppe gehörte auch der zeitweilige Mitherausgeber Rudolf Goldscheid.

Ausgehend von der überraschenden Breite der Berufe der Beitragenden und der wissenschaftlichen Weite der insgesamt behandelten Themen können die *Annalen* als eine Form des Widerstands gegen die wissenschaftsorganisatorischen Veränderungen am Anfang des 20. Jahrhunderts aufgefasst werden. Mit der Neuordnung der Fakultäten an den Universitäten Deutschlands wurde nicht nur Wilhelm Ostwald selbst die Möglichkeit genommen, seine philosophischen Interessen im universitären Rahmen zu verfolgen, auch anderen angesehenen Wissenschaftlern lieferten die *Annalen* ein Refugium, um jenseits der sich stark professionalisierenden Universitäten fachübergreifenden und innovativen Ansätzen nachzugehen. Für das Verständnis der *Annalen* und des in ihnen kultivierten Lientums war daher die Einbeziehung des wissenschaftsorganisatorischen Umbruchs am Beginn des 20. Jahrhunderts ein wichtiger Schritt, der auch für die gegenwärtigen Debatten um die Chancen von Innovation und Interdisziplinarität vor allem in der Kooperation von Sozial- und Geisteswissenschaften einerseits und Naturwissenschaften andererseits von großer Bedeutung ist.

In der zweiten Projektphase ging es darum, die diskursive Einbettung der *Annalen* in die zeitgenössischen wissenschaftsphilosophischen Entwicklungen näher zu bestimmen. Im deutschsprachigen Raum ist dabei vor allem die Herausbildung der Soziologie als universitärer Disziplin von eminenter Bedeutung, da beide Herausgeber an diesem Konstitutionsprozess sowohl publizistisch als auch organisatorisch beteiligt waren. Rudolf Goldscheid erwies sich als ein in der Soziologiegeschichte bisher nur unzureichend gewürdigter Pionier der soziologischen Gesellschaften in Deutschland und Österreich. Aber auch Wilhelm Ostwald publizierte zu soziologischen Themen und wurde als wissenschaftliche Autorität u. a. vom heute international bekanntesten Soziologen jener Zeit, Max Weber, sehr ernst genommen.

Ausgehend von dieser Erkenntnis ergab sich die Notwendigkeit der Erforschung des politischen und weltanschaulichen Engagements der beiden

Herausgeber – vor allem aber von Wilhelm Ostwald, da der Status der Soziologie als engagierter Wissenschaft in jener Zeit der zentrale Diskussionspunkt war. Die Überschneidungen dieses Engagements mit der Arbeit an den *Annalen* zeigen sich dann auch vor allem in den sozialwissenschaftlichen Beiträgen. Ein Vergleich mit der parallel zu den *Annalen* erschienenen *Bibliographie der Sozialwissenschaften* ergab zudem, dass die zeitgenössische Deutung des sozialwissenschaftlichen Feldes sich im Vergleich zur Gegenwart verschoben hat, so dass unter Einbeziehung der zeitgenössischen Perspektive eine Ausweitung des Feldes der Artikel mit sozialwissenschaftlicher Relevanz vorgenommen werden musste.

Gab es im sozialwissenschaftlichen Bereich organisatorische Verbindungen, die die Herausgeber der *Annalen* mit sozialreformerischen Bemühungen in Berührung brachten, so stützt sich die Wahrnehmung der Ostwaldschen Energetik bei den russischen Sozialrevolutionären vor allem auf erkenntniskritische Überlegungen. Diese führen einerseits zur Verdammung von Ostwalds Ideen durch W.I. Lenin, andererseits hatte Ostwalds Naturphilosophie aber auch einflussreiche Anhänger wie Alexander Bogdanow, der den »Empiriokritizismus« Ernst Machs unter Bezugnahme auf Ostwald zu einem »Empiriomonismus« fortentwickelte.

Im Bereich der Erkenntniskritik konnten zwei Antworten der Energetik auf zentrale Probleme, die sich den entwickelten Naturwissenschaften am Anfang des 20. Jahrhunderts immer drängender stellten, rekonstruiert werden. Das betraf zunächst die Gegenstände der empirischen Wissenschaften, die mit der Atomtheorie in einen Bereich nur noch theoretisch konstruierbarer, empirisch aber nicht mehr wahrnehmbarer Gegenstände überzugehen begannen. Der Vorschlag der Energetik auf diesem Gebiet ist es, statt wieder in den Zustand des bloß Hypothetischen zurückzufallen, die Perspektive der tatsächlich beobachtbaren Prozesse und Wirkungen zu stärken. Das zweite Problem, das in den *Annalen* gelöst werden sollte, war die Frage nach dem Zusammenhang der sich ausdifferenzierenden Wissenschaften. Hier ist die in den *Annalen* eingenommene Position weniger eindeutig und stärker als im Bereich der wissenschaftlichen Gegenstände von anderen Diskursen abhängig. Eine erste Lösung ist die Rückführung aller Prozesse in der Welt auf Energie als abstraktem Einheitsprinzip. Diese Lösung wird dann aber modifiziert, einerseits durch Ostwalds wachsendes Interesse für die Logik, andererseits durch die konkreten Fragen nach den Übergängen zwischen den einzelnen Wissenschaften, ein Thema, das vor allem – aber nicht nur – anhand der Verbindung von Chemie und Biologie diskutiert wurde.

Einer Beurteilung der Wirkungsbreite der in den *Annalen* vorgestellten Ideen dient auch die Untersuchung der publizistischen Tätigkeit Ostwalds

außerhalb der *Annalen*. Durch diese sind Rückschlüsse auf die Anerkennung des in den *Annalen* vorangetriebenen Projekts einer Naturphilosophie möglich, da Ostwald erstens als der Repräsentant dieses Projekts galt und zweitens in den ersten Jahren des Erscheinens sich vorrangig mit dem in den *Annalen* aufgespannten Themenfeld beschäftigte.

Bezüglich der Akzeptanz der *Annalen* im Feld der wissenschaftsphilosophischen Publikationen ihrer Zeit konnten im dritten Projektabschnitt zwei von einander unterscheidbare Phasen identifiziert werden. Im Zeitraum von 1901 bis 1910 finden sich drei Viertel der Beiträge von akademisch fest etablierten Autoren, die im gesamten Publikationszeitraum in den *Annalen* veröffentlicht wurden. In den ersten Bänden glänzen die *Annalen* noch mit bekannten Namen deutscher und internationaler Wissenschaftler, diese Dichte lässt jedoch zunehmend nach. Entsprechend wurde die Zeitschrift bis 1990 regelmäßig in das wissenschaftsphilosophische Rezensionsorgan *Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Method* aufgenommen. Ab 1911 unterbleibt nicht nur die Listung dort, sondern auch die Aufnahme einzelner Artikel aus den *Annalen* in die *Bibliographie der Sozialwissenschaften*. Hinzu kommt die dramatische Abnahme der Zahl der Abonnements, die ursprünglich 500 betragen hatte.

Im Zeitraum von 1911 bis 1921 verschiebt sich zum einen das Feld der Autorinnen und Autoren der Zeitschrift, zum anderen ändert sich auch das von Ostwald angesprochene Publikum. Ostwald versucht vor allem, unter den Mitgliedern des Monistenbundes Interesse für die *Annalen* zu wecken. Die Leserschaft verschiebt sich aus den universitären Kreisen, die teilweise starkes Interesse an Ostwalds Programm einer Naturphilosophie hatten, in kulturbewegte und sozialpolitische Milieus. Gleichzeitig werden statt der akademisch etablierten Autoren jetzt vorrangig Feuilletonisten und Privatiers gewonnen. Die Zeitschrift entprofessionalisiert sich – sowohl was die Autoren, das Publikum, die Themen und letztlich auch die Herausgeber betrifft – und wird zu einem dilettantischen Blatt von wissenschaftlichen Amateuren. Das erhöhte allerdings gleichzeitig in einem gewissen Maße das kreative und innovative Potential der Artikel in den letzten Jahrgängen, sodass diese – etwa mit Artikeln Rosa Mayreders, Siegfried Bernfelds oder Ludwig Wittgensteins – universitäre Entwicklungen teilweise um Jahrzehnte vorwegnahmen.

Die Neuausrichtung der Zeitschrift, zu der auch die vorübergehende Änderung des Titels in *Annalen der Natur- und Kulturphilosophie* und die Einbeziehung Rudolf Goldscheids in die Herausgabe (beides 1913–1917) gehört, konnte das Überleben des Vorhabens jedoch nicht sichern. Ab 1919 ist belegt, dass die sinkende Zahl der Abonnements die Finanzierung der Zeitschrift unmöglich werden ließ.

Die im letzten Projektabschnitt untersuchte Rolle der *Annalen* als propagandistisches Mittel Ostwalds für das Projekt einer Ersetzung der Religion durch eine naturwissenschaftliche Weltanschauung, ist so zu bewerten, dass die in der Publikationsperiode ab 1911 festzustellenden mannigfachen Verquickungen mit dem Monistenbund, in dem Ostwald religions- und vor allem kirchenkritisch wirkte, keine Folge einer institutionellen Vernetzung waren. Die *Annalen* fungierten zu keinem Zeitpunkt als monistisches Blatt. Sie waren weder eine offizielle Anlaufstelle für monistische Autoren noch für Autoren anderer dissidenter oder devianter Reformbewegungen. Die Autoren dieses Spektrums wurden nicht systematisch oder aufgrund ihrer Mitgliedschaft im Monistenbund rekrutiert.

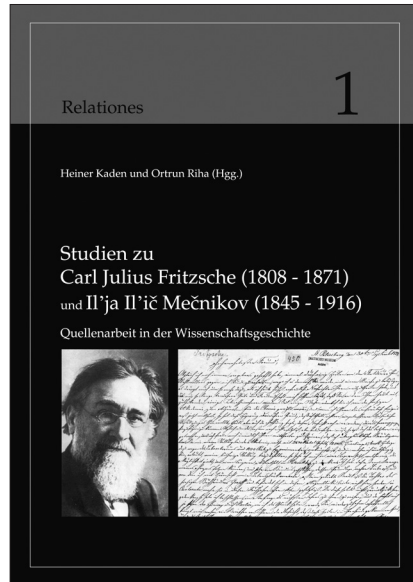
Die *Annalen* widerspiegeln in der zweiten Hälfte ihres Publikationsverlaufs die sich verändernde Lebenswelt ihres Herausgebers Wilhelm Ostwald bzw. die Lebenswelt des zeitweiligen Mitherausgebers Rudolf Goldscheid, nämlich abseits universitärer Kreise. Ostwald und Goldscheid verkehrten zwar weitgehend im bildungsbürgerlichen und neumittelständischen Milieu, wobei sich der neue Mittelstand durch die habituelle und ideelle Orientierung am Bildungsbürgertum auszeichnete; die von diesen Kreisen geführten Debatten formierten sich aber weitgehend unabhängig von berufsmäßig universitären Diskussionen, wobei natürlich immer noch einige Teilnehmer als Vermittler zwischen akademischen Laien und akademischen Professionellen fungieren konnten. Indem Ostwald von Beginn an Dilettanten und Praktikern Platz in der Zeitschrift einräumte, fungierten die *Annalen* selbst einige Zeit als ein Vermittlungsorgan in beide Richtungen. Die letzten Jahrgänge der *Annalen* stellen dann allerdings wissenschaftliche Programme lediglich noch einem interessierten Laienpublikum, nicht, wie noch zu Beginn der Zeitschrift, auch den akademischen Kollegen, vor, so dass Wittgenstein, nicht bloß wegen des fehlerhaften Satzes, den von Bertrand Russell vermittelten Abdruck seiner »Logisch-philosophischen Abhandlung« in den *Annalen* als »Raubdruck« abtat und nicht sehr hoch schätzte, obwohl andere Organe die Veröffentlichung abgelehnt hatten.

## Publikationen

In Zusammenarbeit mit der *Universitätsbibliothek Leipzig* und der *Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden* wurden die *Annalen* digitalisiert und sind unter [www.ub.uni-leipzig.de](http://www.ub.uni-leipzig.de) (Projekte > Drucke) im Internet zugänglich. Außerdem liegen zwei von den Projektleitern herausgegebene Sammelbände vor, die neben den Ergebnissen der am Projekt Betei-



ligten, Katharina Neef und Christian Schmidt, auch die Vorträge zu den zwei im Rahmen des Projekts veranstalteten Tagungen enthalten: *Ein Netz der Wissenschaften?* (= *Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse*, Bd. 81, Heft 4 (2009)) und *An den Grenzen der Wissenschaft* (= *Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse*, Bd. 82 (2010)).



**Studien zu Carl Julius Fritzsche (1808–1871) und Il’ja Il’ič Mečnikov (1845–1916). Quellenarbeit in der Wissenschaftsgeschichte.**

Herausgegeben von Heiner Kaden und Ortrun Riha. (= Relationes. Schriftenreihe des Vorhabens »Wissenschaftsbeziehungen im 19. Jahrhundert zwischen Deutschland und Russland auf den Gebieten Chemie, Pharmazie und Medizin« bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Band 1) Shaker, Aachen 2008. VIII + 176 Seiten, 23 Abbildungen.

Im Mai 2007 hat an der *Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig* ein neues Vorhaben seine Arbeit aufgenommen, das den Titel »Wissenschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und Russland im 19. Jahrhundert in Chemie, Pharmazie und Medizin« trägt und sich damit in eine aktuelle Forschungsrichtung einordnet: Das Thema »Wissenstransfer« erfährt seit Jahren verstärkte Aufmerksamkeit und ist eingebettet in ein allgemeines Interesse an Kontakten zwischen unterschiedlichen Kulturen. Der Austausch zwischen Europa und Russland steht dabei schon seit längerem im Blickfeld der Wissenschaftsgeschichte. So widmeten sich Projekte zum einen dem 18. Jahrhundert, in dem der Wissensimport aus westlichen Ländern in das weniger fortschrittliche Zarenreich dominierte, und zum anderen der Wissenschaftspolitik der Sowjetunion. Vom gerade im 19. Jahrhundert besonders fruchtbaren Wissenschaftsaustausch speziell zwischen dem deutschsprachigen Raum und Russland haben die vorliegenden Untersuchungen einen so vielversprechenden

Eindruck vermittelt, dass dieser nun im neuen Akademievorhaben vertieft und konkretisiert werden soll. Ausgangspunkt ist die sich im 19. Jahrhundert vollziehende naturwissenschaftliche Fundierung der drei Fächer Chemie, Pharmazie und Medizin und damit ein neues Wissenschaftsparadigma, dessen Entwicklung und Durchsetzung sowohl im Ländervergleich als auch anhand des transnationalen Ideentransfers und –austauschs untersucht wird. Diese wissenschaftshistorischen Fragestellungen werden in kulturelle, gesellschaftliche und politische Zusammenhänge eingeordnet; auch wenn der Ansatz nicht primär sozialgeschichtlich ist, so gilt das Erkenntnisinteresse doch auch der Alltags-, Mentalitäts- und Institutionengeschichte.

Um dieses Anliegen und die Vorgehensweise in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit frühzeitig bekannt zu machen und zur Diskussion zu stellen, präsentiert der erste Band der für das Projekt ins Leben gerufenen Schriftenreihe *Relationes* zwei exemplarische Studien zu Naturwissenschaftlern, die für verschiedene Ausprägungen der deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen im 19. Jahrhundert stehen. Gleichzeitig werden unterschiedliche Herangehensweisen innerhalb des Projekts und mehrere Quellentypen vorgestellt, denn sowohl Archivalien als auch Primärliteratur (i. S. v. historischen Originalarbeiten) sind für die Auswertung vorgesehen. Aktueller Anlass, gerade die beiden ausgewählten Personen zum Thema zu machen, waren die mit ihnen verbundenen Jubiläen im Jahr 2008 – der 200. Geburtstag von Carl Julius Fritzsche und der 100. Jahrestag der Verleihung des Nobelpreises an Il'ja Il'ič Mečnikov.

Der deutsche Pharmazeut und Chemiker Carl Julius Fritzsche (1808–1871) ist in Russland immer noch hoch geschätzt, aber hierzulande fast vergessen, obwohl das ›Fritzsche Reaktiv‹ lange zum Nachweis von Kohlenwasserstoffen benutzt wurde und ein im erzgebirgischen Johanngeorgenstadt gefundenes Mangan-Uranyl-Vanadat seinen Namen trägt (›Fritzscheit‹). Fritzsche absolvierte seine Ausbildung bei Eilhard Mitscherlich (1794–1863) in Berlin und übersiedelte 1833 nach St. Petersburg, wo er sich erfolgreich als Mineralwasserfabrikant etablierte. Damit gehört er zu den Personen, denen Russland Entfaltungsmöglichkeiten bot, die sie daheim wohl nie bekommen hätten: 1844 wurde Fritzsche an der *Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften* außerordentliches und 1852 ordentliches Mitglied. Sein wissenschaftliches Oeuvre umfasst u. a. Arbeiten über Doppelsalze, organische Farbstoffe, Anthracen, Pikrinsäure sowie die Modifikationen des Zinns. Der Fritzsche gewidmete Beitrag von Regine Pfrepper illustriert die Bedeutung der biobibliographischen Forschung innerhalb des Projekts und das Potenzial exakter Archivarbeit. So waren mehrere falsche Angaben in gängigen Handbüchern zu korrigieren und es liegt erstmals ein Schriftenverzeichnis Fritzsches vor. Ferner wurden zehn neu aufgefundene Briefe Fritzsches an seinen verehrten Lehrer Mitscherlich ediert und mit einem Kommentar versehen.

Diese Quellen bieten einerseits Einblicke in die Alltagsgeschichte und erlauben es andererseits, über fast drei Jahrzehnte hinweg schlaglichtartig zeitgenössische Diskussionen in der Chemie bis hin zu persönlichen Querelen zu verfolgen.

Demgegenüber repräsentiert der russische Zoologe und Bakteriologe Il'ja Il'ič Mečnikov (1845–1916) einen der internationalen ›großen Namen‹. Er studierte und arbeitete in Russland und Deutschland, forschte jedoch auch zeitweise in Italien und am Institut Pasteur in Paris. Wie viele Gelehrte des 19. Jahrhunderts lässt sich Mečnikov keiner Einzeldisziplin zuordnen: Seine Beiträge zur Anatomie und Entwicklungsgeschichte der Wirbellosen fanden ebenso hohe Anerkennung wie die Untersuchungen zu Bakterien, Toxinen und zur körpereigenen Abwehr. Seinen Ruhm verdankt Mečnikov vor allem der Entdeckung der Phagozytose durch weiße Blutkörperchen; für seine Arbeiten zum Immunsystem erhielt er 1908 zusammen mit Paul Ehrlich (1854–1915) den Nobelpreis für Physiologie oder Medizin. Im zweiten ausführlichen Beitrag stellt Thomas Schmuck nicht das wissenschaftliche Werk, sondern die durchaus umstrittenen populärphilosophischen Ideen Mečnikovs vor dem Hintergrund der zeitgenössischen gesamteuropäischen Diskussionen vor. Diese Studie soll die zweite Säule des Vorhabens illustrieren, indem sie ideengeschichtlich angelegt ist und den Blick auf den gesellschaftlichen Kontext von Wissenschaft richtet: Jahrelang von melancholischen Anwandlungen gequält, sah Mečnikov die einzige Quelle des Optimismus in der (Natur)Wissenschaft. Mit seinem szientistischen Vertrauen in deren umfassende Problemlösungskompetenz folgte er einer unter Wissenschaftlern der Jahrhundertwende verbreiteten Tendenz, ebenso wie mit der unkritischen Übertragung biologischer Beobachtungen auf gesellschaftliche Phänomene. Dass er sich überdies mit den damals aktuellen Problemen von Evolution und Verfall, Prävention und Zukunftssicherung beschäftigte, verschaffte ihm eine durchaus beachtliche Breitenwirkung.

Das dritte Modul des Projekts knüpft an die große Erfahrung der *Sächsischen Akademie* bei der Erarbeitung biobibliographischer Nachschlagewerke an. Eng verzahnt mit den monographisch darzustellenden Themen, entsteht kontinuierlich ein entsprechendes Lexikon, das alle Akteure berücksichtigen soll, die die deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen im 19. Jahrhundert gestaltet und getragen haben. Die Konzeption dieses Lexikons, von den herangezogenen Quellen über die Auswahlkriterien für die eingeschlossenen Personen bis hin zur Strukturierung der Einträge, wird daher ebenfalls in diesem Auftaktband kurz vorgestellt. Anhand eines Beispielartikels verdeutlicht Marta Fischer die Vorgehensweise; ein kleiner Ausblick erläutert die Möglichkeiten der Online-Präsenz sowie die Abstimmung mit anderen biographischen Datensammlungen im In- und Ausland.

*Ortrun Riha*

# Autoren

- Prof. Dr. Thomas Bley,  
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig,  
Institut für Lebensmittel- und Bioverfahrenstechnik, TU Dresden,  
thomas.bley@tu-dresden.de
- Prof. Dr. Dr. Olaf Breidbach,  
Institut für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik,  
Universität Jena,  
Olaf.Breidbach@uni-jena.de
- Dr. Brigitte Bulitta,  
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig,  
bulitta@saw-leipzig.de
- Prof. Dr. Rudolf Große,  
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig
- Prof. Dr. Armin Grunwald,  
Institut für Technikfolgenabschätzung und Systemanalyse, Forschungs-  
zentrum Karlsruhe in der Helmholtz Gemeinschaft,  
grunwald@itas.fzk.de
- Dr. Andreas Herz,  
Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel,  
herz@hab.de
- Prof. Dr. Wolfram Högbe,  
Institut für Philosophie, Universität Bonn,  
wolfram.hogbe@uni-bonn.de
- Dr. Markus Kirchhoff,  
Simon-Dubnow-Institut, Leipzig,  
kirchhoff@dubnow.de
- Dr. Maria Kozianka,  
Lehrstuhl für Indogermanistik, Universität Jena,  
Maria.Kozianka@uni-jena.de

Autoren

Dr. Almut Mikeleitis-Winter,  
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig,  
mikeleitis-winter@saw-leipzig.de

Prof. Dr. Wolfgang Prinz,  
Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften, Leipzig,  
prinz@cbs.mpg.de

Prof. Dr. Martin Schlegel,  
Prorektor für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs, Universität  
Leipzig,  
prorektorf@uni-leipzig.de

Dr. Christian Schmidt,  
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig,  
Institut für Philosophie, Universität Leipzig,  
schmidtch@saw-leipzig.de

Dr. des. Roland Schuhmann,  
Lehrstuhl für Indogermanistik, Universität Jena,  
degu\_rolli@hotmail.com

Prof. Dr. Pirmin Stekeler-Weithofer,  
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig,  
Institut für Philosophie, Universität Leipzig,  
stekeler@uni-leipzig.de

Prof. Dr. Ulrich Stottmeister,  
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig,  
Helmholtzzentrum für Umweltforschung UFZ,  
ulrich.stottmeister@ufz.de

Prof. Dr. Georg Vobruba,  
Institut für Soziologie, Universität Leipzig,  
vobruba@sozio.uni-leipzig.de

PD Dr. Susanne Zeilfelder,  
Lehrstuhl für Indogermanistik, Universität Jena,  
Susanne.Zeilfelder@uni-jena.de